


DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Gesammelte Werke

von

Adolf Stahr.

V.

Weimar und Jena.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
(D. Collin.)

Oldenburg.
Schulzesche Buchhandlung.
(C. Berndt & A. Schwartz.)

Weimar und Jena.

Von

Adolf Stahr.

Zweite sehr vermehrte Auflage.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag (D. Collin).

1871.

An

Franz Liszt.

Du gehörtest, mein theurer alter Freund, zu denjenigen, welche dieses kleine Buch bei seinem ersten Erscheinen mit freundlicher Theilnahme begrüßten. Laß es Dir darum gefallen, daß ich diese zum Theil unter Deinen Augen entstandenen Studien über Weimar's große Zeit in der gegenwärtigen neuen Ausgabe Dir zuzuschreiben und damit das Andenken jener stillen, glücklichen mit Dir in der deutschen Musenstadt verlebten Tage Dir in die Erinnerung zurückzurufen mir erlaube.

Ungeheure Ereignisse, die seitdem die Welt erschüttert und umgestaltet haben, trennen das Jetzt von dem Damals, und gar Manches, worüber vor zwanzig Jahren schmerzhafte Klage oder sehnlicher Wunsch sich in diesen Blättern Luft machte, hat seitdem, zumal in neuester Zeit, eine ganz andere, befriedigendere Gestalt gewonnen. Aber obschon in vielen Punkten vermehrt, ist das Buch selbst doch in seinem wesentlichen Inhalte von mir unverändert belassen worden,

und mag so ein Zeugniß bleiben von der Stimmung und Weltanschauung, die mich und viele andere in jenen Tagen erfüllten und beherrschten.

Dir aber mein theurer Freund, möge es ein Zeichen sein meiner dankbaren Erinnerung an vielfache Beweise Deiner treuen Theilnahme und Freundschaft.

Berlin, den 10. Juli 1871.

Adolf Stahr.

Inhalt.

I.

Weimar.

„O Weimar! Dir fiel ein besondres Loos!
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß."
Goethe.

Weimar, Anfang Mai 1851.

Seit fünf und zwanzig Jahren hatte ich es nicht wiedergesehen das deutsche Ilm-Athen, diese einzige Stadt, bei deren Namen der Deutsche selbst in dieser Zeit tiefster Erniedrigung sich von einem nationalen Gemeingefühl gehoben empfindet. Und dies Gefühl ist um so ergreifender, da es auf dem Bewußtsein beruht, daß in ihm und in seinen Begründern der die ganze Menschheit umfassende Humanitätsgedanke zu seinem reinsten Ausdrucke gekommen ist.

Fünf und zwanzig Jahre! Ich glaubte zu träumen, als ich am ersten Abend die stillen Gassen durchwanderte, und alles so unverändert fand, als wäre es gestern gewesen, daß ich mit dem Studentenränzchen auf dem Rücken und dem versteckten schwarz-roth-goldenen Burschenbande auf der Brust einst hier eingewandert, um aus der Ferne, am Fenster des breithingelagerten braungelben Hauses am Frauenplan, den Anblick des deutschen Geisteskaisers zu erhaschen! Aber die feierliche Ruhe eines geheimnißvollen Daseins, welche damals das Haus umwob, war jetzt einer herzbeklemmenden Oede und Verlassenheit gewichen, welche aus den langen leeren Fensterreihen des Mittelgeschosses gespenstisch niederschaute.

Doch war dies nicht die vorherrschende Stimmung, welche sich meiner in den ersten Stunden zu Weimar bemächtigte. Es war ein Gefühl ganz anderer Art, ein Gefühl des Friedens, der Ruhe, der Sicherheit, wie ich es seit den letzten drei Jahren nicht mehr empfunden. Denn hier in dieser Gräberstadt, in diesem Pompeji des deutschen Geistes verließ mich zum Erstenmale jene Empfindung, daß die Erde unter unsern Füßen nicht mehr fest stehe; jenes unsagbare Gefühl, daß eine Revolution, wie die Weltgeschichte noch keine gesehen, mit ihrem ersten dumpfen Donnergrollen das alte Europa von der Ferse bis zum Scheitel elektrisch durchzuckt hat. Und dieses Gefühl des Friedens und der Sicherheit — es kam mir aus dem Gedanken, daß sie wirklich und wahrhaftig todt sind und wohleingesargt in der kühlen Erde, die Heroen und Propheten des deutschen Geistes, die einst hier gelebt, daß ihre erhabenen Gestalten, deren sterbliche Reste diese geweihte Erde birgt, erst jetzt im Tode das ewige Leben des Geistes leben, da sie aufgenommen sind in das Pantheon des Genius aller Völker und Zeiten.

Was ist nicht schon gespottet worden über Weimar den „Musenwittwensitz," wie ihn Tannhäuser-Heine genannt hat, über die leere Schale des deutschen Geisteskernes, den hier ein Wunder einst im kleinsten Raume versammelt hatte. Dies Wunder aber war ein Fürst der ein Genie, ein Genie das ein Fürst und zugleich ein Mensch war, ein ganz voller freier Mensch, ein Fürst im ursprünglichen eigentlichen Sinne des Wortes, weil er der Vorderste war in dem Reigen jener edlen, nach freier Menschlichkeit strebenden Geister, die er um sich versammelt hatte. Das war der Magnet in Karl August, der die Goethe und Schiller

an ihn zog und fesselte mit magischer Gewalt. Freie Menschlichkeit war der Zauber, dessen Hauch ihm das Herz der begabtesten Geister wie des geringsten Mannes unwiderstehlich gewann, der Zauber, der den armen Treiber der fürstlichen Jagden alle Müh und Noth vergessen ließ, wenn ein Blick aus dem Auge seines Herzogs auf sein staub= und schweißbedecktes Antlitz fiel. Karl August war ein Mensch, die Menschlichkeit sein Glaube, sein Panier, sein Leitstern, und darum ward dem Herzog des kleinen Landes Weimar der unsterbliche Ruhm beschieden, in Deutschlands Geschichte als Schirmherr und Bannerträger voraufzuziehen dem Heerbann des deutschen Geistes.

Jahrelang hatte ich danach getrachtet, einmal in Weimar selbst in Muße den Spuren unserer größten Kulturepoche nachzugehen, die Stätten zu sehen, wo jene großen Menschen gelebt und gestrebt, genossen und gelitten, und immer wollte sich's nicht fügen, daß ich diesem Wunsche Erfüllung gewähren konnte. Jetzt endlich ist es mir vergönnt; und wie mir einst in Rom Senat und Volk, römisches Leben und Geschichte, Horaz und Tazitus erst zu Wirklichkeiten geworden waren, während ich bis dahin nur an sie geglaubt hatte, so ergeht es mir jetzt hier in Weimar, wenn ich Schiller's und Goethe's, Wieland's und Herder's Wohnstätten aufsuche und wenn ich den Park und seine Alleen, die Höhen Ettersburgs und Tiefurts Thal, Belvedere, Cromsdorf und Osmannstedt durchstreife, wo auf Tritt und Schritt eine dahingeschwundene Welt aufs neue vor mir lebendig wird. In diese Welt will ich mich hinein versenken, in ihrer Erinnerung mir die Seele laben, und im Hinblick auf die hier erfochtenen Siege des Geistes der Freiheit das Herz stärken und trösten in einer Zeit, wo sternenlose

Nacht immer tiefer sich auf uns herniederzusenken scheint. Vor allen will ich ihren Spuren nachgehen, den Spuren der beiden großen Befreier Deutschlands, und mich an dem Gedanken erheben, daß ein Volk, bei welchem die Befreiung des Menschen als Einzelwesen durch Geister wie Goethe und Schiller bereits im Gebiete des Schönen und Wahren verwirklicht worden ist, unmöglich dazu verdammt sein kann, als Volk, als Gesammtheit, für ewig in Knechtsgestalt einherzugehen.

Weimar, Anfang Mai 1851.

Welch eine behagliche Stadt ist dies kleine Weimar! so recht gemacht für einen Sommeraufenthalt, der ruhiges Arbeiten verbinden soll mit ungehindertem Naturgenuß. Ich wüßte kaum eine deutsche Stadt die so viel Vortheile in sich zu diesem Zwecke vereinte. Während man sich überall umwittert fühlt vom Zauberhauche der größten geistigen Vergangenheit unseres Vaterlandes, während tausend Erinnerungen aus Deutschlands glänzendster Kulturepoche uns auf Tritt und Schritt begleiten, und der Gedanke an das Bleibende im Vergänglichen, an das Dauernde im Wechselnden uns das Herz beruhigt nnd den Sinn zur Thätigkeit erhebt: gewährt zugleich eine vortreffliche Bibliothek reiche literarische Hülfsmittel, findet der Freund der Kunst in wohlausgestatteten Sammlungen Belehrung und Anregung, bietet ihm die von einem Lißt geleitete Oper Genüsse, wie sie überhaupt selten gefunden werden dürften. Dazu die Eisenstraße, welche die Stadt mit der Welt verbindet, und die doch fern genug abliegt, um eine gewisse behagliche Ruhe und Lässigkeit nicht zu stören, welche den Hauptcharakter des Städtchens bilden. Es ist ein heiter umfriedetes Dasein inmitten der grünen Hügelzüge, welche das Thal von Weimar ein-

schließen, ein Dasein auf welches ein Vorüberfahrender nicht ohne ein gewisses Verlangen niederzublicken vermag. Selbst der schrille Pfiff der Eisenbahn, dieses modernen Perpetuum mobile's, tönt nur gedämpft zu uns herüber von dem Bahnhofe auf dem nördlichen Höhenrande; aber er schreckt uns nicht auf aus unserm Denken und stört uns nicht in unserm Hinträumen. Er kündet eben nur an, daß da draußen die Welt rastlos weiter und weiter jagt, und läßt uns das Glück der Ruhe und des Friedens durch den Gegensatz nur um so anmuthender empfinden, während doch jenes Gefühl der vereinsamten Abgeschlossenheit von der Welt nicht in uns aufkommen kann, das sich des modernen Menschen so leicht in einer Stadt bemächtigt, welche von der Wohlthat des großen Zeit- und Raumbezwingers ausgeschlossen ist. Und nun die Menschen die Bewohner. Das Volk ein guter, treuherziger, etwas langsamer aber zuverlässiger und biederer Schlag, nicht eben allzu strebsam, dafür heiter und leichtlebig, nicht reich aber doch auch nicht grade arm, die gebildeten Klassen meist wirklich gebildet, nicht ohne einen gewissen Stolz auf ihres Wohnorts weltberühmten Namen, aber doch auch zugleich durch ihn und seine Erinnerungen gehoben über die alltägliche Philistermisère gewöhnlicher deutscher Kleinstädterei; ein Hof ohne Soldatenspiel und militairischen Pomp, das Gedächtniß ruhmwürdiger Vorgänger treu bewahrend. Und endlich zu allen diesen geistigen Elementen eine Naturumgebung, welche dies Weimar zu einer der spazierlichsten Städte macht, eine Naturumgebung die ungehindert durch Thore und Stadtmauern mit ihren Parkbäumen bis nahe an den Marktplatz hinein säuselt und rauscht, ein rasches Flüßchen über Wehre und Mühlenräder brausend, zwischen überhängenden Bäumen und

Sträuchen des Parks sich hindurchschlängelnd, hier sanft flüsternd und rieselnd, dort wirbelnd und strudelnd, immer aber voll Leben und Bewegung, bald von kleinen Holzstegen überbrückt, bald von kühngespannten Quaderbogen überwölbt, immer uns zur Seite wo wir auch wandeln, und geschwätzig uns erzählend von vergangenen Zeiten und „unsterblichen Liedern," die sie zuerst gehört, die kleine flinke wellenblitzende Ilm, ehe sie weiter und weiter hinaus erklangen durch die ganze weite Welt.

Weimar ist eigentlich ein Park in welchem eine Stadt liegt. Dieser Park — wie liebe ich ihn, seit ich ihn ganz kenne in seiner vollen sinnigen Anmuth, in der Majestät seiner Bäume, in dem schönen Schwunge seiner Fernsichten, mit seiner schattigen Kühle, seinen sonnigen Wiesengründen; und selbst die schreienden Pfauen hasse ich nicht mehr, seit ich sie Abends ruhend sitzen gesehen auf den schlanken Zweigen der majestätischen Tannen und Buchen. Der Park beginnt südlich vom Schlosse, an das er unmittelbar herangeht. Keine Mauer umschließt, kein Gitter umgränzt diese liebliche Schöpfung Goethes und Karl Augusts, an welche ein halb Jahrhundert später der große Meister der Park- und Gartenkunst, Fürst Pückler, die letzte Hand gelegt hat. Wie Stadt und Park ineinandergehen, so verlieren sich auch Park, Feld und Wald nach allen übrigen Seiten ineinander, und da das Auge nie und nirgends an eine Trennung, an ein Aufhören durch irgend eine Schranke erinnert wird, so überkommt uns in dem engen Raume den die eigentlichen Parkanlagen einnehmen, ein Gefühl unbegränzter Freiheit. Karl August fühlte eben so menschlich als künstlerisch, da er nach Vollendung seines Parks alle Eingänge, Brücken und Stege für Jedermann eröffnete, und Goethe empfand den Gegen-

satz lebhaft als er bei einem Besuch in Gotha (1783), wie er an Frau von Stein schreibt, selbst die einzelnen Partieen der dortigen Parkanlagen gegeneinander verschlossen und in „Vorhöfe, Tempel und Heiligstes“ abgetheilt sah*).

*) Goethe's Briefe an Frau von Stein II. S. 319—320.

Weimar, Anfang Mai 1851.

Wie leicht wir das erkannte Schöne als einen Besitz empfinden, das sah ich gestern recht, als ich einen eben angekommenen römischen Freund, den Maler Rudolf Lehmann im Parke herumführte, und von ihm, der doch aus England dem berühmten Parklande kam, das Geständniß hörte, daß er eine anmuthigere Schöpfung der Gartenkunst kaum gesehen. Dies Lob des feinsinnigen Künstlers erfreute mich, als ob es meinem Besitzthum gälte.

Ich habe mich vergebens nach einer guten Beschreibung des Weimarischen Parks umgethan, und nichts gefunden als einen sehr schwachen Versuch von einem Ungenannten*) aus dem Jahre 1797, und ein noch schlechteres Gedicht „der Park von Weimar" (1819) von dem ehemaligen Pagenerzieher König. Sie sind alle beide nur merkwürdig als Beläge zu der empfindelnden Weise einer Zeit, die kein Gefühl in seiner Einfachheit belassen mochte. So reden beide ein Breitestes von dem Eindrucke des Schaurigen und Düsteren, welchen sie bei gewissen Partien des Parks, wie das Borkenhäuschen und die künstlichen Ruinen, empfunden haben

*) Beschreibung und Gemälde der herzoglichen Parks bei Weimar und Tiefurt (Erfurt 1797).



wollen, während doch dergleichen Empfindungen weder bei jenen Spielereien noch sonst bei irgend einer der verschiedenen Anlagen einem vernünftigen Menschen auf meilenweit nahe kommen. Gegen diese Gefühlsverlogenheit jener Zeit erscheinen selbst manche Ausschweifungen der modernen Herbigkeit noch erträglicher, weil sie dem Wahren näher sind.

Der Park liegt im Süden der Stadt. Eine Reihe ziemlich ansehnlicher, meist moderner Häuser, die Ackerwand genannt, von Gartenmauern und Gartenhäuschen hier und da unterbrochen — auch Goethes Stadtgarten stößt an die Ackerwand — blickt unmittelbar hinein in den schattigen Park, und bildet nach dieser Seite den Abschluß desselben. Von hieraus rechts, bezeichnet die stattliche schnurgrade Allee von Belvedere, welche als Fortsetzung der ebenfalls ganz modernen Marienstraße in halbstündiger Länge sanft ansteigend nach dem Lustschlosse Belvedere führt, mit ihren zwei Reihen hochkroniger Kastanienbäume den Abschluß des Parks gegen Westen. Nach Osten hin, jenseit des Ilmthales, ist es ein Hügelzug der sich, waldbekränzt und mit Gärten und Landhäusern geschmückt, von Norden nach Süden dem Dorfe Oberweimar zustreckt, welcher auf der entgegengesetzten Seite den Blick begränzt. Die größte Breite des Raums von jener Allee bis zur Höhe dieses Hügelzuges mag kaum etwas über eine Viertelstunde betragen, die größte Breite des eigentlichen Parks wenig über die Hälfte dieser Entfernung. Weil aber nirgends Park und Umgebung sich abscheiden, sondern überallhin in einander sich verlierend zusammengehen, so gewinnt das Auge nach allen Seiten unendlich größere Weitsichten. Zumal wenn es dem Laufe der Ilm aufwärts folgend, über die saftigen Wiesenmatten des Ilmthales und über die an-

muthigen Thaldörfer Oberweimar und Ehringsdorf hingleitend, sich darüberhinaus in die stundenweiten duftigen Fernen verliert. Und auch an der Seite der Belvederischen Allee, wo der plötzliche Uebergang zu den hart angränzenden Steinbrüchen und Ackerfeldern das Bedürfniß zu schroff an die Schöpfung der Kunst herantreten läßt, hat die letztere vorsorglich nachgeholfen, indem sie durch dichte Tannenpflanzungen am westlichen Saume der Allee den Blick verhindert jene schroffe Abgrenzung wahrzunehmen.

Von der Belvederischen Allee nun streckt sich eine Art von Hochebene in sanfter Neigung östlich gegen die Ilm in die Breite, südlich in die Länge eben so geneigt gegen den Fuß der Anhöhe hin, welche etwa von der Hälfte der Allee ab allmählig aufsteigend auf ihrer Höhe das Lustschloß und ringsumher auf ihren terrassirten Hängen den herrlichen Park von Belvedere trägt. Nach der Ilm zu endet jene Hochebene mit einem mehr oder minder schroffen Felsabhange, an dessen Fuße sich durch Gebüsch und Laubgewölbe hochschattiger im reizenden Wechsel gruppirter Baumpflanzungen die Ilm hinschlängelt. Diese rauhen felsigen Uferhänge, welche sich vom Ende des Parks bis dicht an die Stadt hinstrecken, sind durch die Kunst zu dem reizendsten Theile des Parks umgeschaffen. Es ist ein mäandrisches Auf- und Nieder von dichtbeschatteten Wegen: hier eine Treppe aufsteigend, dort eine Terrasse in kurzer gradliniger Richtung verfolgend, dann wieder hinab sich schlängelnd zum Borde der tief unten rieselnden Ilm, um ihren Lauf in duftigster Kühle eine Strecke weit zu verfolgen, bis eine zierliche Brücke uns verlockt über die Ilm hinaus die sonnigen Wiesen von Oberweimar und den schattigen „Stern" zu besuchen, oder einer neuen Wendung des Pfades zu folgen,

die uns wieder aufwärts führt zu freien Plätzchen mit weiterer Aussicht, zu kleineren und größeren Gartenhäuschen. — Und dies ganze grüne schattenduftige Pfadwesen, an jedem lieblichsten Punkte seiner labyrinthischen Windungen ausgestattet mit einladenden Ruhesitzen, hier von Moos und Rasen, dort von Eisen, Stein und Holz, oder auch wohl die Aeste einer hart über der Erde dickstämmig aufsteigenden Buche zur schmucklosen Ruhebank ineinandergeflochten; aus Felsenspalten Quellen niedermurmelnd in moosbegrünte Becken und weiter sich einen Ausgang suchend zur Ilm hinab; Grotten in die Felsenwand gehöhlt zu lauschigen Plätzchen, und endlich Denkmäler und Inschriften, den Segen dichterischer Weihe sprechend über diese Schöpfung einer rein poetischen Zeit — das ohngefähr ist es, was dieser Felsenufertheil des Parks dem Wanderer bietet. In diese schattigen Kühle, vom Dufte des sanft murmelnden Wassers durchhaucht, dringt auch in der Gluth der Mittagssonne kaum ein vereinzelter Strahl durch die dichten Laubkronen der Buchen und Eschen, der Linden und Eichen und des feinblättrigen Ahorns, Masholder genannt, der sonst im Norden Deutschlands nur als Strauch fortkommend, hier die stattlichste Baumhöhe erreicht hat, und dessen schlanke, schön geschwungene Zweige und feingezacktes Blätterwerk dem Landschafter die herrlichsten Baumstudien für seine Vorgründe bieten.

Ohngefähr in der Mitte dieses Parktheils steht das Denkmal, welches Goethe für den Freund Karl Augusts den Fürsten Franz von Dessau, den Schöpfer des Wörlitzer Parks errichten ließ. Es ist ein großer kegelförmiger Tuffblock auf einem Postamente von kyklopisch übereinander gewälzten Felsstücken, aus deren Fugen Malven und Königskerzen sprossen, während Epheu den Fuß des

Felsblocks umarmt, der die einfache Inschrift Francisco Dessaviae principi auf einer Marmortafel trägt. Wenn ich etwas daran auszusetzen habe, so ist's daß hier wie anderwärts das anspruchsvolle Latein zu Bezeichnungen von so einfacher Art angewendet und dadurch dem Volke das Verständniß selbst der einfachsten Monumente verschlossen ist. Recht auffällig tritt dies hervor an einem andern Monumente, welches nicht weit davon dem „Geiste des Ortes" geweiht ist. Es besteht aus einem antiken, etwa vier Fuß hohen Säulenstumpf, um den sich eine kolossale Schlange windet, im Begriffe die oben auf die Fläche des Säulenstumpfs gelegten antiken Opferbrode zu verspeisen. GENIO LOCI lautet die Inschrift dieses Monuments. Diese Darstellung, welche nur für einen spezifischen Alterthumskenner Sinn hat, der da weiß, daß den Alten der Genius loci (d. h. der Genius eines geweihten Orts) unter der Gestalt einer Schlange erschien, die als Symbol galt für die Verjüngung des Lebens*), ist natürlich dem Volke, an welches man zur Zeit der Schöpfung dieses Parks freilich noch nicht zu denken gewohnt war, eben so fremd wie die Inschrift. Aber das Volk weiß sich zu helfen. Das wunderliche Gebild ist ihm Anlaß zu einer Sage geworden, welche dasselbe vortrefflich erklärt. In früheren Zeiten, so lautet diese moderne Volkssage, wurde dieser Theil des Ilmufers — die „kalte Küche" nennt ihn noch jetzt der Weimarische Sprachgebrauch — durch eine große giftige Schlange unsicher gemacht, die zu bewältigen durchaus nicht gelingen wollte, bis endlich ein Bäcker auf den Gedanken kam, Gift durch Gift zu vertreiben. Große mit dem stärksten Gifte

*) S. Servius zu Virgil's Aeneide V, 95.

getränkte Kuchen wurden auf einen Felsblock in der Nähe der Schlangenhöhle gelegt. Sie thaten ihre Wirkung. Die lüsterne Schlange fraß sich daß Verderben. Zum Gedächtniß dieses Ereignisses, das den Weimarischen Bäckermeister als den eigentlichen wohlthätigen Genius Loci erscheinen läßt, wurde dann jenes Denkmal in Stein gehauen und aufgestellt. So komisch auch dieser volksmäßige Deutungsversuch klingt, so ist doch im Grunde mehr gesunder Verstand darin als in dem frostigen antikisirenden Denkmale selbst. Ein aufmerksames Auge erkennt auch hier nicht ohne Theilnahme den klaffenden Riß, welcher unsre exklusive Bildung von dem Volke und seinem Bewußtsein trennt. Und doch ist das Volk und nur das Volk der nährende Mutterboden aller wahrhaften Bildung in jeder Zeit, und eine Madonna mit dem Kinde in der Felsengrotte eines Italischen Waldweges, von Aehrenkränzen und Blumen umwunden und von dem Weihelämpchen erhellt ist mir lieber als solch ein kalter klassischer Spuk, der Niemandem etwas sagt und deutet, als dem, der es nicht nöthig hat*).

Dieser untere Ufertheil des Parks zieht sich an der Bibliothek und dem Reithause vorbei bis unmittelbar in die Nähe des Schlosses. Noch jetzt sieht man, daß die Gräben der alten Befestigungswerke ausgefüllt, Wälle und Mauern niedergelegt werden mußten um dieses ungestörte In- und Miteinander von Park und Stadt zu erreichen. Ein gewaltiger runder Mauerthurm ist noch

*) Das kleine Denkmal bildete übrigens den Ersatz für ein anderes, das Goethe der glücklichen Beendigung jener im Jahre 1779 mit dem Herzoge Karl August unternommenen Schweizerreise im Parke setzen wollte, das aber nicht zu Stande kam. (S. Riemer II, S. 103—105).

übrig, er bildet den Abschluß des Bibliothekgebäudes, und enthält die Kriegsbibliothek Karl Augusts.

Wenn man vom Schlosse aus auf diesem Wege den Park betritt, so stößt man auf ein altes Trümmerwesen. Es sind die Mauern einer alten Schießwand, deren Reste, mit einiger Nachhülfe von zerbrochnen Wappenbildern, versunkenen Steinportalen und umher verstreuten Werckstücken zu dem Scheine einer Burgruine umgewandelt sind. Der oben genannte Sänger des Parks von Weimar fühlt sich bei ihrem Anblick von „heiligen Schauern" ergriffen, während gewöhnliche Menschenkinder hier nur eine ziemlich geschmacklose Spielerei erblicken. Aber ich will den Guten nicht schelten. Verdanke ich ihm doch ein herzliches Lachen, das mir seine Bezeichnung des Denkmals für Franz von Dessau hervorrief, welches er ganz ernsthaft als:

„des fernen Dessaviens Herrscher"

geweiht, bezeichnet. Wir können seitdem die Stelle nicht mehr passiren, ohne daß uns „das ferne Dessavien" des Weimarischen Poeten ein Lächeln erweckte. Und doch ist diese von uns belächelte Inschrift nicht ohne ein kulturhistorisches Interesse. Denn sie zeigt deutlich, wie Entfernungen wie die welche Weimar und Dessau trennt, die wir jetzt in zwei Stunden durchfliegen, noch vor kaum vierzig Jahren als sehr große und trennende angesehn wurden.

Unterhalb jener aus Wahrheit und Dichtung bestehenden Ruine liegt ein wunderlicher vieleckig runder ganz mit Baumrinde bekleideter Holzbau, sehr ähnlich der Siedelei eines Waldbruders. Rings von hohen Bäumen umschattet, dicht an die Felswand gedrückt, von einer hölzernen Gallerie umgeben, mit niedrigen jetzt

dicht verschlossenen Fenstern und zwei Eingängen versehen, erscheint es so recht geschaffen für ein lauschiges Beieinander in grüner stiller Einsamkeit. Dies „Borkenhäuschen,“ auch das Luisenkloster genannt, war ein Lieblingsaufenthalt Karl Augusts, der in demselben viel glückliche Jugendstunden verlebt hat. Das Häuschen ist eine Schöpfung Goethe's, der seinen fürstlichen Freund mit demselben zum Geburtstage der Herzogin überraschte (1778), und es durch einen artigen Scherz einweihte*). Holztreppen führen die Gallerie hinauf und hinab; ohne diese würde sonst das Häuschen den Weg in diesen Theil des Uferparks versperren. Eine Felsentreppe dicht an der hintern Thüre dient zum leichteren Entschlüpfen bei unwillkommner Ueberraschung, und noch erzählt manche Tradition von ihrer gelegentlichen Benutzung, in den ersten Jugendzeiten des Bewohners. Im Innern herrscht die einfachste Schlichtheit. Eine gewölbte Decke mit kleinen Stuckverzierungen umspannt einen prismatisch vieleckigen Raum kaum so groß wie ein mäßiges bürgerliches Wohnzimmer. Das spärliche Ameublement ist jetzt, wo die Hütte nicht mehr benutzt wird, entfernt. Und doch hat in diesem engen, geradezu armseligen Raume Karl August häufig Sommers ganz allein gewohnt. Aus dem Strudel der Gesellschaft, aus dem Wirbel der Vergnügungen und Zerstreuungen suchte und fand er hier in dieser Hütte und ihrer Einsamkeit — sich selbst wieder. Ein und derselbe kleine Raum diente seiner Genügsamkeit als Wohn- und Arbeitszimmer, Schlafraum, Empfangzimmer und Speisesaal. Denn er speiste auch in seiner „Hütte,“ entweder allein

*) Ausführlich beschrieben in dem Aufsatze „das Luisenfest“ im 20sten Bande der Werke (Ausg. in 40 Bdn.).

oder in Gesellschaft mit Goethe und wenigen erwählten Freunden und Genossen. Nachts vor Schlafengehen badete er dann wohl in der nahe unter seinem Fenster vorbeifließenden Ilm — das Badehaus ist jetzt nicht mehr vorhanden — und Morgens empfing er hier den vortragenden Rath seines geheimen Conseils.

Man muß gestehen, daß diese Zeit unendlich genügsamer und anspruchloser war als die komforthaschende Gegenwart, die dennoch jenes Behagens nur allzusehr entbehrt, welches den damaligen Menschen aus ihrer Einfachheit entsprang. Heute würde ein fürstlicher Kammerdiener gewaltig sauer sehen, wenn man ihm Karl Augusts Sommerwohnung anweisen wollte. Sie wird jetzt nur noch zur Aufbewahrung von Gartengeräth benutzt, auch hat das Ueberwuchern der Vegetation ringsumher die kühle Feuchte zu stark vermehrt, als daß ein Aufenthalt dort ohne Gefahr für die Gesundheit sein dürfte. Vor siebzig Jahren war das anders. Damals verstatteten die jungen Anpflanzungen noch freie Aussicht über das Ilmthal hinweg zu Goethes Gartenhause am Stern, und Goethe und Karl August konnten durch allerhand Zeichen mit einander eine telegraphische Conversation führen. Welch ein Bedürfniß dem jungen Fürsten zur Beruhigung und Klärung seines in wilder Leidenschaftlichkeit gährenden Gemüths die Einsamkeit seiner Borkenhütte war, und wie tief und rein er die Segnungen dieser Natureinsamkeit empfand, das sieht man am deutlichsten aus einem Briefe, den er an Knebel aus diesem seinem „Kloster" im Sommer 1780 schrieb:

„Es hat neun Uhr geschlagen und ich sitze hier in meinem Kloster mit einem Lichte am Fenster, und schreibe Dir. Der Tag war ganz außerordentlich schön, und der erste Abend der Freiheit

— denn heute früh verließen uns die Gothaer, ließ sich mir sehr genießen. Ich bin in den Eingängen der „kalten Küche“ herumgeschlichen, und ich war so ganz in der Schöpfung und so weit von dem Erdentreiben. Der Mensch ist doch nicht zu der elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt; es ist einem ja nicht größer zu Muthe, als wenn man so die Sonne untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt, — und das Alles so für sich, so wenig der Menschen halber; und doch genießen sie's und so hoch, daß sie glauben, es sei für sie. Ich will mich baden mit dem Abendstern und neu Leben schöpfen, der erste Augenblick darauf sei dein. Lebewohl so lange.“ — „Ich komme daher. Das Wasser war kalt, denn Nacht lag schon in seinem Schooße. Es war als tauchte man in die kühle Nacht. Als ich den ersten Schritt hineinthat war's so rein, so nächtlich dunkel; über den Berg hinter Oberweimar kam der volle rothe Mond. Es war so ganz stille. Wedel's Waldhörner hörte man nur von weitem, und die stille Ferne machte mich reinere Töne hören, als vielleicht die Luft erreichten.“

Ist es einem nicht bei diesem poetischen Ausdrucke reinsten Naturgefühls des jungen Fürsten, als ob man ein Stück Goethe läse aus seiner Jugendzeit?

Wenn man von dem Borkenhäuschen das Auf und Ab der Wege längs der felsigen Abhänge des Ilmufers weiter und weiter verfolgt, so gelangt man an eine in Felsen gehauene Treppe, welche in mehrfacher Windung aufwärts führt zu dem späteren Gartenhause Karl Augusts, welches unter dem Namen des Römischen

Hauses bekannt ist. Am Fuße dieser Treppe bereitet eine aus Goethe's Gedichten bekannte Inschrift den Wandelnden vor auf die Stimmung, der jener Ruheplatz sein Dasein dankt. Die Sehnsucht nach dem Genusse der „allheilende Natur" ist es, welche das fromme Gebet an die göttlichen Bewohnerinnen von Wald und Hain erfüllt:

„Die Ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen
Gebet Jeglichem gern, was er im Stillen begehrt.
Schaffet dem Traurigen Trost, dem Zweifelhaften Belehrung
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück!
Denn Euch gaben die Götter was sie den Menschen versagten:
Jeglichem, der Euch vertraut, hülfreich und tröstend zu sein."

Erst mehr als zwanzig Jahre nach Goethe's Ankunft in Weimar erbaute sich unter des Freundes Leitung Karl August sein „Römisches Haus" zur bequemeren Sommerwohnung. Aber auch dieses Lusthaus ist von einer Einfachheit und räumlichen Beschränktheit die in Erstaunen setzt. Dafür aber ist die Lage mit weisester Benutzung aller dargebotenen Bedingungen der Oertlichkeit ausgewählt, um allen Genuß des Parks und seiner Umgebungen wie in einem Brennpunkte für den Bewohner zu vereinigen. Ohngefähr eine Viertelstunde von der Stadt, gegen den Ausgang des Parks hin, da wo die schräge Linie der Allee von Belvedere dem Ilmufer am nächsten kommt, erstreckt sich in leiser Senkung eine große, von herrlichen Baumgruppen eingefaßte Rasenweitung. Sie reicht von jener Allee bis an das Ilmufer, an dessen schroffem Felsenhange ein kleiner tempelartiger Bau seine Giebelfronte und sein weißschimmerndes Säulengetragenes Portal westwärts dem Rasengrunde und der Allee von Belvedere entgegenwendet. Der

Bau ist ein längliches Viereck, bestehend aus einem Erdgeschoß und einem Rez de chaussee mit dem platten Schieferdache eines griechischen Tempels. Die östliche Fronte, welche hart an dem Rande des steilabstürzenden Felsufers steht, bildet ein doppeltes Portal, welches gegen Osten von zwei Sandsteinwürfeln und vier kannelirten braunrothen dorischen Säulen, gegen Westen von der Schiedmauer des Hauptgebäudes getragen wird. Zwischen den Säulen dicht vor dem Absturze steht ein großes steinernes Becken, einst als Bassin eines Springbrunnens dienend, jetzt mit Erde und Blumen gefüllt. Die Wände dieses östlichen Portals sind mit einem Fries von reliefartiger Wandmalerei geschmückt. Von dem oberen Theile des Parks kommend gelangt man durch eine Steintreppe in den etwa sechs Fuß künstlich ausgetieften kleinen Vorhof des unteren Geschosses, das in dunkelbrauner firnißglänzender Tünche mit dem à la Rustica gegliederten Bewurfe seiner Mauern lebhaft absticht gegen das schimmernde Marmorweiß des oberen, mit der Parkfläche auf gleicher Linie stehenden Gestocks. In der Mitte jenes kleinen ausgegrabenen und nach drei Seiten ummauerten Vorhofs steht ein Vogelkirschenbaum von seltener Größe, eins der Wunder der Weimarischen Parkvegetation. Und er verdient seinen Ruf. Ich werde nie die Pracht des Anblicks vergessen, den er uns in voller Blüthe stehend und mit seinem dichten duftigen Gewölke von weißen Blüthenkelchen den ganzen Vorhof und einen Theil des Hauses überschattend, bei unserer Ankunft darbot. Kein Wandelnder ging vorüber ohne den Zauber dieses Schauspiels verweilend zu bewundern. Es war ein schöner Mainachmittag. Der Baum, an dessen bis auf die Erde niedergesenkten und durch baumstammähnliche Stützen wieder nach Oben gerichteten Aesten

und Zweigen kaum hier und da eine grüne Blattspitze durch den dichten Blüthenschnee hervorzubringen vermochte, von geschäftigen Bienen umsummt, von ein Paar kleinen Kindern unter der Hut ihrer Wärterinnen umspielt, eine Mutter mit dem Säuglinge an der Brust auf der Bank in seinem Schatten sitzend, während der wachhabende Soldat ruhig daneben sein Pfeifchen rauchte und in irgend einem Buche las.

Dieser Baum schien mir ein besserer Genius loci als die frostige gelehrte Allegorie der steinernen Schlange dort unten am Ufer des Flusses. Stille Spaziergänger kamen und gingen auf- und abwärts durch Portal und Hof. Denn wie nirgends einer Laune oder Bequemlichkeit des Besitzers zu Liebe die Wege des Parks durch eine Schranke gehemmt oder unterbrochen sind, so führen auch über diesen Vorhof und durch das beschriebene östliche Portal des Hauses Weg und Treppe auf- und niederwärts in die verschiedenen Richtungen der Anlagen. Kein Schildwachbajonnet funkelt drohend durch das friedliche Grün der Umgebung dieses Fürstenhauses; kein gallonirter Portier stört den Wandelnden und Betrachtenden, oder scheucht den nach Ruhe verlangenden auf von der Benutzung der bequemen Sitze. Der Aufsicht haltende Soldat, ein Unteroffizier ohne Wehr und Waffen, lesend und rauchend und mit Bekannten verkehrend, schien mir lange Zeit selbst nur ein Spaziergänger zu sein, der die Anmuth dieses Ortes genoß. Denn ganz in Harmonie mit der künstlerischen Schrankenlosigkeit des Parks, der weit über seine Gränzen hinaus sich über Wiesenthäler auszudehnen, Hügelzüge hinaufzuklimmen, Fluß und Wehr und Mühle sich anzueignen, wogende Kornfelder und stillträumende Dörfer zu umschließen scheint, — ganz in harmonischem

Einklange mit dieser künstlerischen Freiheit steht die vollständige Abwesenheit aller derjenigen Erscheinungen, welche uns selbst in fürstlichen Gärten überall empfinden lassen, daß wir andern nur eben Geduldete sind in diesen Räumen. Und schon vor fünf und zwanzig Jahren berührte mich wunderbar der Ausdruck der Humanität, welche in einer Inschrift am Eingange des Parks diese Anlagen unter den Schutz der öffentlichen Bildung stellte. Die Folge davon ist, daß ich nirgend in der Welt einen Park gesehen habe, der an jedem Strauche und Baume so das Gepräge des Respects getragen hätte, mit dem er von dem Volke behandelt wird.

Aber es ist Zeit, daß wir zum Römischen Hause zurückkehren, dessen vordere westliche Fronte sich wie mit einem kühnen Sprunge von dem untern Absatze des Felsenhanges zu dem Niveau der Hochfläche des Parks hinaufschwingt. Ein heiteres Portal von vier weißen glatten ionischen Stukkosäulen getragen, im Giebelfelde eine sinnige allegorische Skulptur zeigend, erhebt sich über einem steinernen Stufenbau. Hier ist die stattliche Hauptthüre, welche in einen kleinen Vorsaal führt. Zu einer anderen, mehr benutzten Eingangsthüre leitet an der nördlichen Seite des Hauses ein Treppenbogen, der sich vom Parke aus über ein Fenster des Erdgeschosses schwingt. Zu den unteren, für die Diener bestimmten Räumen gelangt man von dem obenerwähnten kleinen unterirdischen Vorhofe aus. Der jetzige Erbgroßherzog,*) welcher im Frühlinge zeitweise das Lieblingshaus seines großen Ahnherrn bewohnt, hat im Innern Alles unverändert gelassen, und man erstaunt über die bedürfnißlose Schlichtheit die sich auch hier überall ausspricht. Ein Vor-

*) Der jetzt, seit 1833, regierende Großherzog Karl Alexander.

gemach mit einer Schale von Rosso antico und ein Paar Statuen geschmückt, ein größerer Eßsaal, ein Arbeitszimmer und ein Schlafgemach — das ist der ganze Inhalt des inneren kleinen Baus. In dem Saale mit braunen und blauen Stukkaturverzierungen und schönen Arabesken von Horny hängt ein lebensgroßes Portrait von Karl Augusts Mutter, Herzogin Anna Amalia, nach Einigen von Tischbein, nach andern von Angelika Kaufmann, in Rom gemalt. Sie hält sitzend mit der Rechten ein Buch; zu ihrer Linken auf einem Tischchen eine Büste, Karten und Zeichnungen, im Hintergrunde Aussicht auf das Kolosseum, auf welches der Blick der Fürstin gerichtet ist. Mir schien es das beste Portrait der Herzogin, eine einfachklare, edle Erscheinung, bedeutend in jedem Zuge. Die Farben sind so eingeschlagen, daß das Ganze wie ein Freskobild wirkt. Weiße Gewänder von goldenem Gürtel und goldener Nadel gehalten, die mit Steinen besetzt sind, ein schleierartiges Tuch über den in zahllosen Löckchen frisirten Kopf, ein loses weißes Tuch mit Goldbordüre über der Schulter, aber alles Gold so matt gehalten, daß es sich nicht vordrängt. Für die Aehnlichkeit des Bildes bürgt die Wiederkehr der Züge in dem Urenkel der Fürstin, dem jetzigen Bewohner dieser Räume.

An den Saal stößt das Arbeitszimmer, darin ein schlichter Holztisch mit ganz einfachen ja ordinairen Schreibgeräth, Messern, Scheeren, einer Lupe, einer Brille, hölzernem Dinte- und Sandfaß, alles grob gearbeitet wie in einem Bureau. Daneben der Staatskalender des Jahres 1828, des Todesjahres von Karl August. Ein kleines Schlafkabinet ist an den Wänden bedeckt mit römischen Landschaften, Sepiazeichnungen unter Glas von Elisa Gore und mit einigen Aquarellen oben an den Wänden. Auch in dieser

Vorliebe für das Allereinfachste der eignen Umgebung stimmte Karl August mit seinem Goethe zusammen.

Aber die Aussicht, wie entschädigt sie für Alles, was an Comfort oder Pracht fehlt oder zu fehlen scheint! Ueber Gebüsch und Baumgipfel schweift der Blick südlich zu der waldigen Bergeshöhe, von deren Rücken das heitere Lustschloß Belvedere mit seinen goldglänzenden Kuppelspitzen niederlacht. Links östlich das Thal von Oberweimar, mit seinem sammetweichen grünen Wiesenteppich, durchflossen von den mäandrischen Krümmungen der Ilm, deren Ufereinfassung von schlanken Pappeln, Eschen und Ulmen sich gerade in der Nähe des Römischen Hauses wie ein liebender Arm um das Wiesenthal schlingt. Weiter östlich die Gärten und Gartenhäuser des Höhenzuges der den Thalweg nach Oberweimar begleitet, und zwischen dem und den Höhen von Belvedere sich die Weitsicht in eine bedeutende Ferne öffnet, mit Kornfeldern, Dörfern, Kirchthürmen und Landhäusern. Nach Westen endlich der sonnige Plan des grünen Rasenplatzes und die von Spaziergängern belebte Allee von Belvedere, wohin alltäglich das lustige Völkchen von Weimar wallfahrtet. Denn ein plaisirliches Volk sind sie, diese „Lustigen von Weimar," wie sie Goethe besungen hat, und wer Sonntags in Belvedere Unterkommen finden will an den zahlreichen Bier- und Kaffeetischen, der mag zusehen, daß er früh hinauswandert. —

Zu allen Tageszeiten habe ich dich besucht und deine Schönheit genossen, du lieblicher Park von Weimar, viele viele Tage und Wochen, bei günstigem und leider nur allzuoft ungünstigem Wetter, wenn die dunklen Regenwolken drückend niederhingen über den Gipfeln deiner stattlichen Tannen und tropfenden Ulmen. Aber

noch heute wie am ersten Tage bist du mir immer neu und schön, ein lieblichstes Gedicht deines Schöpfers, dessen Genius auch dich gedichtet, dessen. Liebe dich sorgsam aufgepflegt. Noch lebt ein Geschlecht das seine Göttergestalt in deinem Schatten wandeln sah zur Seite seines fürstlichen Freundes, aber wenn auch dies Geschlecht längst dahingegangen sein wird, so wird doch dem sinnigen Wanderer in jedem schönsten Zuge dieses lieblichen Kunstwerks Goethe's Gestalt entgegentreten und seiner Dichtung milder Geist ihn umwittern.

Weimar, 6. Mai 1851.

Vom Schlosse aus ostwärts führt ein stattlicher Brückenbau über die Ilm nach einer Baumallee, welche die jenseitige ziemlich steile Uferhöhe rasch hinaufsteigend in die Chaussee einmündet, die längs dem anmuthigen Wäldchen, das Webicht genannt, nach Jena führt.

In dem Innern des letzten der vier Bogenpfeiler über den sich der mächtige Steinbau der Sternbrücke dem jenseitigen Ufer zuschwingt, senkt sich eine gewundene Steintreppe bequem hinab, welche nach dem Stern führt, von dem die Brücke den Namen trägt. Am Ausgange der Treppe rieselt uns ein kleines silberhell um eine nahe grünumbuschte Felsecke biegendes Wässerchen entgegen, welches unter dem Bogen hinweg sich in die Ilm ergießt. Es ist so rein und klar, daß man jedes Steinchen und Pflänzchen auf seinem lichten Grunde zählen kann. Dies Eckchen von hohen Bäumen dicht beschattet ist Franz Lißt's Lieblingsplätzchen, und selten ging ich mit ihm hier vorbei den Weg hinauf zu seiner Wohnung auf der Altenburg, ohne daß er an jenem Treppenausgange stehen blieb, und mit liebevollem Blicke das helle Wässerchen betrachtend ausrief: Comme je l'aime! c'est si pur! Es entspringt

einem wenige hundert Schritt entfernten Tuffspalt, der künstlich zu einer Grotte gehöhlt, von Lianen umrankt, von dichtem Buschwerk und Baumwuchs umgeben in seinem Innern eine Sphinx zeigt. Von hier führen Wege an der Ilm entlang in den eigentlichen Stern, den ältesten Theil des Parks von Weimar jenseits der Ilm. Seinen Namen hat er von der Form, welche die von dem Centrum eines großen freien Platzes in seiner Mitte strahlenförmig auslaufenden Gänge ihm verleihen. Hier ist der kühlste Schatten, aber auch die größte Feuchte, wegen der Nähe der Ilm, der niedriegen Lage des etwas sumpfigen Bodens und der Höhe und undurchdringlichen Dichte der Laubkronen seiner herrlichen Bäume, deren mächtige Stämme ein Alter von Jahrhunderten verrathen. Cypressen und Lerchenbäume, Eschen, Pappeln, Weiden, Tannen und Ulmen schlingen hoch oben ihre Kronen ineinander und bilden so ein Laubdach, welches jeden Sonnenstrahl abzuhalten wohl geeignet ist. Es ist so recht entsprechend dem alten Horazischen:

Quo pinus ingens albaque populus
Umbram hospitalem consociare amant
Ramis, et obliquo laborat
Lympha fugax trepidare rivo*).

Und man mag sich wohl wie der jugendliche Goethe am heißen Tage versucht fühlen, auch dasjenige wahrzumachen, wozu der alte Dichter eine solche Stelle geeignet hält:

---

*) Wo hoch die Pinie gern mit dem Pappelbaum
Zum Schattendache gastlich zusammenschlingt
Der Zweige Pracht, und unermüdlich
Schlängelnden Laufes die Welle rieselt.



Huc vina et unguenta et nimium breves
Flores amoenae ferre jube rosae,
Dum res et aetas et sororum
Fila trium patiuntur arta*).

Auch ist hier manches heitre Fest im Sinne des alten römischen Lebenskünstlers Horaz gefeiert worden zur Zeit der Jugend Weimars und Goethe's und Karl August's. Aber die aus ihrer Ruhe aufgeschreckte Nymphe der Ilm störte auch wohl, ihre Ufer überschreitend, solche heiteren Lust- und Festgelag-Anstalten, wie es selbst im hohen Sommer des Jahres 1778 geschah, wo ein plötzlicher Ilmaustritt den Stern überschlämmt und den Plan vereitelt hatte, dort zum Namenstage der Herzogin Luise eine favola boschereccia aufzuführen. Die Lustigen von Weimar klagten laut über die vereitelte Festfreude. Indeß der Zauberer Goethe wußte Hülfe. In den wenigen Tagen und Nächten die ihm noch bis zum Feste blieben, schuf er an den höheren Felsenhängen des gegenüberliegenden Ufers eine bequeme Naturbühne, baute das Borkenkloster auf, und empfing als Pater Dekorator an der Spitze eines Zugs von Kamaldulensermönchen die Fürstin, welche zuerst in der Hütte zu einem sehr asketischen Klostermale geführt, dann aber an einer unmittelbar hinter der Hütte sich zeigenden reich besetzten Tafel am Fuße eines eigends dazu bereiteten Wasserfalles mit ihrem ganzen Gefolge festliche Bewirthung fand.

---

*) Hierher den Wein, die Salben, der Rosen Pracht,
Der allzuflücht'gen Kinder des holden Lenz,
So lang' als Glück und Jugendkraft und
Atropos Scheere Genuß verstatten!

Goethe's Parkschöpfungen verbanden den Stern mit den Anlagen am entgegengesetzten Ufer der Ilm, wo sich vor dieser Zeit nur eine Gartenanlage im steifen altfranzösischen Geschmacke befand. Dieser sogenannte „welsche Garten," der Schauplatz der Sommerhofbälle in Goethe's Jugendzeit, nahm den Theil des jetzigen Parks ein, welcher an dem alten Paradeplatze über der Ilm sich bis zur Marienstraße hinzieht. Während des Sommers schattenlos und dem Sonnenbrande ausgesetzt, „voll erstickenden Staubes," wie eine gleichzeitige Beschreibung berichtet, stieß er an den sandigen Exercierplatz der ihn von dem Stern trennte, und der an heißen Tagen Goethe's Antipathie war, weil er den Platz bei den täglichen Gängen von seinem Gartenhause zu Frau von Stein passiren mußte. Dafür hat er aber auch diesen seinen Feind so völlig vernichtet, und überhaupt diese ganze Partie so um und umgewandelt, daß selbst ältere Leute sich kaum mehr ein Bild von derselben, wie sie vor fünfzig Jahren war, zu machen im Stande sind.

Aus dem Stern tretend gelangt man auf die Wiesen von Oberweimar, rechts eingefaßt von der Ilm, links begränzt von dem chaussirten Wege, der über das genannte Dörfchen nach dem Flecken Mellingen führt. An dieser Straße liegt Goethe's Gartenhaus, hart daneben der Pogwisch'sche Garten, und einen guten Büchsenschuß weiter, etwas höher hinauf nach Oberweimar zu, gegenüber dem Römischen Hause des Parks, sieht man das kleine Landhaus durch das Grün der Bäume schimmern, das einst Caroline Jagemann, Karl Augusts Geliebte und Freundinn als Frau von Heigendorf bewohnte. —

Von unserem Spaziergange rückkehrend genossen wir auf der Sternbrücke des schönsten Schauspiels. Vor uns auf den hohen

Kronen der Bäume des Sterns hing das glühe Abendsonnengold, während die tieferen Partien des Parks im Schattendunkel lagen. Schwäne zogen langsam aus dem Parke her der Brücke zu. Hinter uns von der Burgmühle her rauschte das Wasser der Wehrs. Es war so still, daß man den Tritt der Schildwachen hörte, die vor dem Schloßportale an der Brücke auf- und abgingen. Kein Rädergerassel, kein Menschenlärm nah und fern. Die kleine Stadt schien versunken in dämmernde Müdigkeit. An dem Platze, der vom Schlosse nach dem Parke zu aufsteigt plätscherte das Brünnchen, auf dessen Wasserstrahl aus einer Mauernische die reizende Gruppe von Ildefonso träumerisch niederschaut. Wir betrachteten mit erneuter Freude dies so seltene und doch so leicht nachzuahmende Beispiel der Verwendung eines antiken Werkes plastischer Kunst zur Erweckung des Schönheitsinnes auch in demjenigen Theil des Volks, den die Sorge um das rauhe Bedürfniß so selten den Aufschwung zum Schönen verstattet. Einen Brunnenschmuck wie diesen habe ich kaum noch sonst wo in Deutschland gesehen.

Abends fand ich in dem Nachlaß der Frau von Wolzogen eine Stelle über den Park von Weimar, die mir recht aus der Seele geschrieben war. „In einer weder durch Mannigfaltigkeit der Formen noch durch Reichthum der Vegetation ausgezeichneten Gegend ist man dem Natursinn des schaffenden Genius, der das vorhandene Einezlne zu einem gefälligen Ganzen verbindet, doppelten Dank schuldig. So fühlt man in dem kleinen grünen Ilmthale, im Gewinde der Gänge, die sich an der Bergwand des Parks hinziehen, bei anmuthigen Ruheplätzen, an dem ersten Gebäude, welches darin entstand, das Kloster genannt, immer eine eigne Empfindung an das Herz dringen. Die Jugendfreundschaft zwischen

Goethe und seinem Fürsten suchte hier einen Ort für stille Mittheilung. Man fühlt mit Werther in dem Garten bei Wetzlar: daß ein fühlendes Herz diese Anlagen geschaffen.“

Henry Blaze der Uebersetzer des Goethe'schen Faust, der seit einigen Tagen der Genosse unserer Parkspaziergänge ist, wurde neulich so ergriffen von der Schönheit jener Goethe'schen Inschrift am Fuße des Felsenhanges, welcher das Römische Haus trägt, daß er versucht hat dieselbe in seiner Sprache nachzubilden. Ich theile seine Uebersetzung mit, weil sie trotz ihrer Zierlichkeit als Beweis dienen mag, wie unerreichbar der französischen Ausdrucks- und Anschauungsweise der Zauberhauch Goethe'scher Anmuth bleibt.

O Vous, qui de ces rocs et de cette forêt
Peuplez les profondeurs, Nymphes libératrices,
Ce dont chacun de nous sent le besoin secret,
Nymphes, donnez le lui de Vos mains protectrices.

Donnez au coeur souffrant le courage, donnez
Au malheureux, qui doute, un rayon qui l'eclaire,
Faites que l'âme aimante ait ses voeux couronnés,
Et répandez partout la grâce salutaire.

Car le pouvoir dont nul ne dispose entre nous,
Les Dieux vous l'ont transmis dans leur toute puissance,
Et vous tenez d'en haut le privilège immense
D'aider et soulager qui se confie à vous!

Ueber die Geschichte der Weimarischen Parkanlagen hat Goethe selbst im Anhange zu seiner Morphologie einige Andeutungen gegeben. Die Liebe und Pflege der Park- und Gartenanlagen hing mit der in dem letzten Dritttheil des vorigen Jahrhunderts immer lebhafter hervortretenden Sehnsucht nach naturgemäßeren Zuständen und Naturgenuß zusammen, wie beides namentlich durch Rousseau zu leidenschaftlichem Bedürfnisse angeregt war. In Weimar ward diese Neigung durch den Schloßbrand verstärkt, der die fürstliche Familie auf lange Jahre einer gemäßen Wohnung beraubte und sie auf Benutzung von Gartenwohnungen und Lustschlössern verwies. Der Dessausche Park, des Fürsten Franz von Dessau Schöpfung, ward ebensowohl Vorbild als Antrieb zu ähnlichen Schöpfungen in Weimar, bei denen die ganz verschiedenen Oertlichkeitsverhältnisse wiederum neue Gestaltungen und Anlagen bedingten. Herzog Karl August selbst, als leidenschaftlicher Freund der Natur und Naturwissenschaft, Goethe mit genialer Intuition und poetischem Sinne künstlerisch wirksam, tüchtige Forstmänner, wie Wedel, gebildete Kunstgärtner wie Reichert und die Sckell's, dazu Bertuch wirkten zusammen, um nach und nach die Parks, Gartenanlagen und botanischen Anstalten von Weimar, Jena und Belvedere zu derjenigen Ausbildung zu führen, in welcher sie jetzt noch als Muster ihrer Art dastehen.

Ich habe nun außer den Parks von Belvedere und Tiefurt auch das reizend gelegene Ettersburg besucht, das in den Erinnerungen aus Weimars klassischer Zeit eine so große Rolle spielt. Der Weg dahin durchschneidet in nördlicher Richtung die große Eisenstraße, welche jetzt Thüringen fast in soviel Stunden mit dem Rhein- und Mainlande verbindet, als in Goethes Jugendzeit sein

Freund Merk Tage brauchte, um auf seinem Rappen den seltenen, oft Jahrelang vergebens ersehnten Besuch in Weimar abzustatten. Unsere Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen kann sich kaum mit ihrer Phantasie zurückversetzen in die Isolirung jener Tage, wo die Dichter und Schriftsteller ihre Reisen zu Pferde machten, und wo die Kommunikation der Nachrichten von den Ereignissen und Neuigkeiten des Tags so langsam und unsicher war, daß selbst ein Mann wie Goethe monatelang auf seiner Reise nach Italien sein Inkognito bewahren konnte. Am 3. September hatte er von Karlsbad aus jene Reise, in deren Geheimniß nur der Herzog Karl August war, angetreten, und noch sechs Wochen nachher schrieb die Herzogin Amalie an Goethe's Mutter, daß er immer noch in Karlsbad weile, aber bald zurückkommen werde. Dergleichen würde in unserer Zeit eine Unmöglichkeit sein. Nicht besser stand es um die Postverbindungen, wo Briefe von Weimar nach Karlsbad weit mehr Zeit brauchten als jetzt ein Brief von Weimar nach Paris und London und ein wo Brief Herders an seine Braut von Bückeburg bis Darmstadt zehn Tage unterwegs war*). Der Briefwechsel Goethe's mit Frau von Stein giebt von diesem Zustande ein besonders schlagendes Beispiel. Am 17. August 1786 war Friedrich der Große gestorben. Acht Tage später schreibt Goethe aus Karlsbad, wo doch Fürsten und Große aller Art verweilten, an seine Freundin nach Weimar: „es gehe ein Gerücht daß der König von Preußen todt sei“, und setzt hinzu: „das müßt Ihr in Weimar nun schon gewiß wissen, wenn es wahr sein sollte!“

*) S. Aus Herders Nachlaß von H. Düntzer und F. G. v. Herder (3 Bde. 1856) B. S. 40.

Man darf Zustände und Lebensbedingungen solcher Art nicht übersehen, weil sie in engem Zusammenhange stehen mit Leben und Sitte, mit Kunst und Posie, mit allen wesentlichen Lebensäußerungen jener Zeit. Die Nothwendigkeit der ausführlichen Briefwechsel zur Ergänzung des mangelnden oder doch sehr beschränkten unmittelbaren Verkehrs, das Sich selbst beschränken auf die nächsten enggezogenen Lebenskreise, die Oekonomie der poetischen Lebensabspiegelung im Romane jener Periode — das alles sind Dinge, welche mit jenen Lebensbedingungen im nächsten Zusammenhange stehen. Aber auch die Fülle widersprechender Traditionen über Lebensverhältnisse, Eigenheiten und Zustände der bedeutenden Menschen jener Zeit erklärt sich zum Theil in ihrer zähen Dauer, aus dem Mangel der blitzschnellen Oeffentlichkeit unserer Tage. Jener Mangel war es, der solchen privaten Traditionen Dauer und Halt verlieh, während jetzt die über die ganze zivilisirte Welt verbreitete Tagespresse im Stande ist, auf der Stelle selbst die Schäden zu heilen, welche etwa Indiskretion, falsche Auffassung und absichtliche Entstellung anrichten, und große weltumfassende, und vor aller Welt Augen gebrachte allgemeine Interessen das zähe Haften am Besonderen, Persönlichen, Unwesentlichen unmöglich machen.

Im Park von Ettersburg, dessen stattliches Jagd- und Luftschloß auf mäßiger Höhe anmuthig gelegen, die grüne Umgegend beherrscht, steht noch jene alte Buche, an welcher einst Goethe im Kreise der Genossen des jungen Weimar das Autodafé an Jacobi's Waldemar verübte. Die Rinde des mächtigen, leider von einem Blitzstrahl stark versehrten Baumes ist bedeckt mit den kaum noch leserlichen Namenszügen, welche die Glieder jenes Kreises eigen-

händig in dieselbe geschnitten. Im Schlosse zeigt man die Zimmer in welchen Goethe und Schiller zeitweise gelebt, um in ungestörter Einsamkeit irgend ein Werk ihrer Muse zu vollenden. Und so wandelt man auch hier, wie überall auf diesem geheiligten Boden Weimars, unter Erinnerungen an eine große und bedeutende Epoche Deutschlands und seiner Kulturgeschichte unter Erinnerungen, welche von den Nachkommen würdig ihrer großen fürstlichen Ahnen gepflegt werden.

Schiller's Haus.

Weimar, im Mai 1851.

„Hier wohnte Schiller.“ So lautet die Inschrift, welche mit schwarzer Farbe auf eine kleine schmale, zufällig über der Thüre befindliche Steinplatte gepinselt, das Haus an der Esplanade bezeichnet, welches Schiller in den drei letzten Jahren seines Lebens bewohnte. Franz Lißt war es, der mich dorthin führte. Es ist ein Eckhaus. Von der Seitengasse kommend, welche in die Esplanade mündet, blickt man durch ein Gitter in das zimmergroße Hausgärtchen, aus dessen Grün uns die Gypsbüste Schiller's entgegenschimmert. Das Haus, obschon sehr gedrückt durch die ungleich höheren und stattlicheren Bauten, welche sich seitdem in seiner Nachbarschaft erhoben haben, ist mäßig groß und grade räumig genug für Bedürfniß und Lebensgenuß einer bürgerlich beschränkten Familie. Fluren und Treppen sind niedrig aber hell. Das Ganze hat einen schlicht bürgerlichen bescheidenen Anstrich, so bescheiden, daß selbst Goethe's keineswegs großartiges Wohnhaus dagegen gehalten wie ein Palast erscheint. Schiller kaufte es um den wie er sagt „sehr theuren“ Preis von 4200 Gulden von dem Engländer Mellish im Februar des Jahres 1802, und bezahlte es zum Theil mit der kleinen Summe von 1150 Thalern, die er für

sein Besitzthum in Weimar löste. Es ganz schuldenfrei zu machen war ihm jedoch ein Jahr vor seinem Tode noch nicht gelungen, so sehnlich er es auch wünschte.

Wir wissen noch den Tag an welchem er es bezog. Es war der 29. April, und wenige Tage darauf meldete ihm ein Brief der Schwester, daß an demselben Tage seine Mutter gestorben sei. Er empfand es, „als eine sonderbar traurige Verkettung des Schicksals." An demselben Tage nahm er drei Jahre später von Goethe der ihn besuchen kam, an der Schwelle dieses Hauses den letzten Abschied. Es war der Tag an welchem er zum letzten Male das Theater besuchte, und zurückkehrend sich auf das Krankenlager legte von dem er nicht wieder erstehen sollte.

Unten, zur Rechten der niedriegen Thüre, wohnt der Kustode des Hauses, der zur Linken des Eingangs einen Laden von Gypsfiguren etablirt hat. Schiller's, Goethe's und Herder's Statuetten, Reliefs und Bilder, Ansichten der interessantesten Gebäude Weimars, werden hier im bunten Durcheinander mit gewappneten Reisigen aus Gyps, geklebten Vögeln aus Federn und derlei Herrlichkeiten feilgeboten. Das mittlere Stockwerk, in welchem Schiller's Familie wohnte, ist vermiethet, und nur die darüber liegenden Erkerzimmer, die Schiller selbst inne hatte, sind den Fremden als Heiligthum geöffnet, seit die städtische Behörde das Haus käuflich an sich brachte, um es als Erinnerung für die Stadt zu wahren.

Die Räumlichkeiten dieses oberen Erkerstockwerks bestehen aus drei, nach der Straße zu liegenden Zimmern und einer kleinen Hinterstube. Das erste Zimmer ist wieder, wie im unteren Stockwerk, dem Kustoden überlassen, der seine Gypsfigurenvorräthe

darin aufbewahrt. Das etwas größere, darauf folgende Mittelzimmer hat man in einen Salon verwandelt, dessen Ausschmückung auffallend gegen die Gypsvorräthe und eben so auffallend gegen die Einfachheit des dritten Raumes, gegen Schiller's eigentliches Wohn- und Arbeitszimmer absticht. Dennoch ist die gute Absicht, des Dichters Wohnung ehrend zu schmücken, anzuerkennen. Der kleine Salon ist blasblau gemalt. Embleme auf Schiller'sche Dichtungen bezüglich, umgeben den Plafond. Ein kunstvoll gestickter, durch das ganze Zimmer gebreiteter Fußteppich, gestickte Sessel von den Händen Weimarischer Frauen mit ähnlichen Emblemen geschmückt, ein Gypsabguß der Statue der aufgestützten Muse aus dem Vatikan, bilden ein nicht ungefälliges Ganze, und zeigen, wenn sie auch den historisch monumentalen Charakter beeinträchtigen, doch den löblichen Willen an, den Vorhof des Heiligthums gebührend zu schmücken.

Dies eigentliche Heiligthum ist das daran stoßende Arbeitszimmer Schiller's. Es hat zwei Fenster nach der Straße, die durch einen breiten Pfeiler von einander getrennt sind, welchen ein Wandschrank ausfüllt. Ein drittes Fenster geht in die Seitengasse; an diesem Fenster steht Schiller's Schreibtisch, so daß derselbe von ihm und dem Fenster der Hauptfronte gleichmäßig Licht erhält. Es ist derselbe Tisch über dessen Anschaffung Schiller von Jena aus seinem Freunde Körner mit einer gewissen Genugthuung berichtet, „daß er ihm freilich zwei Karolin gekostet!“ Es ist das einfachste Stück Handwerkzeug dieser Art, und dabei so niedrig, daß sich Schiller's unglückliche, seiner Gesundheit so verderbliche Gewohnheit, halb liegend und weit übergebogen zu schreiben, wohl erklären läßt. Ein Auszug dieses Schreibtisches mußte bekanntlich

stets mit halbfaulen Aepfeln gefüllt sein, deren Geruch für Schiller etwas angenehm Belebendes hatte, während Goethe, als er einmal, ohne das zu wissen, an dem Tische in Schiller's Abwesenheit, um etwas zu schreiben, Platz genommen hatte, davon halb ohnmächtig wurde. Goethe pflegte dies später wohl als einen Beweis anzuführen, wie verschieden organisirt auch im Physischen Schiller's Natur von der seinen gewesen sei.

Da an einzelnen Stellen der Wände die hellgrüne Tapete mit kleinen dunkelgrünen Sternen noch sichtbar war, die zu des Dichters Lebzeiten die Mauern bekleidet hatte, so ist man bemüht gewesen, das gleiche Muster herstellen zu lassen, und wieder, wie damals, empfängt der milde Schein der grünen Wände den Eintretenden mit sanfter Umfriedung.

Die Möbel sind von dem einfachsten Holze, hell gebeizt. Die Stühle mit ungefärbtem Leder überzogen. Ein kleines Spinett, eine Guitarre darüber, deren Saiten längst gesprungen sind, ein Paar kolorirte schlechte Kupferstiche von Palermo, das ist die Ausstattung des Gemachs, zu dem man jetzt noch die Bettstelle gefügt hat, in der Schiller gestorben ist, und das kleine Tischchen von schwarzem Holze, das vor seinem Bette eine unscheinbare Mundtasse und eine eben so einfache Tabacksdose getragen hat und noch trägt. Ueber dem Bette hängt des Dichters Potrait nach Dannecker's Büste, und ein zweites Bildniß in Sepia, das Jagemann nach der Leiche gemacht hat. Es bestätigt, obschon die Züge etwas aufgedunsen erscheinen, die Richtigkeit und Treue des Dannecker'schen Werks, und selbst von der entseelten Stirn, von den geschlossenen Augenliedern leuchtet noch die ganze Hoheit dieses göttlichen Geistes hernieder.

Schiller's Todtenmaske auf seinem Sterbelager liegend, ein Abguß seines ausgezeichnet schön gebauten Schädels, einzelne seiner Kleidungsstücke und ähnliche Erinnerungszeichen, welche die Schiller-schen Kinder hierhergeschenkt, mögen für manche Besucher des Hauses auch ihr Anziehendes haben. Bedeutender waren mir die unter Glas und Rahmen bewahrten Schriftstücke von seiner Hand. Der von ihm geschriebene Theaterzettel zur ersten Aufführung des Tell, dem er dann selbst noch mit Bleistift die Namen der Schauspieler beigefügt hat; ein Brief an den Schauspieler Graff, dem er für die vortreffliche Darstellung des Wallenstein Dank sagt, und endlich ein Brief an seine Schwester gleich nach der Flucht aus Stuttgart geschrieben, der sich in der rührendsten Weise über seine Verhältnisse ausspricht. Alle diese Sachen sind bereits durch den Druck bekannt gemacht worden, aber man lies't sie mit einer ganz neuen Empfindung an dieser Stätte und in diesen Schriftzügen der eignen Hand, die voll Freiheit und schwungvoller Großartigkeit von dem Charakter aller gleichzeitigen Handschriften entfernt und durchaus modern sind. Auf einem Tische in der Mitte des Zimmers befinden sich zwei kostbar gebundene Bücher: sie sind das für dieses Haus zusammengebrachte handschriftliche Schiller-Album. Der erste dieser Bände trägt als Schmuck und Reliquie auf dem Deckel unter einer Glaskapsel die goldblonde feinhaarige Locke des Dichters.

Wie Schade, daß die Mittel der Stadt nicht ausreichen, auch Goethe's Haus zum Eigenthume Weimars und dadurch der Verehrung fremder Besucher zugänglich zu machen!

Herder.

Weimar, im Mai 1851.

„Licht, Liebe, Leben!" so lautet die Inschrift auf dem bescheidenen Steine in der Stadtkirche von Weimar, unter dem Herder's Asche ruht.

Licht hat er nicht allzuviel gehabt, der arme Herder, in seiner düstern Wohnung hinter der hohen altersgrauen Kirche, und vom Leben hat vielleicht keiner unter allen Heroen der klassichen Zeit Weimars weniger genossen als eben er, der hier so sehnsuchtsvoll aus seinem Grabe nach Licht, Liebe und Leben ruft. Herder war innerlich vielleicht einer der unglücklichsten Menschen, die je gelebt haben, unglücklich besonders auch darum weil er eben in Weimar lebte. Er vor Allen fühlte sich dort immer und ewig gedrückt und beengt, ewig mit allem außer sich unzufrieden, und eben darum auch unbefriedigt in sich selbst.

Diese triste, friedenlose Stimmung spricht fast aus jedem Briefblatte, das ich von ihm gelesen habe; und sie nahm zu, je länger er in Weimar blieb, das er zu verlassen oft entschlossen war, ohne doch wieder zur Energie der Ausführung solchen Entschlusses gelangen zu können. Mit Goethe, seinem ältesten Freunde, kam er nach der Italiänischen Reise mehr und mehr auseinander, und

gegen das Ende seines Lebens mußte er noch, ohne es zu wollen, ihm den Beweis geben, daß die Kluft zwischen ihnen unausfüllbar geworden sei. Mit Schiller gelangte er niemals in ein rechtes Verhältniß, ja er mochte eigentlich weder ihn noch seine Poesie leiden, die er als Irrlichterei, Klingklang und Bombast verspottete, und sogar unter Kotzebue's historische Dramen stellte. Am besten stand er noch mit Wieland, der sich alles von ihm gefallen ließ, und mit Knebel, der meistens außerhalb Weimar lebte. Und doch mußte zuweilen selbst dieser letztere durch Goethe's mildes Wort zum ferneren schonenden Ertragen von Herder's krankhaften Leiden bittend ermahnt werden. Goethe, dieser verträglichste der Menschen, dieser Virtuose der Freundschaft im Sinne der antiken hellenischen Philophilie, — wie lange und wie viel hat er erduldet, ehe er dazu kam, sich einzugestehen, daß der Zusammenhang mit dem einzigen Menschen in Weimar, der ihm in den ersten zehn Jahren neben der Stein als ein „zinsentragendes Kapital" erschien, nicht mehr zu halten sei. Wenn man die Briefe von Herder und seiner Frau im Knebel'schen Nachlasse lies't, so erschrickt man über die vielen schiefen, bitteren, gehässigen ja hämischen Urtheile, welche hinter der Weimarer Stadtkirche nicht nur über die Poesie, sondern auch über den Charakter des Mannes gefällt wurden, dem Herder so unendlich viel verdankte, der nie aufhörte für ihn geistig und leiblich zu sorgen, und der in seinen eignen zahlreichen Briefen und sonstigen Mittheilungen sich nie anders als liebevoll oder doch schonend über den Freund äußern mochte. Da heißt es z. B. in einem Briefe Herder's an Knebel über Goethe's Braut von Korinth und über die wundervolle Ballade Der Gott und die Bajadere: Goethe habe wieder zwei Dichtungen vom Stapel ge-

lassen „in denen Priapus eine große Rolle spielt!" Ein andermal sind beide Herder's außer sich über den „elenden Mahomet." „So geistlos und platt," heißt es von einem andern schriftstellerischen Erzeugnisse Goethe's, „hat er noch nichts geschrieben;" und dazu wird ächt pharisäisch hinzugefügt: „Gott lasse uns nie so tief sinken, wenn wir auch breit und fest auf der sella curuli säßen!" „Ach dieser" ruft Frau Herder aus, „hätte uns der Natur wiedergeben können, wenn er gewollt hätte, aber seine Vergötterung war ihm lieber als die Wahrheit." Goethe wird lebensgefährlich krank (1801), und nun regt sich das Gewissen. „Daß Goethe lebt," heißt es bei der Nachricht vom Beginn seiner Genesung, „dafür wollen wir Gott danken! Es möchte ohne ihn nicht gut in Weimar werden. Er ist doch immer der, der Schranken setzt, wenn es zu arg werden will." Aber kaum ist er wieder genesen, so ist die Reue vergessen. „Goethe," schreibt die Frau Herder, „spielt ewig seine Buhlerkünste, wenn er glaubt, jetzt sei ein Augenblick, da Einer außer seiner Clique etwas geleistet hat. Uns ekelt diese Buhlerlist so niedrig, eitel! Ach er hat eine Wolfsnatur!" Welch ein unendlicher Reichthum von Menschenliebe muß in Goethe gewesen sein, daß er nach so bitteren Erfahrungen sich „Idee und Liebe" zu bewahren vermochte bis an sein Ende!

Der arme Herder! Sein ganzes Leben in Weimar erscheint ihm in den Briefen an den letzten Freund der ihm geblieben war, an den gutmüthigen Einsiedler Knebel, immer nur wie ein unlösbares Sklavenjoch, in das ihn sein Geschick geschmiedet. Er lies't das Leben Trencks und ruft aus: „Was will das heißen zehn Jahre an der Kette sitzen! Ich sitze dreißig daran." Und das ist nicht der Ausbruch einer vereinzelten momentanen Stimmung,

sondern der stehende Ausdruck seines Lebensbewußtseins, das ihm sein Loos als ein absolut unglückliches ja sein ganzes Leben als ein verfehltes erscheinen läßt. Klima, Gegend, Menschen, Amt, Verhältnisse, Alles ist ihm zuwider, und als gewöhnliche Bezeichnungen für sein Geschick dienen ihm Ausdrücke wie „blindes Mühlpferd,“ „Packesel,“ „Strick am Brunneneimer“ und ähnliche nicht minder verzweifelte Bilder. „Ich treibe mich umher,“ ruft er einmal aus, „an's Rad der Nothwendigkeit gebunden und von ihm durch Staub und Koth fortgewälzt.“ Während man in den tausenden Goethe'scher Briefe nur selten eine Klage, und auch diese niemals ohne ein wieder zurechtlegendes, milderndes Wort vernimmt, kommt man bei Herder nie aus dieser Atmosphäre der Unglückseligkeit heraus, und selbst Italien kann ihm nur neue Klagen entlocken darüber, daß er sich dem Reichthum an Eindrücken, welche ihm das Wunderland biete, nicht gewachsen fühle. So schreibt er aus Rom an Knebel*), wie einzig diese Stadt sei in ihrer Art, wie man dort alle Zeiten durchleben könne und durchleben müsse, wenn man es recht sehen wolle, „Aegypten und Griechenland, den römischen Staat, das Judenthum und endlich das päpstliche Christenthum durch alle Zeiten.“ „Aber,“ fährt er fort, „ich bin nur ein armer Wicht, meine Augen reichen nicht weit, und mein Glas ist dunkel!“

Das war es! Sein Glas war dunkel, und es wurde immer dunkler je älter er wurde, bis er zuletzt den einzigen Arzt nicht mehr erkannte, der seiner verdüsterten Seele hätte helfen können.

Es giebt kaum eine größere Verschiedenheit als die, welche

---

*) S. Knebel's Nachlaß II, S. 246.

zwischen Herder und Goethe obwaltet. Doch wenn man dieselbe schärfer in's Auge faßt, so ist auch auf sie jenes bekannte, von Goethe selbst so bedeutend geachtete Wort von Merk anzuwenden, das ihm dieser einst bei seiner Bekanntschaft mit den Stolberg's zurief: „du wirst nicht lange mit ihnen bleiben! denn dein Bestreben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, während die andern das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen suchen, was denn nichts giebt als dummes Zeug." So kann man sagen, daß Herder überall bei Menschen und Dingen immer nur das Allgemeine liebte, während er als ächter Deutscher über das Bemäkeln, Bekritteln und Beklagen des Besonderen nie hinauskam, weil dies Einzelne nie seiner Vorstellung vom Allgemeinen entsprechen wollte. Was Gervinus einmal über Herder's Verhältniß zu Lessing bemerkt hat, daß Herder ihn wahrhaft liebte, wenn er ihn als Ganzes betrachtete, während er im Einzelnen nie aufhören konnte an ihm zu kritteln, das gilt im vollen Maaße auch von Herder's Verhalten zu Goethe, und das war es, was allmählig den Duldsamsten aller Menschen von dem unheilbaren Kranken entfernte. In einem Briefe an Zelter (v. 7. November 1810) schreibt Goethe, Herder's und F. A. Wolf's Manier unerträglicher Widersprecherei vergleichend: „Herder hatte sich auch solche jugendliche Unarten bis ins Alter durchzuführen vermessen, und ist darüber zuletzt fast verzweifelt."

Aber selbst gekränkt von ihm auf's Tiefste und im Innersten seines Wesens noch in der letzten Unterredung die er mit dem Genossen eines dreißigjährigen Lebens führte, hat Goethe für ihn nie ein anderes Gefühl in sich aufkommen lassen, als das Gefühl

der Anerkennung dessen was Herder in der Wahrheit seines Wesens gewirkt, geleistet und gelebt:

„Ein edler Mann begierig zu ergründen
Wie überall des Menschen Sinn ersprießt,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fließt.
Die ältesten, die neusten Regionen
Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wo sich's versteckte wußt Er's aufzufinden,
Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel;
Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen:
Humanität sei unser ewig Ziel!"

Das ist der ehrende Denkstein, den Goethe dem Manne aufgerichtet hat, der so unglücklich war, das Ideal der Humanität in seiner nächsten Nähe verkörpert vor sich zu sehen ohne es zu erkennen.

Auf dem Platze vor der Kirche steht jetzt sein Standbild aufgerichtet, die einzige monumentale Zierde Weimars. Die Ausführung des Ganzen ist wohlgelungen und der würdige Ernst der bedeutenden Züge tritt uns mild im hellen Sonnenlichte des alterthümlichen Platzes aus dem schimmernden Metallgusse entgegen. Hier hat er jetzt gefunden wonach er seufzte! Licht, Liebe, Leben; denn auch die Liebe wird ihm niemand versagen, der beim Anblicke dieser edlen würdigen Menschengestalt sich vorzugsweise nur des Großen, Guten und Schönen erinnert, das er für sein Volk, für die Menschheit, für die Humanität erstrebt hat.

Die Statue Herder's ist von dem Münchener Bildhauer

Schaller gearbeitet. Im weiten faltigen Gewande, den Blick leise geneigt, der Ausdruck der Züge des vollen Gesichts ein sanfter schwermüthiger Ernst, ohne einen Anflug jener kaustischen Schärfe, die sie wohl im Leben zeigten, die Stirn heiter, frei und klar, so steht er vor dem Beschauer auf einem für mein Gefühl etwas zu schmalen Postamente. Die Rolle, welche er in der Rechten hält, zeigt jene Devise, welche seinen Grabstein bezeichnet. Wenn etwas die Wirkung des trefflichen Kunstwerks beeinträchtigt, so ist es der Ort ihrer Aufstellung. Um den Platz, der als Marktplatz benutzt wird, frei zu halten, hat man die Statue nicht in dessen Mitte gestellt, sondern dieselbe hart an die Kirche gerückt, deren graue Mauerfarbe einen schlechten Hintergrund für das hellglänzende Metall bildet, während zugleich die kahle Architekturmasse die stattlichen Verhältnisse des Kunstwerks zusammendrückt. Man sagte mir, daß aus diesen und andern Gründen vorgeschlagen worden sei das Standbild am Eingange des Parks aufzustellen, und ich weiß nicht, ob dies nicht in vielem Betrachte vorzuziehen gewesen wäre.

„Von Deutschen aller Lande," lautet die Inschrift auf dem grünlichen Marmor des Sokels. Und in der That haben nicht nur die im Vaterlande wohnenden, sondern auch die in England, Frankreich und Amerika lebenden Deutschen ihre Beiträge gesendet zur Errichtung dieses Denkmals des großen Weltbürgers. Bekanntlich waren es die Freimaurerlogen von Weimar und Darmstadt, welche vor sieben Jahren, am hundertjährigen Geburtstage Herder's, den Aufruf zur Subscription veranlaßten. Am 25. August 1848 wurde das Denkmal eingeweiht, bei welcher Gelegenheit Herder's Prometheus, mit den dazu von Franz Liszt verfaßten

musikalischen Kompositionen, am Vorabende der Feier aufgeführt wurde.

In derselben Kirche, welche die Asche Herder's birgt, ruht auch die Herzogin Amalie. Ein schlichter Marmorstein in der Nähe des Hauptaltars bezeichnet die Stätte. Aber was bedarf es mehr als des Namens „Anna Amalia" um daran zu mahnen, daß an diesen einfachen Stein sich die Erinnerung unsterblichen Verdienstes knüpft.

Weimar, 12. Mai 1851.

In Mitten des ältesten, nördlichen Stadttheils liegt die Jakobskirche, von einem breiten viereckten Platze, dem alten Stadtkirchhofe, umgeben. Dieser älteste Friedhof der Stadt umschließt viele ihrer bedeutsamsten Erinnerungen. Da steht in Stein gehauen an der Südwand der Kirche, sein Käppchen in der Hand, der alte ehrenfeste Lucas Cranach, „der Erste,“ wie ihn die Inschrift nennt, zum Unterschiede von seinem gleichfalls in der Malerkunst ausgezeichneten Sohne; neben ihm die Denksteine zweier Kunstgenossen, der Maler Löber, und „Rath Kraus,“ des Freundes von Goethe. Da ruht Bode, der erste Uebersetzer Sterne's und Goldsmiths, Fielding's und Montaigne's, der Verleger von Lessing's Dramaturgie und der fröhliche Genosse von Goethe's dramatischer Jugendzeit in Weimar. Nicht weit ab von ihm der heitere Musäus, der Liebling Amalien's und der Weimaraner, die noch jetzt ihren Hauptvergnügungsort, „die Erholung“ auf jenem Hügelgarten an der Ilm besitzen, in dessen Mitte einst des heitern deutschen Märchenerzählers Sommerwohnung lag. Auch Herder's Gattin schläft hier in einem der Erbbegräbnisse an der Kirchhofsmauer, getrennt von ihrem Gatten, dessen Gebeine jene Steinplatte in der Hauptkirche deckt; und die Namen Charles Gore und Mounier

4*

erinnern gleichfalls an vielgenannte Personen aus Weimars glänzendster Zeit.

Aber was wollen alle diese Namen besagen gegen den einzigen, dessen Gedächtniß für ewige Zeiten an diesen Platz und an jenes alte verfallene Grabgewölbe seiner Umfangsmauer geknüpft bleibt, gegen den Namen Schiller!

Heute vor sechsundvierzig Jahren war es, als sie ihn hierhertrugen. Es ist eine traurige Erinnerung, die Erinnerung an diese Nacht des 12.–13. Mai 1805. Die Beschreiber der Merkwürdigkeiten Weimars gehen scheuen Fußes an ihr und an der Stätte dieses Kirchhofs vorbei; denn sie ist ein dunkler Fleck in der Geschichte Weimars und — des deutschen Volkes. Ich habe mich fleißig umgethan, die genaueren Umstände dieser Nacht und der darauf folgenden Ereignisse zu erkunden. Das einzige Blatt, welches damals Weimar besaß, ein „Wochenblatt" für Bekanntmachungen aller Art bringt unter der Rubrik: „Beerdigte bei der Stadtgemeinde" folgende Anzeige:

„Den 12. Mai Nachts 1 Uhr wurde der in seinem 46sten Lebensjahre verstorbene Hochwohlgeborne Herr C. Fr. von Schiller, F. Sächs. Meiningenscher Hofrath, mit der ganzen Schule erster Klasse in das Landschaftskassen-Leichengewölbe beigesetzt, und Nachmittags 3 Uhr des Vollendeten Todtenfeier mit einer Trauerrede Sr. Hochwürdigen Magnifizenz des Herrn Generalsuperintendenten Vogt in der St. Jakobskirche begangen, und von der Fürstlichen Kapelle vor und nach der Rede eine Trauermusik aus Mozarts Requiem aufgeführt*)."

*) Weimarisches Wochenblatt des Jahres 1805. N. 39 vom 15. Mai, S. 164.



Das ist Alles was sich von unmittelbaren gleichzeitig gedruckten Weimarischen Zeugnissen über Schiller's Bestattung auffinden läßt. „Von der Beerdigung laß mich schweigen!“ schrieb ein Jahr später der liebenswürdige Heinrich Voß an einen Freund, „und so auch von den Worten des Redners, die — Worte waren*).“ Noch im Jahre 1825 meldete jedoch ein „Führer durch Weimar und seine Umgebung,“ daß „Weimars Stolz, der unvergeßliche Friedrich von Schiller, auf dem Jakobikirchhofe ruhe, woselbst er standesmäßig in einem der schönsten Gewölbe beigesetzt worden sei.“ „Standesmäßig!“ nämlich als „Fürstlich Sachsen-Meiningenscher Hofrath,“ wie die einzige Kategorie lautet, unter welcher der „Stolz Weimars“ in der gleichzeitigen Weimarischen Journalistik erscheint! —

Was ich aus andern mündlichen und gedruckten Mittheilungen über dieses standesmäßige Begräbniß in Erfahrung gebracht habe, ist Folgendes.

Der treue Heinrich Voß war derjenige, welcher in der Todeskrankheit Schiller's, wie in den furchtbaren Stunden, welche seinem Hinscheiden folgten, der unglücklichen Familie tröstend und helfend zur Seite stand. Goethe war durch eigene Krankheit an das Zimmer gefesselt, der Hof, wie es scheint, gerade in diesen Tagen von Weimar abwesend. Heinrich Voß war es auch, der einen tieferen Einblick gethan in die bedrängte ökonomische Lage, in welcher sich die Hinterlassenen des größten deutschen Dichters befanden. Wiederholte Krankheiten hatten die vorhandenen Mittel

*) Mittheilungen über Goethe und Schiller, in Briefen von H. Voß. S. 53 u. 70.

fast aufgezehrt, und zugleich den Gelderwerb durch poetische Produktion gehindert. Ein Zug für alle mag dies bestätigen. Voß war es, der dem entschlafenen Freunde den Sarg zu bestellen übernahm. Der Tischlermeister Eichenhauer, an den er sich wendete, versprach alle seine Kunst aufzubieten, um das letzte Haus des großen Dichters würdig herzurichten. Da mußte ihm Voß gestehen, daß die Verhältnisse des Verstorbenen die größte Sparsamkeit geböten, und so ward ein ganz gewöhnlicher Sarg gefertigt, dessen Preis die Summe von drei Thalern nur um wenige Groschen überstieg! Dieser Umstand sollte von Wichtigkeit werden für das Geschick der geweihten Reste, welche der Sarg umschloß.

In der Nacht vom 11.—12. Mai sollte Schiller begraben werden. Hatte schon am Todestage des Dichters nur die Weigerung der Sängerin und Schauspielerin Jagemann-Heigendorf, an diesem Tage die Bühne zu betreten, es verhindert, daß in dem Weimarischen Schauspielhause, ruhig als ob nichts vorgefallen sei, irgend eine gewöhnliche Komödie gespielt werde*), so war es jetzt der thätigen Energie eines einzigen Mannes vorbehalten, eine noch größere Unwürdigkeit von Weimar abzuwenden. Es war damals in der Stadt Sitte, daß zu den meisten Begräbnissen, welche ohne besondere Auszeichnung stattfanden, die Träger von einer der verschiedenen Zünfte zum Dienst gestellt wurden. Diesmal war die Reihe an der Zunft der Schneider, welche, das Bahrtuch mit den Insignien ihres Handwerks geziert, Schillern zu Grabe bringen sollten. Der noch lebende Hofrath und Bürgermeister Schwabe, damals Mitbewohner des Schiller'schen Hauses

*) Vgl. Album des Literar. Vereins in Nürnberg 1844. S. 12.

trat am 11. Mai Abends, als es bereits zu dunkeln begonnen hatte, in die Hausflur der Schiller'schen Wohnung. Da lag der große Dichter vor ihm in seinem schlechten Sarge. Der treue Diener Rudolf, neben dem Sarge auf einem Schemel zusammen gekauert, weinte still und allein bei dem verehrten Todten. Eine einzige Kerze beleuchtete vom Geländer der Treppe aus die ergreifende Scene. Da erwachte in der Brust des Mannes ein Gefühl der Empörung und schmerzlichen Scham. Er eilte in eine Gesellschaft, wo er mehrere Freunde Schiller's versammelt wußte, um sie aufzufordern, die heiligen Reste wenigstens nicht von gemietheten Händen hinaustragen zu lassen zu ihrer Ruhestätte, sondern selbst dies Ehrenamt zu übernehmen. Seine Worte fanden Gehör. Eilf Männer, unter ihnen der Maler Jagemann, Stephan Schütze, Hofrath Helbig und Heinrich Voß folgten ihm zu der Stätte der Trauer. Es war die höchste Zeit, denn schon hatten sich dort auch mehrere der gedachten Träger eingefunden. Schwabe befriedigte ihre Forderungen und entband sie ihrer Pflicht. Oben aber war noch dasselbe Bild von einer einzigen Kerze beleuchtet: Schiller im Sarge, neben ihn der Diener. Die Angekommenen schlossen den Sarg, brachten ihn auf die Bahre und traten mit ihr auf den Schultern hinaus in die schweigende Nacht. „Kein feierlicher Kondukt empfing die Begrabenden. Der Himmel war bewölkt, die Luft unfreundlich, die Straßen menschenleer. Wer hin und wieder durch irgend ein Leiden schlaflos erhalten war, konnte jetzt aus den einfachen Tönen eines Glöckleins bemerken, daß Jemand nach dem Ziele irdischer Laufbahn gebracht werde, ohne darum zu wissen, daß es dem Dichter der Glocke zu Grabe läute."

„Auf dem Markte angekommen," so erzählt das Album weiter,

„wurde von den Trägern etwas angehalten um zu wechseln. Zwei Fackeln spendeten das nöthige Licht, zu spärlich noch, um eine, eben aus der Seitenstraße tretende, tief in den Mantel gehüllte männliche Gestallt erkennen zu lassen. Sie folgte den Trägern in immer gleich weiter Entfernung, nach dem Kirchhofe. Hier angelangt traten diese zu dem geöffneten alten Kassengewölbe, einer großen feuchten Todtengruft. Mit Hülfe des harrenden Todtengräbers wurde der Sarg zu den zehn bereits früher hier eingesenkten gestellt. Da wurde jene hohe männliche Gestalt an der Wand des Kirchhofs wieder sichtbar, und tiefer, lang verhaltener Schmerz wand sich schluchzend los. Die zwölf Träger beteten ein stilles Vaterunser, und der Riegel der eisernen Fallthüre verschloß die Kammer des Todes. Wer jener einzige Begleiter des Sarges gewesen, ist erst spät bekannt geworden. Die Vermuthung nannte damals neben andern auch Goethe; Froriep im Schilleralbum dagegen Schiller's Schwager Wilhelm von Wolzogen, der auf der Rückreise von Leipzig begriffen, als er in Naumburg Schiller's Tod erfahren, sich auf's Pferd geworfen und Weimar noch rechtzeitig erreicht hatte, um sich dem nächtlichen Leichenzuge anzuschließen.

Mehr als zwanzig Jahre verflossen. Die Stimmen, welche gleich nach dem Tode Schiller's in Zeitschriften zur Errichtung eines Denkmals aufgefordert hatten, waren erfolglos verhallt. Nur Schillers Landsmann der brave Schwabe Dannecker hatte die Marmorbüste seines Jugendfreundes auf eigene Hand vollendet. Als die Söhne Schiller's dieselbe für 200 Dukaten ankauften und sie der Bibliothek von Weimar zum Geschenk machten, veranlaßte dieser Umstand den genannten Bürgermeister Hofrath

Schwabe, „einen Blick in die lange verschlossenen Räume des Kassengewölbes zu thun, um den Schädel Schiller's als theure Reliquie sich herauszuholen.“

Aber welch' ein Anblick bot sich seinen Augen dar! Die dreizehn übereinander gestellten Särge waren größtentheils zerquetscht oder auseinander gefault, ihr Inhalt bildete einen wüsten Haufen nackter, vermoderter Gebeine! — —

Zunächst galt es den Schädel zu ermitteln, welcher der Sitz des gewaltigsten Geistes gewesen. Schwabe ließ sämmtliche Schädel, eilf an der Zahl, in seiner Wohnung aufstellen, und eine Einladung ergehen an sämmtliche Bewohner Weimars und der nächsten Umgegend, welche Schillern persönlich näher gestanden. Er führte sie einzeln zu den der Reihe nach aufgestellten und mit Nummer versehenen Schädeln, und ließ sie ihr Urtheil schriftlich abgeben, ohne daß eine der so untersuchenden Personen nachher mit der anderen sprechen konnte. Das Resultat war überraschend. Alle abgegebenen Erklärungen bezeichneten einstimmig ein und dieselbe Nummer als Schiller's Haupt. Ganz zuletzt noch langte von Jena Schiller's früherer Diener, der Museumsschreiber Färber, an. Auch seine Stimme fiel mit den früheren zusammen. „Der Schädel Schiller's“ rief er aus, „muß alle seine Zähne haben, bis auf einen Backenzahn, den sich der Verstorbene in meiner Gegenwart hat ausziehen lassen.“ Und auch dies Zeichen traf zu, so wie ein anderes von Goethe angegebenes, der Schiller's Haupt an den horizontal gereiften Zähnen erkannte*).

*) Diese Untersuchung der sterblichen Reste war es, welche das herrliche Gedicht Goethe's entstehen ließ, welches die Ueberschrift führt: Bei Betrachtung von Schillers Schädel, von dem es dort heißt:



Eine schwierigere Arbeit war es, die übrigen Reste herzustellen. Der Prosektor Schröter von Jena erhielt diesen Auftrag. In großen Körben wurden die sämmtlichen Gebeine des Grabgewölbes nach der Bibliothek geschafft, und dort in ihren untern Räumen gelang es endlich, den ersten Wirbelknochen aus dem wüsten Chaos dem Schädel einzufügen. Damit war das Schwierigste überwunden. Bald lag die ganze mit ihren über das gewöhnliche Maaß hinausreichenden Armen, bis auf einen einzigen Armknochen, der nicht mehr zu ermitteln war, vollständig hergestellt beisammen. „Oftmals zeigte mir mein Freund, der Prosektor Schröter" (so erzählte mir ein noch lebender Augenzeuge) „Schiller's Schädel, und erklärte mir, ihn mit den andern zusammenhaltend, die ganze Herrlichkeit dieses unvergleichlichen Baues. Namentlich waren es, außer der schön geschwungenen Form im Allgemeinen, die Klarheit der Umrisse an den hinteren Partien, welche einer schön gezeichneten Landkarte gleichend immer wieder Schröter's Bewunderung erregten, und eine Klarheit und Schärfe zeigten, gegen welche gehalten die Zeichnung der andern Schädel wüst und verschwommen erschien."

Längere Zeit barg ein Schrank in dem Postamente der

Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte,
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick der mich an jenes Meer entrückte,
Das flutend strömt gesteigerte Gestalten.
Geheim Gefäß, Orakelsprüche spendend,
Wie bin ich werth Dich in der Hand zu halten?
Dich höchsten Schatz aus Moden fromm entwindend,
Und in die freie Luft zu freiem Sinnen
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.

Danneker'schen Büste auf der Bibliothek zu Weimar Schiller's Haupt. Jetzt befindet sich dort nur ein Gypsabguß desselben. König Ludwig von Baiern war die Veranlassung, daß der Schädel des von ihm so hoch verehrten Dichters nicht länger von den übrigen sterblichen Resten getrennt wurde. Er sprach sein Gefühl, das ihn in dieser Trennung eine Entheiligung sehen ließ, bei seinem bekannten Besuche Goethes in Weimar so stark aus, daß Karl August den Befehl gab, den Schädel zu den übrigen Gebeinen Schiller's zu legen, welche seit dem 17. November 1827 in der Fürstengruft ruhen. Ein Briefkouvert, von Goethe eigenhändig beschrieben, enthält die Schlüssel zu der Lade, welche Schiller's Gebeine umschließt. Man zeigte es uns auf der Bibliothek unter anderen Reliquien.

Ein Menschenalter nach Schiller's Begräbnißnacht schrieb der Medizinalrath Ludwig Friedrich Froriep in das Schilleralbum: „Als die Hülle des großen Geistes in der Mitternachtstunde vom 11. auf den 12. Mai von einigen jungen Gelehrten und Künstlern zur Ruhe getragen wurde, waren ich und ein mir Unbekannter die Einzigen, welche dem Sarge folgten — *ich begreife noch jetzt nicht, wie das so kommen konnte!*"

Wie das so kommen konnte?! Die Antwort auf diese Frage des braven Froriep gäbe Stoff zu einem langen Kapitel. Heute nur soviel: Dreißig Jahre nach Schiller's Tode wäre dergleichen auch in einer kleinen Stadt Deutschlands nicht möglich gewesen, Unmittelbar bei seinem Tode war eine ähnliche Stumpfheit und Vernachlässigung nur in einer *großen* Stadt eine Unmöglichkeit. Man denke sich einen Schiller sterbend in Paris, ja selbst in Wien oder Berlin. Große Städte erzeugen nicht nur große Laster, son-

dern auch die Aufschwünge der Erhabenheit; eine Volkstrauer am Sterbehause Mirabeau's und ähnliches sind nur möglich in einem Lebensmittelpunkte, wo schon die große Menschenvereinigung die Leidenschaften und ihren Ausdruck zu erhabener Größe steigert.

Goethe, der maßvollste der Menschen, nie maßvoller als im Klagen und Anklagen, hat doch seiner Zeit die ganze Schmerzempfindung über Schiller's Geschick zusammengedrängt in jene anklagend mahnenden Worte:

Drum feiert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Das Gedicht aber aus dem diese Worte entnommen sind, der „Epilog zu Schillers Glocke" war das Denkmal, das er selbst dem dahingeschiedenen Freunde aufrichtete, — ein Denkmal, das alle Pracht-Monumente aller Großen der Erde überdauern wird.

Weimar, 12. Mai 1851.

Die Weimarische Oper von Liszt geleitet, hat mir schon manchen Genuß gewährt, aber keinen der sich mit dem Eindrucke vergleichen ließe, welchen ich gestern durch die Aufführung des „Lohengrin“ empfangen habe.

Wagner's Lohengrin ist eine Schöpfung, in welcher das dramatische Gedicht der musikalischen Komposition ebenbürtig ist. Verlassen, wie es die Oper ist von den Dichtern der Gegenwart, ist dem Schöpfer des Lohengrin und des Tannenhäuser nichts Anderes übrig geblieben, als die beiden bisher getrennten Rollen des Dichters und des Komponisten selbst zu übernehmen. Und so soll es sein. Die Zeichnung gehört so gut zum Maler wie die Farbe. Die Trennung, wie sie bisher bestanden, wird darum noch nicht aufhören, — es ist überall dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Aber das hat diese Trennung denn doch bewiesen, daß eine spezifisch musikalische Begabung leider die Möglichkeit nicht ausschloß, daß ein so Begabter oftmals ohne alle Einsicht in das Wesen des Drama, ja ohne alles Gefühl für das Wesen des Poetischen, d. h. des menschlich Wahren und Schönen sein kann.

Der Text des Lohengrin ist wirklich ein Gedicht, ein Drama,

ein poetisch einheitliches Kunstgewebe, das auch ganz abgesehen von der musikalischen Bearbeitung und Ausstattung, auf den Rang eines selbständigen Kunstwerks Anspruch machen darf. Darum verlohnt es sich, davon mit Ernst zu reden, während ein Eingehen auf die Strumpfwirkerei ordinairer moderner Operntexte wie Robert der Teufel und Comp. eine Thorheit wäre.

Wagner hat sich mit seinem Lohengrin auf den Boden der mittelalterlichen christlichen Sage und ihrer mystischen Symbolik gestellt. Lohengrin, der Sohn König Parzivals, ist Ritter des heiligen Grales von Montsalvat, jenes in einer Edelsteinschale aufbewahrten Blutes Christi, das in der Sage wiederum als eine göttliche Macht, als Mittelpunkt und Herrscher eines göttlichen Reiches auf Erden personificirt erscheint. Als Mitglied dieser göttlichen Ritterschaft ist Lohengrin selbst göttlicher Natur, frei von Sünde und Fehle, untäuschbar durch das Böse und seinen Trug, unbesiegbar und unsterblich, so lange er im Dienste des Grales verharrt, — ein Gott, kein Mensch. Diese mystisch-seraphische Ritterschaft denkt und fühlt, will und handelt nur wie, wo und wann der Gral es verlangt, der sie zu seinem Dienste auf Abenteuer entsendet und mit göttlichen Missionen betraut. Die Bedingung aber, an welche sich diese göttliche Ausstattung der Ritter des Grales knüpft, ist das Geheimniß. Kein Mensch darf erfahren, wer und woher sie sind, denn das Wissen zerstört das Wunder. Der Laie darf den Priester nicht begreifen, weil er, der Priester, sonst seines Gleichen wird. — Die Gralsage gehört dem kindlichen Alter der christlichen Menschheit an, und man weiß, daß Kinder die Wahrheit reden, auch ohne zu wissen, daß sie es thun.

Elsa, die Königstochter, Erbin von Brabant, ist angeklagt von ihrem Vasallen Friedrich von Tellramund: ihren eignen jüngern Bruder heimlich umgebracht zu haben, um sich den Weg zum Throne und zur Heirath mit einem niedern Geliebten zu bahnen. Die Anklage ist falsch, aber Tellramund führt sie in gutem Glauben. Er weiß nicht, daß sein eignes Weib, des heidnischen Friesenfürsten Radbod Tochter, die stolze, herrschbegierige Ortrud, nach Elsa's Krone für ihren Gatten verlangend, selbst den Bruder Elsa's durch heidnische Zauberkunst in einen Schwan verwandelt hat. Er glaubt, was ihm sein Weib, eine Art Lady Macbeth, zugeschworen, daß sie selber Zeuge gewesen sei von Elsa's Brudermorde. Er glaubt es um so lieber, weil auch sein Herz, wie Macbeths, vergiftet ist durch seines Weibes Ehrgeiz, der ihm die Krone von Brabant geweissagt hat. In diesem Glauben bringt er seine Klage an bei Heinrich dem Finkler, Deutschlands König, der gekommen ist die Männer von Brabant zur Heerfolge gegen die Ungarn, des deutschen Reiches grimme Dränger, zu entbieten. Somit befinden wir uns von der einen Seite auf einem ganz festen Boden historischer Wirklichkeit. Es handelt sich um sehr reale Dinge, um Ermittelung und Bestrafung eines großen Verbrechens, und um Thron und Leben einer Herrscherin, so wie um die Wohlfahrt und Einigkeit ihres Landes, dessen Hülfe das deutsche Reich bedarf.

In diesen gesunden Realismus bricht nun aber sofort ein mystisch romantisches Element ein. Elsa ist „traumselig," oder wie wir sagen würden somnambul. Sie erklärt, daß sie in dem bevorstehenden Gerichte, das in jenen Zeiten natürlich ebenfalls keine vernünftig menschliche Untersuchung, sondern nur eine über-

vernünftige Entscheidung durch ein „Gottesgericht“ sein kann, ihre Hoffnung einzig setze auf einen Ritter, den sie „im Schlafe gesehen.“ Ihr Gegner seinerseits erklärt ebenso: „es stehe unter seinem Stolz,“ seine Klage „durch ein ander Zeugniß zu bewähren, als durch sein Schwert.“ Was ist in solcher Zeit ein Weib, auch das edelste, schönste und reinste, gegen ein Schwert und einen sehnigen Arm, der es führt! Keiner von Elsa's Rittern und Lehnsmannen wagt es, für sie einzustehen, obwohl sie solchem Kämpfer Hand und Thron verheißt. Da erscheint, nach zweimaligem Hornruf, auf der Jungfrau brünstiges Flehen, von einem Schwane durch der Schelde Fluth gezogen, Lohengrin, der Ritter des Grals. Er ist's, er ist derselbe, den Elsa im Traume gesehen. Er unternimmt und besteht siegreich den Kampf, doch nur, nachdem ihm Elsa zugelobt zu halten, was er zweimal von ihr gefordert:

„Nie sollst Du mich befragen,
Noch Wissen's Sorge tragen,
Woher ich kam der Fahrt.
Noch wie mein Nam' und Art.“

Der Sieger schenkt dem Besiegten das Leben. Ihm selbst wird Elsa's Hand und Krone zu Theil. So schließt der erste Akt.

Elsa ist glücklich. Aber ein Paradies mit einem verbotenen Baume ist keins, und Lohengrins Geheimniß ist dieser verbotene Baum. Auf diesem Punkte setzen Ortrud und Friedrich den Hebel ihrer Rache ein. Es ist nur allzuleicht, den Funken zweifelnden Verdachts, der schon in Elsa's Herzen glimmt, zur Flamme anzublasen, die sie und ihres Herzens Glück verzehren soll. Elsa hat midleidsvoll ihre Feindin zu sich aufgenommen, die diese Aufnahme nur darum erfleht hat, um die Vertrauende anzureizen,

das Verbot Lohengrins zu übertreten. Beim feierlichen Kirchgange zur Trauung klagen, erst Ortrud, dann ihr Gemahl den Lohengrin an, daß er durch bösen Zaubers Kraft den Sieg gewonnen, und verlangen, daß er zur Widerlegung solcher Anklage Heimath, Stand und Namen offenbare. Hier ist der Kläger offenbar in seinem Rechte, sein Pathos ist ein menschliches, gesundes. Er glaubt seine Ehre verloren zu haben durch ungerechtes Gericht. Wenn er im Vertrauen auf seine gerechte Sache den Kampf mit dem wunderbar gesendeten Unbekannten, Namenlosen nicht scheute, so darf er jetzt fordern, daß dieser sein Geheimniß offenbare. Denn die Wunder des Teufels sind in jener Zeit nicht minder ein Glaubensartikel wie die göttlichen, und wer soll entscheiden, welcher von beiden Mächten der Unbekannte seinen Sieg verdankt?

Hier ist es nun interessant zu sehen, welcher Sophismen das Wunder für sich bedarf. Lohengrin verweigert seinem Kläger die Antwort, indem er das quod erat demonstrandum, das zu Beweisende, für sich voraussetzt:

Nicht Dir, der so vergaß der Ehren,
Hab' Noth ich Rede hier zu steh'n;
Des Bösen Zweifel darf ich wehren,
Vor ihm wird Reine nie vergeh'n.

Aber Tellramund läßt sich so leicht nicht abfertigen. Sehr richtig erwidert er auf jene Ausflucht:

„Darf ich ihm nicht als würdig gelten,
Dich ruf' ich, König hochgeehrt!
Wird er auch Dich unadlig schelten,
Daß er die Frage Dir verwehrt?“

Lohengrin hat auch hier wieder nur denselben Sophismus als Antwort:

Ja, selbst dem König darf ich wehren,
Und aller Fürsten höchstem Rath!
Nicht darf sie Zweifels-Last beschweren,
Sie sahen meine gute That.

Aber dieser einzige letzte Grund gilt ja auch für Elsa. Auch sie hat seine „gute That" gesehen. Und doch sagt er: Sie sei die Einzige, der er Antwort geben müsse, wenn der Zweifel auch sie bethört habe. Und er hat sie bethört. Lohengrin sieht Elsa „in wildem Brüten vor sich stehn." Er fleht zum Himmel, daß derselbe sie vor „den Gefahren des Zweifels schützen möge." Sein Gebet wird vorläufig erhört, Elsa beschließt die Frage einstweilen noch zurückzuhalten, weil ihre Beantwortung vor aller Welt dem Geliebten Gefahr bringen möchte. Dafür aber zweifelt sie nicht, daß er ihr, seinem Weibe, im Geheimen die Antwort vertrauen werde, die sie ihm öffentlich abzufordern scheut. So geht sie mit ihm zum Altare, das Vertrauen auf den Lippen, des Zweifels nagende Wißbegier im Herzen. Und so gewaltig ist bereits des letztern Macht in ihr, daß sie Mitleid zu fühlen beginnt mit ihrem Feinde. Tellramund vom Könige und den Edlen um sein gutes Recht gekürzt, von Lohengrin, den er für einen Zauberer hält, verachtet, von aller Welt verlassen und verstoßen, greift jetzt zum letzten Mittel, seine Ehre herzustellen und den Betrüger zu entlarven. Wo Recht verweigert wird, da wird Gewalt ein Recht. Sein Weib, die zauberkundige Ortrud hat ihm gesagt: des Zaubers Kraft werde von Lohengrin weichen, und die Wahrheit an den Tag kommen, gelinge es nur, ihm das

kleinste Glied, nur des Fingers Spitze zu entreißen. Dazu ihm zu verhelfen, beschwört er Elsa in einem unbewachten Augenblicke, und Elsa — sagt nicht ja, aber auch nicht nein!

Befänden wir uns nicht auf dem Boden des Wunders, also auf dem Boden des Widerspruchs, so müßten wir vor Allem fragen: wie kommt es, daß Lohengrin, vor dem, als Ritter des Grales, wie er selber von sich rühmt, „kein Trug des Bösen bestehen kann," dennoch den unschuldigen Tellramund als einen ehrlosen Verbrecher behandelt, während er doch wissen muß, daß dieser in seinem Rechte zu stehen glaubt, und Ortrud allein des Truges und Verbrechens schuldig ist? Aber wie gesagt, der Widerspruch gehört wesentlich zur Natur des Wunders und des Wunderglaubens. Vor dem Wunder kann die Vernunft, vor dem Wunderglauben darf das Recht nicht bestehen, und so muß das einzig wahrhafte, menschlich berechtigte Pathos, und mit ihm die Person seines Trägers Tellramund jener mystischen Voraussetzung geopfert werden. Ein bedeutungsvoller Fingerzeig für die Poesie des modernen Drama's! Der Widerspruch und seine Willkür zeigen sich weiter auch darin, daß der Glaube in diesem Gedichte absolut an die Werke geknüpft erscheint. Nur Elsa hat ihr früheres Traumgesicht für sich; die Andern, König, Edle, Volk glauben nur was und weil sie sehen, und ohne die Möglichkeit des bösen Zaubers zu bestreiten, entschieden sie rein willkürlich nach dem Scheine und nach dem Worte dessen, der sich als Gottgesandten ankündigt.

Elsa allein erscheint, neben Tellramund, von ächt menschlichen Mächten des Gemüths bewegt und bestimmt. Es ist poetisch und menschlich wahr, daß gerade sie, die alle mögliche Ursache hat,

an ihren Geliebten und Retter zu glauben, jenem willkürlichen Glauben fremd und fern bleibt. Ihr hilft es nichts, daß ihr ein Traumgesicht den Retter vorhergezeigt, daß dieses Gesicht sich erfüllt hat, nichts, daß er in ihrer Sache gesiegt und sie vor Schmach und Tod errettet hat, nichts, daß er sie, daß sie ihn liebt; denn eben weil sie liebt, weil sie sich ganz ihm hingiebt „mit Allem was sie hat und ist," ersehnt und verlangt sie Gleiches vom Geliebten. Denn Liebe ist Offenbarung, nicht Geheimniß, sie ist Nichts, sie gewährt Nichts, wenn sie nicht Alles gewährt und ist. Elsa liebt menschlich, denn sie liebt. In ihrem menschlichen Fühlen und Lieben allein tritt das moderne Element der Weltanschauung des Dichters zu Tage. Elsa fühlt, ohne es zu sagen, daß sie kein göttliches, daß sie nur ein ihr gleiches Wesen lieben, daß nur aus solcher Liebesverbindung zweier Gleichen Glück und Harmonie hervorgehen kann. Darum verlangt es sie, von ihm zu wissen, wer der Geliebte ist. Denn wenn sie es durch ihn, durch seine Liebe weiß, so hört für sie die letzte Kluft der Trennung auf.

Die Ausführung dieser Gedankenreihe erfolgt in der ersten Abtheilung des dritten Aktes.

Der Gesang des Brautliedes, unter dessen bezaubernden Klängen Lohengrin und Elsa das Brautgemach betreten haben, ist noch nicht verhallt, als Elsa schon an ihres Gatten Brust geschmiegt, unter dem Geständnisse höchster Beseeligung durch ihrer Liebe Glück, den Schmerz ausspricht, daß sie den Namen nimmer kennen soll, bei dem sie jetzt und immerdar so gerne ihr Höchstes, Liebstes nennen möchte. Es folgt hier im Gedichte eine Scene, die an Schönheit sich dem Besten aller Poesie zur Seite stellen mag, eine Scene, in welcher, gesteigert durch den Moment der

nahenden Erfüllung heiligster Liebessehnsucht, die Liebe des Weibes, die des geliebten Mannes volles Selbst für sich besitzen will, die ganze Tonleiter der Empfindung, vom sanften Schmerze und leisem Vorwurfe zum süßesten Schmeicheln und sehnendem Dringen bis hinauf zur immer steigenden Leidenschaft erschöpft, zur einer Leidenschaft, die endlich in der schmerzlichen Trunkenheit der Verzweiflung an das Einzige, Letzte, noch Ungewährte, Liebe und Glück und Alles setzt, weil jenes Letzte, Einzige, ihr eben als Alles erscheint. Und hätte Wagner nichts gedichtet als das Liebesgedicht dieser Nacht und seine herzerschütternde Tragik, er dürfte zu den wahren Dichtern der Liebe zählen, so viele ihrer je seit Sophokles des Dämon Eros Macht gesungen. Ich müßte die ganze Scene hier mittheilen, wollte ich dem Leser eine Vorstellung davon geben, mit welcher Tiefe des Gefühls und mit welcher Feinheit in einander greifender Motivirung Elsa das liebende Weib bis zu dem Punkte getrieben wird, wo sie die verhängnißvolle Frage ausspricht. In dem Augenblicke, wo dies geschieht, stürzt plötzlich Tellramund, gefolgt von vier brabantischen Edlen, seinen Anhängern, in das Gemach, um sein Vorhaben auszuführen. In diesem Momente, wo sie das eigne Vergehen gleichsam im Spiegel des hereinstürzenden Verbrechens erblickt, wird Elsa wieder ganz nur gläubig dienendes Weib. Sie reicht mit Hast dem waffenlosen Lohengrin das abgelegte Schwert, mit welchem er seinen Gegner erschlägt. Dann verläßt er die ohnmächtig niedersinkende Gattin, um seine That vor des Königs Gericht zu vertreten, und zugleich vor ihm und allen Edlen von Brabant die Antwort auf Elsa's verhängnißvolle Frage zu geben. Er vollführt Beides, und derselbe Schwan, der ihn herbeigezogen, entführt vom Gral gesendet,

ihn wieder in des Grales Reich; die verzweifelnde Gattin aber mag es wenig trösten, daß Lohengrin vor seinem Scheiden ihren verloren geglaubten Bruder entzaubert und ihn dem Lande als Herzog von Brabant zurückgiebt. Sie stirbt in den Armen des Wiedergefundenen vor Schmerz über den Verlornen, der in seinem Wundernachen, von des Grales Taube gezogen, den Blicken entschwindet.

So wenig ich erwarten darf, daß das prosaische Gerüst dieser Exposition dem Leser einen Begriff geben könne von der Schönheit des dramatischen Gedichts, ebenso wenig darf man verlangen, daß ich jetzt die musikalische Kunst des zwiefach schöpferischen Dichters aufzuzeigen versuche, mit welcher derselbe seiner Wortzeichnung die Farbenpracht und Fülle des tönenden Lebens verliehen hat. Denn dies ist bereits von dem berufensten Meister, von Franz Liszt in einer Vollendung geschehen, die in dieser Gattung musikalisch-poetischer Dramaturgie unter dem literarisch Vorhandenen nicht viel ihres Gleichen haben dürfte. Der Genius, der auch diese Schöpfung eines kunstverwandten Meisters mit jener anerkennenden und hingebend thätigen Liebe, die wir an ihm kennen, und die allein den höchsten Werth auch des Künstlergenius ausmacht, in das volle Leben der Darstellung eingeführ hat, — er hat auch, mit diesem künstlerischen Liebesdienste nicht zufrieden, allen denen, welche das neue Werk Wagners gehört oder nicht gehört, zum poetisch musikalischen Verständnisse und Genusse desselben den Weg gebahnt. Niemand, der Liszt's Aufsatz über Wagner's Lohengrin in der Illustrirten Zeitung gelesen, wird das Geständniß zurückzuhalten vermögen, daß dem Verfasser seine Auf-

gabe gelungen sei, und daß wir in jener Abhandlung ein Muster der Dramaturgie eines musikalischen Drama's vor uns haben.

Mir bleibt hier nur noch zweierlei übrig. Einmal den poetischen Kernpukt des dramatischen und zwar des tragischen Konflikts einer genaueren Prüfung zu unterziehen, und zweitens nach dieser kritisch-polemischen Betrachtung ein aufrichtiges Bekenntniß des unmittelbaren Eindrucks abzulegen, welchen diese Dichtung bei ihrer Aufführung auf mich gemacht hat. Vielleicht ist die kritische Kälte der erstern Betrachtungsweise geeignet, für die Begeisterung Verzeihung zu erwerben, welche ich als Resultat jenes unmittelbaren Gesammteindrucks hiermit im Voraus bekennen will. In einer Zeit und einem Volke, wo das Goethe'sche:

„Schlagt ihn todt, den Hund, er ist ein Recensent!"

wohl mit größerem Rechte in ein: „Schlagt ihn todt — er ist ein Enthusiast!" umgewandelt werden könnte, mag es nicht ganz unräthlich erscheinen, sich auf die oben bezeichnete Weise den Rücken zu decken. —

Zunächst also: Der Konflikt und seine Lösung.

Das Märchenhafte, Wunderbare, die Transzendenz mit einem Worte, ist die Voraussetzung des Gedichts. Diesen seinen Grund und Boden dürfen wir ihm nicht entziehen, ohne es selbst zu vernichten. Aus diesem Boden entspringt das Symbolische, in welchem die Blüthe des rein menschlichen Denkens und Empfindens, wie der Keim im Fruchtkerne, noch unentfaltet beschlossen ruht. Dies ist die poetische Achillesferse des Drama's. In einen Zusammenhang rein menschlicher Vorgänge, Handlungen und Motive ist mit dem Helden Lohengrin ein übermenschliches, romantisch

transszendentales Wesen hineingesetzt. Das kann keine gute Ehe geben; diese disparaten Elemente können sich nicht durchdringend und dauernd vereinen, sondern nur äußerlich und momentan verbinden, und der trennende Riß wird für unser menschliches Empfinden zu einer grellen Disharmonie, zu einer Ungerechtigkeit, zu einem Aristotelischen μιαρόν, weil ein ewiges Gesetz der Natur verletzt wird. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß jede Transszendenz, daß alles Uebermenschliche zugleich ein Grausames, Unmenschliches ist, so hätte ihn Wagner in seiner Dichtung geführt. Die Sprache ist hier, wie so oft, verrätherisch offenbarend. Sie verräth, sie enthüllt die Wahrheit durch den Mund desselben Menschengeschlechtes, das diese Wahrheit so oft, Jahrtausende lang, verläugnet. Es liegt ein tiefer Sinn darin, daß in der Sprache aller Völker Grausamkeit und Unmenschlichkeit Begriffe sind, die sich decken. Unmenschlich aber ist nicht nur, was in der Wirklichkeit unter der menschlichen Natur steht, sondern auch das, was der Menschengeist sich über diese menschliche Natur hinaus in phantastischer Abstraktion zu bilden versucht. Darin liegt das Geheimniß aller göttlichen Grausamkeit und Unmenschlichkeit. Der Menschengeist, der es unternimmt, in einem menschlich vorgestellten zur Uebermenschlichkeit gesteigerten persönlichen Wesen die Schranken der menschlichen Natur und ihrer Eigenschaften zu vernichten, wird nothwendig zu einem Widerspruche getrieben, den er wieder nur durch einen zweiten scheinbar aufzuheben vermag. Es ist längst ein offenbares Geheimniß, daß die strenge Gerechtigkeit die Gnade ausschließt. Jede Religion erkennt diesen Widerspruch bei der andern, während sie ihn bei sich selbst übersieht. Es ist die alte Geschichte vom Splitter und Balken.

Mahadöh, der Herr der Erde, weiß es, daß er „Menschen menschlich sehen muß," wenn er strafen oder lohnen will. Lohengrin, der Ritter des heiligen Grales, weiß es nicht. Lohengrin ist ein Halbgott, und kommt als solcher zu Menschen, er sieht Menschen göttlich. Als Ritter des Grales und durch den Gral besitzt er seinen Glauben:

„Selig reinster Glaube
Ertheilt durch ihn sich seiner Ritterschaft."

Und wie er seinen Glauben von Außen hat, so ist auch sein Wille nicht der seine, sondern ein von Außen bestimmter. Als Ritter des Grales ist er ausgerüstet mit überirdischer Macht. An ihm ist „jedes Bösen Trug verloren," er hat also nicht das geringste Recht, sich seines Glaubens an Elsa's Unschuld zu rühmen, und ihr diesen seinen Glauben im Gegensatze zu ihrem Zweifel strafend vorzuhalten. Er ist ja im ungeheuersten Vortheil gegen sie! Er glaubt, weil und was er durch überirdische Gabe der Einsicht weiß, während er von ihr verlangt, daß sie an ihn als an einen Gottgesandten unwissend glauben soll. Gläubig, allwissend, tugendsam und sieghaft ohne sein Verdienst, göttlich und menschlich zugleich, die Ehre und Erhabenheit des Gottes zugleich mit dem vollen Genusse des menschlichen Glücks, als Geliebter, Gatte, Fürst und Heeresherrscher in Anspruch nehmend, ist er der verkörperte Widerspruch, die personifizirte Romantik. Nichts ist sein Verdienst, und Alles wird ihm zu Theil; er hat kein Pathos, als das abstrakt egoistische seines unerforschbaren göttlichen Geheimnisses, und er fühlt so wenig menschlich mit Menschen, daß er gerade von menschlicher Schwäche jenes Höchste fordert, welches er selbst nur als Gott durch übermenschliche Begabung zu

leisten vermag. Und — als er nun die Erfahrung macht, daß Menschen eben Menschen sind, als er sie an der Geliebten, bei einem so kleinen, so natürlichen, so menschlichen, so liebenswürdigen, so in der innersten Natur des Weibes begründeten Fehltritte derselben macht, bei einem Fehle, der dies nur ist durch eine absolut willkürliche, aller Vernunft und Menschlichkeit widersprechende Annahme der alten Dichtung, durch die Annahme, daß das Gute („der Segen des Grals") die Enthüllung nicht verträgt — da, ach es ist ein Jammer! wirft der Dichter die einzige Art menschlich befriedigender Lösung bei Seite, und läßt seinen Lohengrin, Liebe, Glück und Leben des geliebten Weibes, und das Wohl des neugewonnenen Reiches seinem Egoismus opfern. Als Elsa in Reue zerknirscht mit den Worten zu seinen Füßen sinkt:

„Mein Gatte! nein! ich lass' dich nicht von hinnen,
Als Zeuge meiner Buße bleibe hier!
Nicht darfst du meiner bittern Reu' entrinnen;"

da hat er keine andere Antwort als das dreifache:

„Ich muß! ich muß! ich muß! mein süßes Weib!
Schon zürnt der Gral! daß ich ihm ferne bleib'!

Man möchte ihm mit Lessing antworten: **Kein Mensch muß müssen!** wenn man nicht bedächte, daß Lohengrin eben das Unglück hat kein Mensch zu sein, sondern ein Gott, oder vielmehr ein seraphischer Soldat, der seinen Willen und sein Bewußtsein allein und einzig in der Disziplin des Müssens und in dem Stirnrunzeln seines göttlichen Kriegsherrn hat, nicht aber in der eignen Brust und in ihren Sternen. Lessing's Wort ist die einzig zutreffende Kritik dieses Schlusses der Dichtung soweit

sie den Haupt-Helden betrifft. Der Dichter hatte nur die einzige Möglichkeit, diesen Schluß befriedigend zu geben, wenn er den Mythus humanisirte. Der Lohengrin, der seine Wunderkraft und Weisheit, seine Heiligkeit und Göttlichkeit hingiebt, um der Liebe willen, der mit der Schwäche der Menschlichkeit das Glück der Menschlichkeit erkauft, der mit solchem realen Opfer der Geliebten Fehltritt sühnt, der würde unser Herz gewinnen und uns aus der unklaren Traumsymbolik abstrakter Transzendez erheben in das lichte Reich wahrhafter Freiheit edler Menschlichkeit. Der Lohengrin, der als Knecht, als Soldat des Grals, um seine gottbegnadete Stellung zu bewahren, alles Andere aufopfert, mag ein richtiger Ausdruck göttlicher Transzendenz und ihrer Un- weil Ueber-Menschlichkeit sein; uns, die wir Menschen sind und nur menschlich zu sehen und zu fühlen vermögen, uns ist er nur der spukhafte Schatten einer Weltanschauung, deren Untergang unsere Vernunft und unsere Ueberzeugung ersehnen. Denn der Montsalvat der neuen Zeit und ihres Glaubens ist das Ideal der Menschlichkeit, und das heilige Gralblut dieses Glaubens hat sein Gefäß in jedem Herzen, das für die Verwirklichung dieses Ideales in der Brust eines Menschen schlägt.

Trotz alledem aber hat mir die Aufführung den größten Eindruck gemacht, den ich seit langer Zeit durch eine musikalisch-dramatische Dichtung empfangen habe. Ich hatte bisher noch kein Werk Richard Wagner's gehört, und vom Lohengrin wußte ich, nächst demjenigen, was ich in Liszt's Darstellung darüber gelesen nur, daß er bei der ersten Aufführung nicht die, nach dem Tannhäuser erwartete Wirkung gemacht, sondern das Weimarsche Publikum, dem er eigentlich durch Liszt oktroyirt worden sei,

ziemlich kalt gelassen habe. Von dieser Kälte war indessen bei der diesmaligen fünften Aufführung nichts mehr zu spüren. Das geräumige Theater war gedrängt voll. Die Eisenbahn hatte aus der Nachbarschaft zahlreichen Besuch herbeigeführt, und über der Versammlung selbst lag ein Etwas, das diese Aufführung als ein Ereigniß bezeichnete, und das im Verlaufe derselben sich in immer wachsender Theilnahme bis zu einer Begeisterung steigerte, die sich zuletzt im Rufe des Namens Liszt am Schlusse der Darstellung Luft machte. In der That hat es der ganzen Energie des für diese Schöpfung begeisterten Mannes bedurft, um vor den Schwierigkeiten nicht zurückzuschrecken, welche im Gefolge der ersten lauen Aufnahme alle auf die Ausführung des Werks in nicht weniger als einigen vierzig Proben verwendete Mühe zu einer vergeblichen zu machen drohten. Und selbst diese hingebende, jetzt von der gesammten Weimarischen Kunstgenossenschaft dankbar anerkannte Energie würde vergeblich gewesen sein, ohne den Schutz und die Unterstützung des in letzter Instanz auf einem Hof=Theater bestimmenden höchsten Willens, dessen Unterstützung bei dem Werke eines flüchtigen Republikaners, in einer Zeit wie die unsrige nicht hoch genug angerechnet werden kann. Scheint es doch fast, als solle unter ungleich schwierigeren Verhältnissen für dies kunstgeheiligte Weimar sich das Asylrecht des Genius erneuern, das hier die Freistatt, die es dem Schöpfer des Kunstwerks zu geben nicht die Macht hat, wenigstens seinen Schöpfungen gewährt.

Wie es aber auch für die andern sein mochte, für mich war diese Aufführung ein Ereigniß. Und so ergreifend, so ganz aus einem Einem Gusse war die Einwirkung, welche ich empfand, daß ich seit langer Zeit zum Erstenmale mich einem Kunstganzen

hingegeben fühlte, ohne auch nur einen Augenblick von kritischer Regung ergriffen zu werden. Ein längst Gewünschtes erschien mir hier erreicht; die würdige Verbindung zwischen zweien Künsten, die harmonische Ehe der Kunst des redenden Gedankens mit der Kunst der tönenden Empfindung vollzogen. Und eine Ahnung, daß hier mit dieser Schöpfung der neuen Zeit der erste Schritt gethan sei zur freien Erneuerung des althellenischen musikalisch-dramatischen Kunstwerks, erfüllte mein Herz mit Freude.

In der That hat Wagner mit diesem musikalischen Drama einen Lichtblitz gerade in diejenige Region unserer Kunst geworfen, über welche die Nacht am dunkelsten niederhing, in das Unwesen jener Oper, in welcher die Schmarotzerpflanzen eines meist von Vernunft und Verstand verlassenen sogenannten „Textes" und einer dem Begriffe der Schönheit wie der Sittlichkeit hohnsprechenden Tanzkunst bisher den üppigsten Sumpfboden fanden. Seine Schöpfung erschien mir wesentlich als eine praktische Kritik, als eine thatsächliche Polemik, eine schöpferische Negation. Daß dabei hier und da das Winzermesser des Gärtners ob zu scharf gehandhabt worden, daß nicht alle weggeschnittenen Ranken dies Geschick verdienten, daß gelegentlich auch wohl in einem oder dem andern Betrachte das Kind mit dem Bade verschüttet zu werden Gefahr läuft, das sind Dinge von untergeordneter Bedeutung, und vor allen Dingen sind es Mängel, welche überall von einer neuen, wesentlich polemischen, weil reformatorisch-schöpferischen, Richtung fast unzertrennlich sind. In diesem Betrachte möchte man Wagner mit seinem Rigorismus gegen die Melodie, seiner rhythmischen Eintönigkeit, seiner Vernachlässigung des virtuosistischen Elements im Kunstgesange vergleichen mit der eifervollen

Strenge des Lutherthums, welche im Verhältniß zu der heitern Pracht, dem festlichen Glanze und der sinnlichen Vielseitigkeit des katholischen Kultus oft an verstandeskahle Nüchternheit streift.

Aber diese Mängel werden aufgewogen, vor Allem durch die wundervolle Harmonie der Dichtung mit der Musik, durch jene Tiefe, Wahrheit und Schönheit des geistigen Gehalts, der denn doch am Ende allein im Stande ist, ein gebildetes Interesse nachhaltig zu fesseln, während eine Albernheit, noch so meisterhaft komponirt und noch so virtuosistisch gesungen, einen gesunden Sinn mit Widerwillen erfüllt. Die Musik ist der Leib, das Wort die Seele des musikalischen Drama's. Eine Schönheit ohne Geist und Seele kann uns wenigstens, wenn sie schweigt, durch ihre Formen erfreuen, oder dem Künstler als Modell dienen. Aber der Zauber hört auf, sobald sie zu sprechen beginnt. Die moderne Oper ist in der Regel eine solche geistlose Schönheit, nur daß wir ihr nicht, wie der Künstler seinem Modell, nöthigenfalls den Geist verleihen können, den sie nicht hat, weil sie in Einem fort ihrer Geistverlassenheit und Unnatur Worte giebt. Denn auf die meisten modernen Opern paßt Voltaire's spottendes Wort: „Was zu unsinnig ist, um gesprochen zu werden, das singt man!"

Hier aber bei der Aufführung des Lohengrin sah ich zum ersten Male die Zuhörer nicht blos von der seiltänzerischen Virtuosität der bis an die äußersten Grenzen des Möglichen ausgedehnten und ausgerenkten Kunstgesanges, sondern auch von einfachen Empfindungen, Gedanken, Motiven und Situationen bewegt und ergriffen. Es war so zu sagen ein dorisch männlicher Geist, der hier die Gemüther der Menschen zur Theilnahme bewegte;

und wo die Weiche des Gefühls an seine Stelle trat, da hatte man sich ihrer wenigstens nicht zu schämen, weil sie ächt poetisch und menschlich motivirt erschien.

Liszt dirigirte die Aufführung. Sein Werk ist die wundervolle Ausbildung, zufolge deren sich die begleitende Musik des Orchesters an die Gesangdarstellung auf der Bühne anschmiegte, wie ein nasses Gewand an einen schönen Körper, den Adel und Schwung und die Schönheit der Formen nur um so deutlicher hervorhebend. Die Weimarische Oper besitzt keine sogenannten Gesangskünstler ersten Ranges; aber der ganze Umfang und Gehalt des künstlerischen Vermögens der Sänger und Sängerinnen kam durch jene maßvolle Mitwirkung des Orchesters, in jeder feinsten Wendung und Nüance zur vollen Geltung und Wirksamkeit. Die Instrumentalmusik bildete gleichsam nur das leichtbewegte Meer, auf dessen sanftgeschwellten Wogen sich der Kahn des Gesanges schaukelte, mühelos dem Ruderschlage des Steuernden gehorchend. Nicht Eine Feinheit, nicht Eine ergreifende Nüancirung ging verloren, nicht ein künstlerischer Accent ward übertäubt durch das ungeschickte Sichhervordrängen auch nur irgend eines einzelnen Bogenstrichs. Welche Verwüstungen auf andern Bühnen in dieser Beziehung von manchen Orchestern angerichtet werden, hat wohl Jeder von uns zur Genüge erfahren. Und wenn man sagen mußte, daß das Kunstwerk selbst gewissermaßen jeden Mitwirkenden auf der Bühne zu zwingen schien, ein Künstler zu sein, so mußte man doch zugleich anerkennen, daß nur die einsichtigste und mühevollste Leitung der Vorstudien im Stande gewesen war, bei einem in seiner Art durchaus neuen Werke durch die Darsteller alle Intentionen des Schöpfers in so vollkommener und abge-

rundeter Plastik hervortreten zu lassen. Ich habe keine Stimme gehört, die nicht auch dieses Verdienst der unermüdlichen Anstrengung des Mannes zugeschrieben hätte, auf dessen Besitz das heutige Weimar mit Recht stolz sein mag*).

*) Fünfzehn Jahre später sah ich Liszt wieder (1866 u. 1867) im geistlichen Gewande in der Siebenhügelstadt, die ihn seit seinem Eintritt in den geistlichen Stand den ihrigen nannte, und wo er an der Spitze des römischen Musiklebens stand. Seitdem hat ihn, den vielumirrenden musikalischen Odysseus, die letzte Wandlung der römischen Dinge von Rom in seine Jugendheimath Ungarn zurückgeführt. (1871).

Pfingstfahrt nach Eisenach.

Eisenach, Pfingsten 1851.

Es ist doch ein heiteres Land dies Thüringen mit seinen grünen Waldhöhen, seinen rauschenden Quellen und dem lebensfrohen gutgemutheten zuthulich freundlichen Menschenschlage, der es bewohnt. Für uns andern, die wir an der äußersten Grenzmark Deutschlands leben, wo Moor und Marsch die Nähe des Meeres, wo Dialekt und Volkscharakter die Nähe des nüchtern prosaischen Hollands verrathen, liegt ein eigner Reiz darin, sich auf dem felsigen festgegründeten Boden in der Mitte des deutschen Vaterlandes, in dem heiter aufgeweckten Volke des Sagen- und Liederreichen Thüringens zu befinden.

Die fröhlichen Pfingsttage in seiner Wohnung zu verleben, das will dem Thüriger nicht in den Sinn. Alle unsere Freunde und Bekannten in Weimar rüsteten sich zu kleineren oder größeren Ausflügen. Die Wanderlust schien in der Luft zu liegen und die allgemeine frühlingsfrohe Sehnsucht nach Feld und Wald und Bergeshöhen ergriff endlich auch uns, so daß wir uns am Freitage vor Pfingsten entschlossen, mit unseren werthen römischen

Freunden, dem Maler Hummel und seiner liebenswürdigen Frau, mindestens eine Fahrt nach Eisenach zu unternehmen.

Am nächsten Mittage bestiegen wir den Wagenzug der Eisenbahn und zugleich mit uns ein ganzer Schwarm fröhlicher Studiosen. Der Zug war kaum zu übersehen, alle Wagen voll von jungen Leuten. Halle, Leipzig, Pforta und Jena hatten ihre Contingente geliefert, wohin man sah, guckten die buntfarbigen Mützen, die frischen Gesichter, zu den Wagenschlägen heraus, und der Anblick der fröhlichen Jugend und der laute Schall ihrer lustigen Gesänge trug nur dazu bei, das Gefühl der Frühlingsfreude in uns selbst zu steigern.

In Erfurt auf dem Bahnhofe, Gensdarmen wohin das Auge blickte. Man merkte, daß man sich nicht mehr auf Weimarischem Grund und Boden, sondern in dem Lande befand, wo sich das Wort jenes Ministers der preußischen Revolution und Erfinders der Konstabler: „jemehr Freiheit desto mehr Gensdarmen!“ glänzend bewährt hat, und athmete ordentlich auf, als man die preußische Parlamentsfestung hinter sich hatte. Wie glücklich werden einst die Geschlechter der Menschen sein, für welche die Ruinen unsrer Festungen, dieser Zeugen und Stützen unserer civilisirten Barbarei, dasselbe Gefühl erwecken werden, das uns die Trümmerreste der alten Raubritterburgen, dieser Privatfestungen des Mittelalters, einflößen.

In Gotha dampfte der ganze Perron von Bratwürsten, auf die sich die Jugend mit Heißhunger stürzte. Aus der Ferne schauten die drei Gleichen herüber. Die Burg des alten Grafen auf hohem Felsen in der Mitte; auf niedrigeren Höhen zur Rechten und Linken die beiden Burgen, in denen seine beiden Gattinnen,

die züchtige blonde deutsche Hausfrau und das schöne schwarzlockige heidnische Weib lebten, das dem gefangenen Kreuzritter im fernen Morgenlande Freiheit und Leben gerettet. Da hat er denn gehauſ't der alte Herr, — heute mit der alten, ihm durch Gewohnheit und frühe Liebe werthgebliebenen Ehegenossin, und morgen mit seiner Erretterin, dem feurigen Kinde des Südens, der schönen Sultanstochter; und der Papst hat seinen Segen gegeben zu allen Beiden. Das war eine gefährliche Historie, ein bedenkliches Exempel für die Männer die vor zwei Jahren in Gotha zusammenkamen, die Quadratur des Zirkels deutscher Einheit aufzufinden. Ihr Führer war ein Edelmann so makellosen Stammes wie der Graf von Gleichen, so glaubensvoll an sein selbstauferlegtes Kreuz wie jener alte Kreuzfahrer, und eben so bereit wie dieser, von fremder Autorität die Weihe seiner Handlungen anzunehmen; — wie sollte ihm und seinen zu Gotha versammelten Genossen also fehlschlagen, was ihrem ritterlichen Vorbilde, dem Grafen von Gleichen, einst so wundervoll gelungen! War nicht auch eine Doppelehe das Ideal ihres Strebens? Sich den alten angestammten Fürsten treu beweisen, die alten Rechte wahren, die alten „Bande" ehren, und doch die begeisternde, feurige Umarmung, den Kuß der jungen Freiheit nicht entbehren, das wollten sie für sich. Aber der Stellvertreter Gottes auf Erden, das Volk versagte seine Sanktion dem unmöglichen Bunde; die beiden erwählten Geliebten, Fürstenthum und Freiheit wollten von keiner halben Liebe, von keiner getheilten Hingebung wissen; und während der alte Graf von Gleichen friedlich lebte und begraben ward inmitten seiner beiden Frauen — ich habe vor langem Jahren selbst seinen Grabstein mit den drei Bildnissen

gesehen im Dome zu Erfurt — blieben die Fürsten und die Freiheit frisch am Leben, und die modernen Grafen von Gleichen wurden allein begraben für ewige Zeit unter den Erinnerungen des Gothaer Congresses und den Trümmern des Parlaments der Festung Erfurt. —

Jenseits Gotha beginnt die Reihe der kleinen thüringischen Badeorte. Da liegt das reizende Liebenstein mit seinem heilsamen Sauerbrunnen. Da fährt der Omnibus nach Reinhardtsbrunn, da weiter unten ein anderer nach einem dritten Heilbade, dessen Namen ich vergessen. Da kommt man an den Hörselberg, den Berg des Tannhäuser und der Frau Venus, den Wagner's Meisterwerk feiert, und in dessen kalten Tiefen die arme nach Deutschland verbannte Göttin der Huld und Schönheit seit vielen vielen Jahren schmachtet. Es ist ein rauher, nackter starrer Fels, so starr und kalt und öde wie die abstrakte Philosophie, deren Steingewicht die Schönheit niederhalten hilft in unserer Heimath. Und wunderbar! Da haben sie in Sagen und Liedern, in Romanzen und Opern, das Loos des „guten Ritters" Tannhäuser beklagt, den die „arge Frau Venus" gefangen. Niemand aber hat an das Loos der armen Göttin gedacht, die so vereinsamt und elend dasitzt in dem kalten Berge, sie die es gewohnt war, von des Olympus goldenen Höhen hinabzuschauen auf die Fluren des göttergeliebten Landes der Schönheit, sich zu erfreuen der Liebe unsterblicher Götter und Helden, und angebetet zu werden als die beseeligende Göttin von den Jünglingen und Jungfrauen eines Geschlechts, an dessen kunstgebildeter marmorner Schönheit unsere erstarrten Seelen sich erwärmen, und die nun so herabgekommen ist, daß ihr ein kläglicher Sänger, der in ihren Götterarmen um

seine verlorne Jugend jammert und sich nach dem entsagungsvollen irdischen Edelfräulein zurücksehnt, schon ein begehrenswerther Besitz, ein des Haltens würdiger Gegenstand erscheint. Arme Frau Venus! armseliger Tannhäuser!

Aber schwankender noch als der arme Ritter zwischen Entsagung und Genuß, war eine mit ihrer Tochter neben uns im Waggon sitzende Dame darüber, ob sie in Eisenach angekommen, mit einem Omnibus in das nahe gelegene Liebenstein gehen, oder im thüringer Hofe oder in welchem Gasthofe sonst verweilen, und ob sie dann sich mit Postpferden oder einem Miethwagen an das Ziel der Reise begeben sollte. Sie fragte zur Rechten und Linken, sie fragte Alt und Jung; jede Antwort beruhigte sie, keine genügte ihr, jede änderte ihren Entschluß, keine brachte sie zur Entscheidung; und wir stiegen am Bahnhofe zu Eisenach bereits in den Wagen, der uns nach dem Gasthofe „zum halben Monde“ fahren sollte, als sie noch immer auf dem Punkte stand, eine Wahl treffen zu wollen. —

Eisenach ist ein gar freundlicher Ort. Gewerbthätiger als Weimar, sind die Häuser im Ganzen besser gehalten, und der Ort hat überhaupt ein großstädtischeres Ansehen. Der Marktplatz besonders ist sehr malerisch. Die große ansehnliche Kirche mit den mächtigen Bäumen die sie umgeben; der schöne Brunnen im Schatten der Bäume, aus deren Mitte der goldne Sankt Georg freundlich hell hervorleuchtet; die lange Linie des stattlichen, jetzt von der vertriebenen Herzogin von Orleans bewohnten fürstlichen Schlosses, die behaglichen Bürgerhäuser und die großen Gasthöfe an den beiden anderen Seiten des Marktes umschließen den schö-

nen Platz, auf den die altersgrauen Mauern der Wartburg von ihren grünen Höhe ernst herniederschauen.

Gegen Abend stiegen wir die Wartburg hinan. Die Sage ihres Ursprungs nennt als ihren Erbauer Ludwig den Springer, Landgrafen von Thüringen, um die Mitte des eilften Jahrhunderts. Die Streiferei der Jagd hatte ihn auf fremdes Gebiet hierher geführt. Als er den stattlichen Berg erblickte rief er aus: „Warte Berg! du sollst mir eine Burg tragen!“ Das Terrain war freilich nicht sein Eigenthum, aber auch dafür wußte die Schlauheit jener „alten Biederzeiten“ Rath. Seine Getreuen trugen heimlich Erde aus seinem Gebiete auf den Gipfel des Berges, und der Landgraf konnte mit zwölf Rittern, seinen Eideshelfern, auf demselben stehend den ihm vom Kaiser auferlegten Eid schwören, daß er hier auf seinem Grunde und Boden stehe. So ward der rechtmäßige Besitzer, der Graf von Frankenstein, mit seiner Klage vom Kaiser Heinrich IV. ab und zur Ruhe verwiesen, und der schlaue Landgraf durfte seine Burg erbauen. Die Sage erzählt dann weiter, daß die dreizehn Schwertklingen auf die der Landgraf und die Ritter jenen Eid geleistet, in den Grund des Baues eingesenkt worden. Diese Erzählung hat neuerdings einen Anschein von historischer Wahrheit gewonnen, indem man beim Aufgraben eines verschütteten Gewölbes wirklich dreizehn rostzerfressene Schwertklingen, je sechs und sieben zusammengebunden, endeckt hat. Man zeigte sie uns später unter den Merkwürdigkeiten der Burg. Mich aber gemahnte die ganze Sage von der, nach unsern Begriffen denn doch sehr zweideutigen Handlungsweise des Erbauers an Zustände einer Zeit, nach deren sittlichen Vorstellungen, wie nach denen der Homerischen Heroenzeit, der schlaue glücklich aus-

geführte Betrug, weit entfernt den Ruhm eines Odysseus zu beeinträchtigen, ihn vielmehr erhöht. In dieser Auffassungsweise ist sich die Sittlichkeit aller rohen Völker gleich, und noch bis auf den heutigen Tag haftet im Bewußtsein des Volkes, das die Sage kennt und arglos erzählt, kein Makel an dem Gedächtniß der List des fürstlichen Betrügers. Auch daß der christliche Gott seinen Unwillen über diesen Meineid zu erkennen gegeben habe, verlautet ebensowenig, als daß die Homerische Göttin Athene ihrem Lieblingshelden über einen ähnlich schlauen Betrug gezürnt. Die Griechen waren sogar naiv genug, ihren eigenen Göttern in diesem Punkte nicht unbedingt zu trauen, und ihre Dichter erfanden für sie deshalb einen eigenen höchsten Eid, den Eid beim Styx, durch den man allein, wenn ein Gott ihn schwor, der Wahrheit des Beschwornen sicher sein konnte. —

Einem andern Zufalle, welcher jener immerhin problematischen Auffindung der Schwerter ähnlich, wenn auch im Resultate überzeugender ist, verdankt man es, daß die Berichte von der Pracht und Herrlichkeit, welche die Wartburg des Sängerkrieges zu einem Wunderbau der deutschen Lande machten, sich ebenfalls als Wahrheit herausgestellt haben. Die Wartburg wie ich sie vor fünf und zwanzig Jahren zum erstenmale sah, erschien als eine unregelmäßige Häusermasse, deren höchster und ältester Theil weit mehr einem Speicher ähnlich sah als einer fürstlichen Herrenburg. Die hohen gewaltigen alten Mauern, deren lukenartige Fenster, deren niedriges Dach offenbar erst einer späten Zeit ihre Entstehung verdankten, gaben wenig Neugier, das Innere zu sehen in welchem man dann plötzlich von byzantinischen Säulen überrascht wurde, deren fremdartige Skulptur traurig und zerbröckelnd aus

der wüsten Umgebung hervorschaute. Zur Rechten dieses alten Bau's, doch von ihm abgesondert, erhob sich ein ebenfalls halb zerstörter viereckiger Wartthurm, während an die alte Burg gelehnt ein Neubau den kleinlichen Geschmack verrieth, in dem man im achtzehnten Jahrhundert bürgerliche Wohnhäuser aufzurichten pflegte. Irgend eine fürstliche Verwaltungsbehörde hatte dort ihre periodischen Sitzungen. An dieses Haus, weiterhin nach dem Theile des Berges zu, von dem man heraufkommt, schließt sich ein wunderliches Gemisch von kleineren und größeren Gebäuden an, und in dem einen, dessen enges tiefes Eingangsportal, dessen Treppenbau und verziertes Fachbauwerk sein hohes Alter verrathen, hat Martin Luther im Jahre 1521 fast ein Jahr lang als freiwilliger Gefangener gewohnt.

Es ist ein großer zweifenstriger Raum. Die kleinen in Blei gefaßten Scheiben der Fenster sind trüb und erblindet, die Wände nur leicht überkalkt. Ein großer Kachelofen ragt an der Wand der Thüre gegenüber, weit vorspringend in das Gemach hinein. Neben demselben bewahrt man die Spur des historischen Dintenflecks, das Zeichen von des braven Luthers Kampf wider den Geist der Finsterniß, gegen dessen Macht allerdings Dinte und Druckerschwärze auch jetzt noch schätzbare Waffen sind. Ein Tisch von schlichtem weißen Holze hat Luther's Eltern gehört, eine Truhe und ein Wallfischknochen der als Schemel dient, werden als von ihm benutzt vorgewiesen. Außerdem zeigt man Luther's Bild und die Portraits seiner Eltern, alle drei von Kranach gemalt, die alten Leute treuherzig tüchtige, aber vom Druck harter Arbeit belastete Gesichter.

Wenn man an solche vor langen Jahren in der Jugend mit

Andacht gesehene Wahlstätten der Geschichte wiederkehrt, so fühlt man recht mit einem Schlage, welche Kluft indessen die Zeit und unser Leben in ihr zwischen unserm geistigen Sonst und Jetzt aufgerissen haben. Damals hatte ich diese Erinnerungen an die große Reformation, deren dreihundertjähriges Jubiläum ich in des Vaters Dorfkirche mitgefeiert, so erhobenen Herzens begrüßt, und heute — fielen mir eben nur die Worte Goethe's ein, der über das Reformationsfest an seinen Freund Knebel schrieb: „unter uns gesagt ist mir an der ganzen Sache nichts interessant als Luther's Charakter, und das ist auch das Einzige, was eigentlich der Menge imponirt, Alles Uebrige ist ein verworrener Handel, wie er uns noch täglich zur Last fällt."

Was er damit meinte war die für Deutschland als Ganzes allerdings unheilvolle Kirchenspaltung und ihre Folge, die unselige politische Zwiespältigkeit der Nation. Denn im Uebrigen wußte er bekanntlich nicht nur Luthers Charakter gebührend zu schätzen sondern auch von der Errungenschaft der Reformation — der Befreiung des Geistes von Autoritätsfesseln — den gehörigen Nutzen zu ziehen. „Auch ich" — sang er am Schlusse des Gedichts auf die dreihundertjährige Säkularfeier der Reformation:

„Auch ich soll gottgegebne Kraft
Nicht ungenützt verlieren,
Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestiren."

Protestiren, — d. h. „vorwärtsschreiten", wie er erklärend seinem Zelter schrieb:

„Freiheit erwacht in jeder Brust,
Wir protestiren alle mit Lust."

Die Wartburg hat eine kleine Militairbesatzung, und an der Vorsprungsmauer der Terrasse des Eingangs wanderte zwischen ein Paar kleinen Kanonen eine Schildwacht friedlich hin und her, deren moderne Kriegsrüstung mit der im Abendsonnenscheine blitzenden Muskete und der schwarz lakirten Patrontasche wunderlich abstach gegen das rostige Gatterthor der alten Ritterburg. Eine hohe Empfehlung an den Kommandanten der Wartburg, Herrn Hauptmann von A., gab uns Gelegenheit die Zimmer zu besehen, welche er selbst in dem Theile der Burggebäude bewohnt, der dem Eingangsthore zunächst liegt, so wie drei andere, welche der jetzige Burgherr, der Erbgroßherzog von Weimar für sich hat einrichten lassen. Mit verhältnißmäßig geringem Aufwande hat man hier ein Mobiliar und eine Einrichtung zu Wege gebracht, die, wenn sie auch nicht in den Styl der Zeiten hineinpaßt, in denen die Wartburg ihre Hauptepoche des Glanzes und Ruhmes hatte, doch immer ein fremdartiges phantastisches Wesen zeigt, und so die Phantasie von der Gegenwart abziehend ihr den Weg in's alte romantische Land erleichtert. Auf den Gängen an den Wendelstiegen, über den Eingangsthüren hängt allerlei altes Waffenwesen von Helmen und Schilden, Streitkolben, Schwertern und Flambergen, und der Rüstsaal starrt von vollständigen Ritterrüstungen, die neben der kunstreichen Arbeit der goldeingelegten Harnische und Stahlschilde, Helme und Schienen zum Theil noch ein eignes historisches Interesse haben durch die Erinnerung an die ritterlichen Helden, welche einst den Kern dieser eisernen Hülsen bildeten. Mit freudigem Stolze bemerkte unser freundlicher Führer, der jetzt das Amt eines Burgwarts versehende Herr von A., daß

keiner darunter sei, der nicht im besten Sinne den Namen eines Ritters verdient habe.

In der Ausschmückung und Einrichtung der Wohnzimmer des Fürsten hat man sich begnügt — da ein Zurückgehen auf das Mobiliar aus den Zeiten des Sängerkrieges doch wohl seine Schwierigkeiten gehabt haben möchte, sich an die Zeit der Reformation zu halten; und so hat man denn durch eine Vereinigung einzelner Möbel und Geräthschaften des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts und mit Rokkokogeräthen von neuerem Datum einen angenehmen und schicklichen Eindruck hervorzurufen verstanden. Ein Schrank in Luther's Zelle aus weißem Holze wie ein schwerer aufrechtstehender Kasten gezimmert, und mit dicken Eisenbeschlägen versehen, ist das älteste in der Wartburg vorhandene Geräth. Er ist unschön und plump, aber so massiv, daß man es glauben dürfte, wenn die Tradition dies Besitzstück dem Noah zuschriebe. Die fürstlichen Gemächer mit Hirschgeweihen und ritterlichen Waffen, alten Holzschnitten und Bildern zwischen denen sich Epheuranken an den Wänden hinschlingen, mannigfach doch ohne Ueberladung verziert, bilden den reizendsten Aufenthaltsort der sich denken läßt. Bei der wundervollen Aussicht, welche sich aus den Fenstern nach allen Seiten dem Blicke darbietet, mußte man zugeben, daß Karl August Recht hatte zu rühmen: „diese Gegend habe an Schönheit nicht ihres Gleichen in Deutschland." Ich muß es nur gestehen, daß ich überhaupt in diesen Räumen weniger gedacht habe an die Helden des Sängerkrieges und an den alten Reformator, als an Karl August und Goethe und Merk, die auch hier in guten Zeiten gehauset, und bald die Wälder durchstreifend unter lustigem Hörnerschall auf flüchtigen

Rossen, bald in der einsamen Abgeschiedenheit der alten Sängerburg goldene Tage und Stunden verlebt. Die Heroen unserer Kultur sind uns und unserer Bildung menschlich näher als die grauen Gestalten einer sagenhaften Vorzeit, oder als selbst der alte immerhin würdige und tapfere Bekämpfer des Pabstthums, der Beginner jenes „verworrenen Handels der uns noch heute zur Last fällt."

Eine der wunderlichsten Sammlungen, welche ich in meinem Leben gesehen, befindet sich in einem alten kunstreich gearbeiteten Schranke, der das letzte dieser Zimmer schmückt. Nämlich eine Sammlung von Messern und Gabeln verschiedenster Zeiten und Völker. Es sind darin byzantinische von Eisen, uralten Aussehens, dann hölzerne von den Eltern Luther's, von einfacher, aber doch schmuckreicherer Form als die unseren. Sie haben sauber geschnitzte kleine Zierrathen, die nicht unschön sind, und mindestens das in jener Zeit noch herrschende Streben des Mittelalters zeigen, das Handwerk durch die Kunst zu veredeln und die Geräthe des nothwendigen Tagesbedarfs liebevoll zu schmücken. Ein Paar andere, deren aus Knochen geschnitzte Griffe einen Mönch und eine Nonne darstellen, sollen der heiligen Elisabeth eigen gewesen sein. Unter den hölzernen sind die aus dem Jahre 1450 mit die ältesten; die schönsten aber sind die, deren Griffe Gustav Adolf und Christine in ganzer Figur darstellen, und die in sauberem Futterale zum Anhängen gefaßt sind. Aus dem Jahre 1614 ist ein Messer vorhanden, das ein kleines Dintenfaß und eine Feder aus Metall in sich schließt, so daß wir uns auf die Erfindung der Stahlfedern nichts einzubilden brauchen, da jene Metallfeder ganz gut und zweckmäßig eingerichtet ist. Aber auch von jenen Schelmereien und

derben Neckereien, die so sehr im Geiste jener Zeit lagen, daß sie sich fast in all ihrer Kunstthätigkeit aussprechen, finden sich die Spuren in jener Sammlung. Da giebt es Messer und Gabeln im Geschmack des Sizilianischen Fürsten Pallagonia, aus deren Griffen dem fest anfassenden kleine Stacheln in die Hand fahren; ein Taschenspielermesser, mit dem man das Kunststück der durchstochenen und doch heilen Hand darzustellen vermag, und dergleichen mehr. An Rokkokomessern mit Griffen aus feinstem Porzellan, an chinesischen, japanischen und Gott weiß welchen anderen ähnlichen Schneideinstrumenten ist gleichfalls eine reiche Zahl vorhanden.

Die Wartburg ist ein Gegenstand großer Fürsorge und Liebe für den Erbgroßherzog von Weimar, und es ist ein Lieblingsgedanke von ihm, sie in der Weise herzustellen wie sie zur Zeit des Sängerstreits das Wunder Deutschlands gewesen, ein Gedanke in dessen bereits begonnener Ausführung sein historisches und künstlerisches Interesse gleiche Befriedigung finden*). Ein Zufall gab die Veranlassung, daß man an eine solche Restauration der Wartburg zu denken begann. Vor mehreren Jahren erhielt ein Maler, ich glaube ein Schüler von Paul de la Roche, den Auftrag zu einem historischen Gemälde, das den Sängerkrieg auf der Wartburg darstellen sollte. Um das Terrain kennen zu lernen kam er nach Eisenach, sich die Burg anzusehen, und bemerkte, daß die Wände derselben keineswegs so fensterlos und nichtssagend glatt gewesen sein könnten, als sie sich jetzt darstellten, sondern daß sie bogenförmige Fensteröffnungen und halboffne Hallen gehabt, deren Pfeiler zum großen Theil noch vorhanden und nur mit

*) Bekanntlich ist dieser Gedanke jetzt (1871) seit Jahren ausgeführt.

Mörtel überdeckt worden waren, als man irgend einem Zwecke zu Liebe jene prächtigen Hallen und Bogen vermauert und kleine elende Fenster statt ihrer angebracht hatte. Von der Stellung der ersten entdeckten Säule schloß er auf die gegenüberstehende. Der Schluß zeigte sich als richtig, und nun begann eine Untersuchung des noch Vorhandenen, um die Möglichkeit einer Restauration zu ermitteln. Alte Chroniken wurden nachgeschlagen, Sagen und Traditionen in Betracht gezogen, und wie so oft erwies sich das, was man Jahrhunderte lang für poetische Erfindung und Mythe gehalten, als thatsächliche Wahrheit. Es fanden sich Säulengänge, Austritte zu Altanen, Skulpturverzierungen an den Säulen, deren byzantinischer Styl an die Skulpturen von Ravello in Unteritalien erinnert; Adler, Pelikane, Löwen und Bären in den Kapitälen und an den Basen der Säulen; und die ganze innere Eintheilung wurde selbst da, wo späterer Umbau mehr oder weniger zerstörend gewirkt hatten, unzweifelhaft erkennbar. So begann man denn eine Restauration, welche ein in seiner Art in diesem Theile Deutschland einziges Baudenkmal der Vorzeit herzustellen und der Nachwelt zu erhalten verspricht. Dadurch unterscheidet sich denn auch diese Restauration sehr zu ihrem Vortheil von anderen Erneuerungen dieser Art, welche alle mehr oder weniger eine unnütze Spielerei sind. Zunächst gilt es hier nicht die Herstellung irgend eines beliebigen Raubritternestes, für die Befriedigung des spielerischen Genusses an mittelalterlichem Wesen; sondern es handelt sich um Erhaltung und theilweise Erneuerung eines Bauwerks an dessen Dasein sich das doppelte Interesse der ganzen gebildeten Welt knüpft. Dann aber ist das rein architekturgeschichtliche Interesse wesentlich betheiligt an dieser Wiederaufdeckung.

und Herstellung eines Bauwerks, das mitten in den Waldgebirgen Thüringens als ein Beweis dasteht von dem einstigen weitreichenden Einflusse orientalischer Kunst- und Sinnesweise. Der Erbgroßherzog hat einen geschickten Architekten aus Kassel mit der Leitung der Restauration beauftragt. Der Kommandant der Wartburg Hr. v. A. der uns die Details des Entdeckten, so wie des bereits Ergänzten und noch zu Vollendenden freundlich erklärte, überwacht zugleich den Bau, und ist zu seinem Posten wie geschaffen. Selbst künstlerisch gebildet, ist er voll Begeisterung für die Herstellung seiner geliebten Burg, und hat dieselbe gleichsam zu seinem Lebenszweck gemacht. Die Wärme und Begeisterung mit welcher er uns Alles und Jedes zeigte und erklärte: die Kemenate, das Gemach der heiligen Elisabeth, den Hauptsaal, in welchem sie die Botschaft von dem Tode ihres Gatten erhalten, und den Platz des Altan's zu dem sie im Aufschrei des ersten Schmerzes durch die offene Gallerie geeilt, um im Aufblick zum Himmel und im Anschauen der Natur Kraft zu gewinnen für ihr Leid — das Alles verfehlte nicht, uns in eine der seinigen verwandte Stimmung zu versetzen.

Wenn Vaterlandsliebe überhaupt eine Tugend ist, — eine Behauptung der ich beistimme, so lange damit nichts weiter gemeint ist, als die vorzugsweise Theilnahme und Vorsorge für das Wohl und Gedeihen des Landes und Volks, aus dem man geboren oder für das man zu wirken berufen ist, ohne Neid und Ausschließlichkeit gegen andere Länder und Völker — so ist es zu bedauern, daß nicht mehr allgemeingültige historische Denkmale wie dieses in Deutschland vorhanden sind. Was dem Engländer und dem Italiener, so verschieden sie beide nach Anlagen, Lebensgewohn-

heiten und Staatsverhältnissen auch sein mögen, die scharf ausgeprägte nie und nirgend erlöschende Vaterlandsliebe giebt, das ist unter anderen auch der lebendige Zusammenhang dieser Völker mit ihrer Vorzeit, die in Denkmälern vor ihnen steht, von den Sängern gefeiert in Balladen und Gedichten im Volke lebt. In Deutschland ist auch hier alles zerstückelt. Was hat der Friese, der niemals Adel unter sich duldete, gemein mit den Erinnerungen der rheinischen Ritterburgen? Welches Interesse hat der Schwabe, dessen Urväter den blonden Hohenstaufen nach Neapel folgten, an Albrecht dem Bären, am „Roland von Berlin," bei deren Namen sich nicht einmal das Herz eines Ostpreußen erwärmt, und die kaum noch den Märker anzuziehen vermögen, in dessen Sandsteppen und Kieferwäldern sie ihre provinzialen Heldenthaten verübten? Unter Hunderten von gebildeten Deutschen kennt oft kaum Einer die historischen Sagen seines ihm zunächst gelegenen Landestheils. Weder die vorhandenen Ueberreste der Burgen noch die literarischen Traditionen existiren für das Bewußtsein des Volks, oder auch nur für die Mehrzahl der Gebildeten. Es steht davon in Chroniken, in Gedichtbüchern etwas zu lesen: das ist Alles, namentlich in den Ebenen. In den Gebirgsgegenden ist das Interesse der Bewohner gleichsam konzentrirt, und diese Konzentration hat in solchen Gegenden die Sage, besonders das Gemüthliche und Privatmenschliche derselben, noch mehr als im Flachlande lebendig erhalten.

So weiß man denn in Thüringen, wo auch das Volkslied noch Leben hat und wo die Cither in der kunstgeübten Hand des jungen Bauernburschen noch zum Gesange erklingt, gar Manches zu erzählen von der heiligen Elisabeth, von den Stellen, an denen

sie vergeblich so lange der Rückkehr des jungen Gemahls gewartet, der zum heiligen Grabe ausgezogen nimmer wiederkehrte zu seinem jungen schönen Weibe auf sein grünes Waldschloß. So zeigt man noch heute tief unten im Thalgrunde, zu Füßen der Wartburg, die Teiche, die an den Plätzen entstanden, an denen sie ihre einsamen Sehnsuchtsthränen geweint. Sie liegen melancholisch da im dämmernden Abendlichte, und schon manch schwer vom Kummer der Liebe beladenes Herz soll das Ende seiner Leiden gesucht haben in ihren dunklen Wassern. Wir hatten den einsamen Wartthurm erstiegen, zu dessen zinnenumgebener Plattform eine Außentreppe führt. Dort blieben wir lange, bis die einbrechende Dämmerung uns zum Herabsteigen zwang; denn das Auge konnte sich nicht losreißen von der Schönheit dieser Landschaft. Tief unten am Fuße der Wartburg das freundliche saubere Eisenach mit seinen Thürmen und seinem Schlosse, umgeben von zahlreichen Gärten und Landhäusern auf Hügeln und Höhen. Daneben der schimmernde Streif der thüringischen Eisenbahn, deren dampfbeflügelter Wagenzug, schnell und in so ferner Höhe unhörbar hinfliegend, seine weiße Rauchfahne schattenhaft wie einen Nebelgeist gegen die immer tiefer dunkelnden Waldberge hinflattern ließ. Und nun diese Berge selbst in immer weiterem Kreise sich aufbauend, sich dicht an dicht entfaltend, die zweite Reihe die erste umschließend und überragend, daß die Wartburg in der Mitte daliegt wie der Kelch einer großen dunklen Bergrose, geschützt wie der heilige Mittelpunkt des Blumenlebens, das fortzeugen soll von seinem Dasein in die Zukunft. Die untergehende Sonne hatte so eben noch ihre vollen Strahlen darüber ausgegossen. Nun fingen sie an zu verbleichen zum hochrothen, dann zum bläulich abgedämpften Violett, das

erst nur scharf und dunkel umrandet immer tiefer ward in seiner Purpurfarbe, bis endlich Berg um Berg und Thal um Thal vor uns in Dämmerung und Nacht versanken, und zuletzt nur der waldige Fuß der Wartburg noch deutlich sichtbar blieb, aus dem das Paar der Thränenteiche wie melancholisch blickende Augen im matten Glanze des Mondlichts hervorsah.

Wir gingen vom Mond geleuchtet die schattigdunklen Wege hinab. In der Thorhalle der Burg kos'te der Schildwacht haltende Soldat mit seinem Schatz. Das Mädchen huschte davon, als sie den uns geleitenden Burghauptmann erblickte. Er hatte den Dienstfehler gesehen, aber er bemerkte ihn nicht, und er hatte doppelt Recht. Auf der Burg wo der Gewährsmann des alten Kernspruchs:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang
Der bleibt ein Narr sein Lebelang —

einst geweilt, da darf man's nicht allzustreng nehmen mit einem braven Burschen, der ohnehin nichts zu bewachen hat, wenn er einmal die Muskete bei Seite stellt um seinen Schatz zu küssen.

In Eisenach wimmelte es von Fremden, besonders Studenten. Die Stadt ist durch die Eisenbahnen gleichsam zu einem Kongreß-orte deutscher Universitäten wie geschaffen. Von Halle und Göttingen, Jena, Leipzig, Marburg und Gießen, kann man sie jetzt in kurzer Fahrt erreichen, und die akademische Jugend hatte sich das denn auch am diesmaligen Pfingstfeste zu Nutze gemacht. In unserm Hotel allein hatten gegen achtzig Studiosen Unterkommen gefunden. Vor allen Gasthöfen sah man sie sitzen beim Scheine der Lichter, lachend, trinkend und singend — ohne besondern Sinn,

aber auch ohne besondere Ausgelassenheit und Rohheit. Im Ganzen hat sich doch das Studentenwesen innerlich wenig verändert, so groß auch äußerlich der Unterschied von Sonst und Jetzt auf den ersten Blick erscheint. Es waren noch immer die alten Saus- und Brauslieder aus den Bierkommercebüchern von ehemals, nur selten einmal ein schwarz-roth-goldener Schimmer von Schenkendorf und Arndt dazwischen. Das alte harmlose Gaudeamus klang uns wunderlich an in einer Zeit, wo kein bewußter Mensch sich recht des Daseins freuen kann in dem unglückseligen Vaterlande. In diesen Studentenliedern vernahm man keinen Herzschlag einer edlern und besseren Zukunft, keinen begeisterten Athemzug der Freiheit, nichts von jener Bruderliebe der Völker, vom Hasse des Kriegers und der Tyrannei, nichts von all dem Großen, menschlich Erhabenen, das wie ein Evangelium der Zukunft aus den Liedern der französischen Handwerker erklingt. Man hatte bei diesem Singen der Studenten nur die Wahl, an dem Bildungsfortschritt der deutschen Jugend zu verzweifeln, oder der Jugend ihre Theilnahmlosigkeit für das Allgemeine als ihr Vorrecht zu gönnen. Wir hätten das letztere gerne gethan, aber wir vermochten es nicht; und als in später Nacht die bierheiseren Kehlen einer trunkenen Schaar unter unsern Fenstern sich mit „des Sommers letzter Rose" gefühlvoll abzuquälen versuchten, da gedachte ich mit Beschämung des:

Le glaive brisera le glaive,
Et du combat naîtra l'amour!

dessen freiheitsfreudige Klänge vor einem Jahre mein Herz in einer Versammlung französischer Handwerker bewegt hatten. Und

doch — trotz alledem lebt im Innersten auch dieser deutschen Jugend, wie ich hoffe, ein kräftiger und gesunder Kern, der vielleicht fester und nachhaltiger als der französische Sprudelgeist, es zur rechten Stunde nicht an sich fehlen lassen wird, wenn die großen Gedanken der Einheit und Freiheit des Vaterlandes, die hier in dieser Stadt bei der Festversammlung der deutschen Burschenschaften des Jahres 1817 so freudig und begeistert emporloderten, wieder in thatfordernder Zeit zum Leben erwachen.

Eisenach, den 8. Juni 1851.

In der Nacht regnete es, und auch der Pfingstmorgen war trübe angebrochen. Das hielt uns jedoch nicht ab, unsere Fahrt in die umliegenden Thäler anzutreten, zu welcher Herr v. A. uns freundlich den Plan entworfen hatte.

Zuerst ging es in das Marienthal, das sich weit und offen südlich am Fuße des Wartburgberges hinstreckt. Die schön geformten Felsen liegen zur Linken weiter ab vom Wege, während sich derselbe rechts im Schatten ihrer überhängenden Vorsprünge hinschlängelt. Hier und da zerstreute Ziegenheerden, welche an denselben weideten gewährten einen heitern Anblick. Allmälig wurde das Grün der Bäume durchscheinender, der Thau funkelnder, die Sonne drang durch die zerflatternden Nebelschleier, die Wolken theilten sich, und das immer lichter werdende Geflock fing an sich mehr und mehr zu sondern, im Blau des Morgenhimmels herumzuschweben, bis es endlich, ganz aufgelös't, in leichten silberhellen Streifen dahinschwand.

Je frischer aber und je unentweihter die Natur erschien, um so widerwärtiger stach dagegen die ungeschickte Huldigung ab, welche Eisenachs Bewohner der regierenden Großherzogin von

Weimar, Marie Paulowna, zu Ehren ihres ersten Besuches dieser Gegend hier dargebracht haben. An der Wand eines der größten und schönsten Felsen, welcher sich zur linken Seite des Thales schroff aufsteigend erhebt, hat man ein riesenhaftes M, mit schwarzer Farbe ausgestrichen, in den Fels gemeisselt, und so das Gemeingut der Naturschönheit zum fürstlichen Privatbesitz, den schönen Fels wie ein Postfrachtstück gestempelt. Es ist so falsch empfunden, so häßlich und störsam als möglich, und ich erinnere mich nicht in irgend einer Gegend Aehnliches gesehen zu haben.

Weiterhin etwa eine Stunde von der Stadt, verengt sich der Weg, die Wassermühlen, die Gasthäuser hören auf, das Thal wird zur Schlucht. Man muß den Wagen verlassen und geht zu Fuße zwischen Felsen fort, deren Birken, Tannen und Buchen, näher und näher einander gegenüber gerückt, sich oben zu dichtem Laubdache verbinden, bis die Steinmassen so dicht zusammenrücken, daß ihre Sträuche hinreichen den Weg schattend zu überwölben. Das sogenannte Annathal, in welches man auf diesem Wege gelangt, ist eigentlich nur eine schmale Schlucht, ein Spalt zwischen zwei Felsenreihen, durch die sich ein Bergwässerchen hindurchwindet. Man hat dies strudelnde Geriesel mit starken Balken und Plankenwerk überbaut, dies mit Erde bedeckt und so einen Weg zwischen diesen Felswänden geschaffen, der stellenweise so eng ist, daß man nur einzeln gehend sich durch die Bergspalte zu drücken vermag. Die künstlerische Menschenhand hat hier der Natur sehr glücklich nachgeholfen, und eine der eigenthümlichsten Partien aus diesem Annathale gemacht. Die hohen, ganz mit schwellenden Moosteppichen, mit vielgezackten riesigen Farrenkräutern und zahllosen Blumen bedeckten Felswände, immer perlend und tropfend

von dem kühlen Naß, das an allen Ecken und Enden dem Steine entquillt; die funkelnden Sonnenstrahlen, die sich mühsam durchdrängen durch das dichtbelaubte Geäste der Bäume auf den Felsen, und deren Streiflichter das thauige Grün der Schlucht in diamantnem Gefunkel erglänzen machen; das Quellen und Rieseln aus den zahllosen Spalten, das leise Murmeln des Wässerleins, welches unter unsern Füßen unsichtbar dahinrauscht, alles dies verleiht dieser Partie einen ganz eigenthümlichen Zauber. Und wenn der Pfad sich wendet, und die Schlucht zu Ende scheint, und man dann um eine Felsecke biegend wieder eine neue abenteuerlich gestaltete Fortsetzung derselben betritt, so hatte das heute einen doppelten Reiz, da man mit jeder neuen Windung des Weges neuen fröhlichen Menschengruppen begegnete. Es war als ob die ganze Einwohnerschaft der Gegend auf der Wanderung begriffen sei. Ganze Familien, die Dienstboten eingeschlossen, kamen aus Thälern und Höhen herbei; und die schmucken Dienstmädchen im besten Feiertagsputz, in kleinen und großen Körben den Proviant nachtragend, hatten auf diese Weise doch auch ihren Theil an der Pfingstfreude in der schönen Natur. Daß einer solchen Schlucht spaßhafte Erzählungen von dicken Männern und Frauen, die wieder umkehren müssen weil sie nicht hindurch gekonnt, oder gar darin stecken geblieben, nicht fehlen, daß ein Theil derselben der schmalste und schauerlichste „die Drachenschlucht" heißt, das versteht sich von selbst. Daß aber auch diese romantische Schlucht durch ein an den Felsen geschmiertes gigantisches A zu irgend einem fürstlichen Besitzstück gezeichnet war, das gab uns eine unerwartete Ueberraschung.

Wir hatten den Wagen an das Ende der Thalschlucht be-

stellt, und fuhren zur „hohen Sonne," einem schön gelegenen Lustorte der Eisenacher hinauf, um von dort aus zu Fuß nach dem „Hirschstein" zu gehen. Was alle diese Partien so anmuthig macht, ist daß man sich überall in einem wohlgepflegten Musterforste befindet, wo die sorgfältigste Baumkultur, die trefflich unterhaltenen Wege und wohlangelegten Durchsichten die Gegend auf viele Stunden weit in einen großartigen Park verwandelt haben. Auf dem Hirschstein, einem zum Theil abgeholzten, hoch und einsam aufragenden Bergrücken, fanden wir um eine stattliche Eiche einen Platz zum Ruhen bereitet, und es ist der Mühe werth dort zu verweilen. Das Terrain, das man von hier aus übersieht, ist weit, da die dem Hirschstein zunächst gelegenen Hügel niedrig sind, und der Horizont also erst in weiter Ferne, südwestlich durch das Rhöngebirge begrenzt wird, während der Blick gegen Norden hin das ganze Werrathal überschaut. Im Thale südlich am Fuße des Hirschsteins liegt das reizende Wilhelmsthal, das den Weimarischen Fürstlichkeiten als Sommeraufenthalt dient; von oben hergesehen eher einer Herrnhuterkolonie als einer fürstlichen Residenz ähnlich. Es besteht aus einer Gruppe von vier bis fünf zweistöckigen Häuserchen, die am Ufer eines Waldsees in mäßiger Entfernung von einander tief im Thal im Baumesschatten hingelagert ruhen. Auch hier wie in Weimar und Belvedere verläuft sich der eigentliche Park unmerklich in Feld und Wald, und es ist ein solcher Friede, eine solche einladende Traulichkeit gebreitet über dies Stückchen Erde, daß man die Vorliebe begreift, mit der die Besitzer alljährlich sich nach diesem Aufenthalte wenden.

Am heutigen Pfingsttage aber war das Thal aus seiner

Stille zu dem buntesten Leben erweckt. In dem geräumigen Gasthause, das ein Paar hundert Schritte von den fürstlichen Wohnungen entfernt liegt, drängten sich förmlich die Menschen zusammen. Schon als wir durch die hohen Baumhallen schritten, welche vom Hirschstein bis Wilhelmsthal hinabführen, hatten sich die Gruppen der Lustwandelnden näher und näher aneinander gezogen. Trupps von Studenten in bequemer Sommertracht mit Reisetasche und grünbelaubter Mütze, zogen von fünf zu zehn Minuten an uns vorüber. Einzelne Fußgänger mit ihrem treuen Gefährten, dem Hunde; dann wieder vollständige Familien, junge Paare, deren Flitterwochenreise in die Pfingsttage gefallen war, schäkernd und kosend — es nahm kein Ende. Und als nun die Wolken, die sich am Morgen vertheilt hatten, allgemach sich wieder dichter zusammenschaarten, der Wind in rascheren Stößen zu wehen anfing, und stärker und stärker sausend die letzten welken Blätter, welche der vorjährige Herbst vergessen, aus dem jungen Grün der Baumkronen niederfegte: da kam durch die Voraussicht des nahen Regens ein Eilen und Hasten in die Wandernden, daß sie von allen Seiten herströmend einander immer näher und näher rückten, und endlich fast in dicht geschlossenen Zügen an dem Wirthshause zu Wilhelmsthal landeten.

Der dicke Wirth kam uns mit einem Köscher voll frisch geholter Karpfen vom Teiche her entgegen. Aber so viel er deren auch mitbrachte, es waren lange nicht genug für die immer neu eintreffenden Gäste, und immer wieder sahen wir ihn mit Netz und Schlüssel in der Hand gleich einem modernen Sankt Petrus zum Fischbehälter wandern, um den Harrenden das Himmelreich einer wohlbesetzten Tafel zu erschließen. War das ein Leben in

den Speisezimmern! Die hungrigen und durstigen Studenten, die guten Bekannten die sich hier von nah und fern zusammenfanden; die Familienmütter mit den ausgeputzten Kindern, den großen Kaffeekannen und noch größeren Kuchenpacketen, die Nothwendigkeit, darauf zu achten, daß sich die Kinder in der Lust des Genießens die neuen Festtagskleider nicht beschmutzten, — die sanfte Freude an dem Kuchenvergleich der verschiedenen Ortschaften — die Kleiderrevision der Nachbarinnen, die Mantillenseeligkeit der Hutneid, die Bandjalousie — alle die befriedigenden und aufstachelnden Gefühle des Beneidens und Beneidetwerdens, die die guten deutschen Hausfrauen ihren Schwestern verbinden, — wie reich entfalteten sie sich mit der ganzen Pracht des deutschen Philisterthums in der Enge dieser Zimmer, in der strickenden Ruhe, in der behaglichen Kaffeefreude eines Pfingsfestnachmittags außer dem Hause auf einer Landparthie! Dazu der Cigarren- und Prisentausch der Männer, die zusammenrückenden Gutsbesitzer, Pächter und Forstbeamten der Umgegend, die als bekannte Standespersonen und Stammgäste ein besonderes Licht zum Anbrennen ihrer Pfeifen und Cigarren erhielten, und mit den vollen Bierkrügen und Weinflaschen immer näher aneinanderrückend die privatesten Unterhaltungen im Stillen so laut führten, daß die Kutscher sie vor dem Hause hören konnten, spräche man nicht an den andern Tischen ebenso leise, und klirrten die Teller und Tassen, die Gläser und Löffel der Mittagessenden, Aufwartenden und Kaffeetrinkenden nicht so bunt durcheinander, daß ein Gewirr entstand wie von schwärmenden Hornissenschaaren. —

Ein Paar Stunden waren vorübergegangen, der Regen, der bei unserer Ankunft leise zu sprühen begonnen hatte, war in eini-

gen kurzen Güssen rasch vorüber gerauscht, und die Sonne strahlte wieder vom hellen Himmel als wir unsere Wanderung fortsetzten. Der Weg durch die „heiligen Hallen," den wir vom Hirschstein hinabgegangen waren, liegt zur Rechten von der Fahrstraße, die wir für die Heimkehr wählten. Sie zieht sich in vielfachen Biegungen mählig um die Felsenmassen herum nach der „hohen Sonne" zu, und ist ein Werk Karl August's. Eine Steintafel, in die Wand eines der abgesprengten Felsen gefügt, trägt die Inschrift:

„Des wohlthätigen Herrschers kräftiges Wort gab dem Wanderer hier sichere Straße aus diesem wüsten Gebirge."

Unser Kutscher sagte sie uns auswendig her, als wir sie aus der Ferne noch nicht deutlich erkennen konnten. Ein großer Planwagen voll fröhlicher Landleute mit Weibern, Söhnen und Töchtern, das Bierfäßchen mit blankem Messingkran als Hort in ihrer Mitte, hielt eben vor der Tafel still, um die Inschrift zu lesen. Das ist der Unterschied des nördlichen Deutschlands von diesen Landstrichen, daß im Norden der Arbeitende in den Städten und weniger noch auf dem Lande, die Lust an solchem festtäglichen Wandern durch sein eigen Berg und Thal nicht kennt, daß die Gegend selbst den Gedanken an einen solchen Genuß nicht aufkommen läßt. Es war eine Lust, die Landleute zu sehen, und ihr fröhliches Jauchzen dünkte mich schöner als Gesang.

Noch aber stand uns ein herrlicher Genuß bevor, als wir am Spätnachmittage den Drachenstein erreichten, von dessen Gipfel aus sich die weiteste Rundschau dieser Gegend vor uns eröffnete. Hier ist es, wo man den schönsten Blick auf die Wartburg genießt, die einsam auf ihrer umwaldeten Felsenhöhe gelegen recht wie ein Edelstein in schöner Fassung als Mittel- und Glanzpunkt

eines Schmuckes erscheint. Der Himmel war noch immer nicht frei von Regengewölk, aber ein fliegender Wind und die auch im Niedersinken noch kraftvolle Sonne kämpften mit den Nebeln und Wolken und schufen dadurch Schatten und Streiflichter für die reiche Landschaft, wie kein Künstlerauge sie schöner verlangen konnte. Wir standen und schauten lange, um die ganze Herrlichkeit in uns aufzunehmen, und ich mußte mir und den Freunden gestehen, daß mir seit Italien hier wieder zum erstenmale in deutscher Landschaftsnatur wohl geworden sei. Freund Hummel selbst, der unterwegs einige Skizzirversuche gemacht hatte, gab zu, daß diese Natur Thüringens noch lange nicht genug von den deutschen Landschaftsmalern benutzt worden sei. „Aber warum gehen Sie selber nicht lieber hierher statt nach Tyrol?" fragte ich den Künstler, der in den nächsten Tagen „in's Oberland" zu ziehen gedachte. „Das spare ich mir auf für die Zeit, wo ich nicht mehr weit wandern mag!" Ich dachte im Stillen bei mir, daß es dem Guten dann vielleicht auch hierher zu weit sein dürfte. Es ist eben immer das alte: „Was man in der Nähe hat, u. s. w."

Dann hinunter durch die wundervolle Landgrafenschlucht, mit ihren jäh aufstrebenden Felsenwänden von riesigem Farrenkraut und Schlingpflanzen aller Art umwuchert, ihren rieselnden und rauschenden Bergwässerchen, ihren himmelanstrebenden Tannen. Ich habe vergessen, von welcher That irgend welches Landgrafen sie ihren Namen führt, aber nimmermehr werde ich die friedliche Stille, die Sabbathruhe dieser Frühlingsabendstunde vergessen, welche Schlucht und Fels und Waldesgipfel mit ihrem Zauber umwob.

Und als wir dann Abends auf's Neue die Wartburg er=

stiegen, und von den Zinnen ihres Thurms die Sonne untergehen sahen, und als dann im traulichen Gemache der alten Landgrafenpfalz die Lieder des Burgwarts von ihrer einstigen Herrlichkeit zur Cither erklangen, während der aufsteigende Mond seinen linden Dämmer breitete über die Thalgründe und Wiesen, Waldstriche und Bergabhänge des lieblichen Thüringerlandes, und drüben die grauen Felsgestalten des „Mönchs“ und der „Nonne“ leise geröthet aufleuchteten aus dem Waldesdunkel der nahen Klippe, da fand der schön und anmuthig verlebte Tag seinen schönsten Beschluß, der mir lange noch wie ein reiner Akkord im Herzen nachklingen wird, inmitten der von so vielen Mißtönen zerrissenen Gegenwart. —

Weimar, im Juni 1851.

Im Theater gaben sie gestern Abend die Regimentstochter, und zwar nicht eben besonders. Die vortreffliche Künstlerin, welche im Lohengrin uns in der Rolle Elsa's entzückte, besitzt nichts von der sprühenden Lebendigkeit, welche zu der Hauptrolle dieser heitern Oper gefordert wird. Von dem Andern was auch lendenlahm genug ging, ist besser gar nicht zu reden. Soviel ist gewiß, daß man heute die Weimarische Oper im Theater vergeblich suchte.

Um die Misère vollständig zu machen, hatte man zu unserm großen Erstaunen die ganz auf französisches Soldaten= und Lager=leben berechnete Fabel in Kais. Königl. Oestreichische Uniform gesteckt; der Sergeant hieß Sulpitius, was ganz abscheulich klang, und erschien in weißem Frack und Käppi, den Korporalstock an der Seite. Ebenso erschien das Dutzend seiner Kameraden, welche die übrigen Regimentsväter vorstellten, gleichfalls in östreichischer Montur. Ich konnte nicht begreifen, wie man zu dieser Ausstattung gekommen sein möchte, bis mir Freund R. das Räthsel lös'te. Darnach ist die Sache so zugegangen. Vor etwa zwanzig Jahren als Rossini's Tell Furore zu machenn began, wollte man die

neue vielbeliebte Oper gern zur Feier irgend einer prinzlichen Festlichkeit in Berlin geben. Da man aber an dem Helden, der seine von Gott verordnete Obrigkeit erschießt, und an dem ganzen republikanisch revolutionairen Schweizerwesen Anstoß nahm — auch Schiller's Tell durfte ja damals in demselben Berlin, dessen König früher den Dichter im Jahre der Vollendung seines Meisterwerks für Preußen zu gewinnen versucht hatte, nicht aufgeführt werden — so verfiel man auf folgendes höchst sinnreiche Auskunftsmittel. Eine hohe Intendanz des Hoftheaters ließ in aller Geschwindigkeit ein halbes Hundert Oestreichische Monturen anfertigen, steckte in selbige das Personal des Rossinischen Tell, und machte hinwiederum aus diesem Tell einen Andreas Hofer: aus dem revolutionairen Aufstande eine legitime Erhebung für den angestammten Kaiser. Seitdem lagen die Monturen unbenutzt, bis Herr von Küstner sie für die Regimentstochter verwendte, und einen Theil davon zu gleichem Zwecke an die hiesige Bühne verkaufte. —

Mir klang die Erzählung des satirischen Freundes der sie mir indessen ganz ernsthaft als Thatsache erzählte, so unglaublich, daß ich weiter nachzuforschen beschloß. Und richtig! Wie ich heute die letzten fünf Jahre des Goethe-Zelterschen Briefwechsels durchstöbere, fällt mein Auge auf folgenden Passus eines theatralischen Berichts, den der alte derbe Berliner Arion seinem Verehrten unter dem 26. October 1830 abstattet:

„Zum Beschluß der Vermählungsfeier (des Prinzen Albrecht) hat unsere Oper einen großen — Wilhelm Tell en masque gehen lassen. Der eigentliche Wilhelm Tell ist von Rossini für Paris gemacht, hat aber hier wegen revolutionairen Inhalts Anstoß gefunden. So haben sie einen ganz neuen andern Text in die

Musik hofirt, und die Oper heißt nun: Andreas Hofer. Das soll nun keiner merken! Sind sie doch wie die kleinen Kinder, die sich einbilden, man riechts nicht, wenn sie die Augen zuhalten."

Was würde der alte Zelter gesagt haben, wenn er erlebt hätte, daß nach zwanzig Jahren später, die dort verübte ästhetische Barbarei hier in Weimar nachwirkt, und eine ganz artige dramatische Tondichtung verschimpfiren hilft! Jene schmähliche Geschichtsfälschung wäre lächerlich, wenn sie nicht beweinenswerth wäre, als ein Symbol der Erniedrigung des Volks, bei dem so etwas möglich ist. Der brave Zelter sagt mit Recht von den Urhebern derselben: sie erinnern an nichts als an die zahllosen Niederlagen der Triumphirer, und an den schmählichen Untergang eines Patrioten, um den sich Niemand bekümmert, als der Feind des Vaterlandes. „Wenn sie das nicht merken, so können sie mehr verdauen als Knödeln; es ist gar zu grob!" Guter Alter! die Art hat gezeigt, daß sie noch ganz andere Dinge verdauen kann.

Zu Ende dieses Monats wird das Theater mit Richard Wagner's Tannhäuser geschlossen werden, und wir freuen uns bereits dieses großen und seltenen Genusses, da Wagner's Schöpfungen bis jetzt nur in Weimar allein noch zur Aufführung gelangen. Wie Franz Liszt die einzige Europäische Celebrität ist, welche Weimar jetzt besitzt, so ist auch die von ihm geleitete Oper der Hauptschmuck gegenwärtiger Weimarischer Kunstthätigkeit, während das redende Schauspiel durch nichts mehr an seine einstige Größe erinnert. Die Opern „Lohengrin," „Don Juan," „Fidelio," „Die Stumme," „Robert der Teufel," Donizetti's zu wenig anerkannte Oper die „Favoritin," welches ich für sein bestes Werk halten möchte, „König Alfred," dessen Komponist der in Weimar lebende talentvolle

Joachim Raff offenbar mit diesem Werke auf die Seite Wagner's tritt — alle diese und andere Opern, die ich bisher in Weimar gehört, gaben mir einen hohen Begriff von der Ausbildung, zu welcher Liszt hier die Darstellung des musikalischen Drama's gebracht hat. Die Weimarische Oper besitzt in den Sängerinnen Agthe und Fastlinger, in den Sängern Milde, Beck, Götze u. a. zugleich tüchtige dramatische Künstler, und die Präzision der Ausführung im Ensemble ist durchaus lobenswerth. Man erkennt eben in Allem, daß ein Genie an der Spitze steht. Der Kapelle habe ich schon beim Lohengrin gedacht; die Genüsse aber welche ich dem Spiel von Künstlern wie Joachim, Stöhr und Koßmann durch die Ausführung Beethoven'scher und Mendelssohn'scher Meisterwerke verdanke, werden mir stets unvergeßlich bleiben.

Weimar scheint durch Alles auf die Begünstigung der musikalischen Reform hingewiesen, welche für die Oper und das Virtuosenthum bereits begonnen hat. Dazu ist freilich Eins vor Allem nöthig, und dies Eine ist, daß dem Orte der Mann, den ein Glückszufall ihm zugeführt hat, daß Franz Liszt für Weimar erhalten bleibe.

Weimar, im Juni.

Während ich hier in Weimar, an dem Orte seiner einstigen höchsten Blüthe trübseligen Gedanken über den Verfall des deutschen redenden Schauspiels nachzuhängen Gelegenheit habe, kommt mir ein Buch in die Hände, welches zu diesem Verfalle den besten erklärenden Commentar liefern kann.

Ein junger deutscher Dramatiker, Herr Gustav zu Putlitz, hat Theaterbriefe von Immermann herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet, in welchem er, gutmüthig genug, die Hoffnung ausdrückt, daß diese dramaturgischen Besprechungen „etwas zur Hebung unserer so schwer darniederliegenden Bühne beitragen möchten." Dieser Wunsch, so wie die Hoffnung, daß sich unter dem Eingreifen geweihterer Hände in das Getreibe des Theaters eine Wiederbelebung anbahnen möchte, macht seinem Herzen Ehre. Aber grade aus den von ihm herausgegebenen Briefen Immermann's hätte er lernen mögen, daß solche Wünsche und Hoffnungen in das blaue Reich der Träume gehören.

Goethe, am Abende seines Lebens, war zu der Ueberzeugung gekommen, daß wir eine wahrhafte poetische National-Literatur nicht haben könnten ohne politische und sociale Umwälzungen, die

er seinerseits nicht zu erleben wünschte. Schon dreißig Jahre früher wußte er, daß wir kein deutsches Lustspiel haben konnten, weil wir kein öffentliches Leben haben, und er verwarf deßhalb den Vorschlag, sich auf solche Production einzulassen, und Schiller, der dieses an Körner schreibt, gab ihm Recht. Derselbe Goethe wußte auch, daß keine Charaktere, keine energischen, frischen, frei aus sich selbst handelnden und einer gleichen Auffassung fremden Handelns fähigen Menschen in Deutschland erwachsen können, wo, wie er es ausdrückte, das Polizei-Regiment dafür sorgt und darauf allein gerichtet ist, die Menschen schon von Kindesbeinen zahm zu machen, und alle Natur und Originalität, alles Freiheits-Bewußtsein, alle Energie und Wildheit so gründlich auszutreiben, daß am Ende nichts übrig bleibe — als der Philister.

Und ist nicht bis auf den heutigen Tag das Drama des Philisterthums das erb- und eigenthümliche Besitzthum deutscher Nation geblieben? Das einzige, welches wir zu einer wenig beneidenswerthen Vollendung in unseren Iffland und Kotzebue, Raupach und Prinzessin von Sachsen u. s. f. erhoben sehen?

Der arme Immermann, dieser Charakter von Stahl, was hat er ausgerichtet mit seiner Düsseldorfer Herkules-Arbeit am Augias-Stall des deutschen Theaters? Aber —

„Auch Patroklus ist gestorben
Und war mehr als du!"

Wo ist das Theater geblieben, dem die beiden Heroen des deutchen Geistes Genie, Kraft und Liebe gewidmet? Geht hin und laßt Euch jetzt auf dem Theater von Weimar Goethe's Faust vorspielen, und haltet es aus, wenn Ihr könnt, oder ein Trauer-

spiel Schiller's, wenn Ihr's zu sehen bekommt, was glücklicher Weise selten der Fall ist. Vorbei, vorbei!

Und Immermann? Am Ende seiner dramatisch-theatralischen Laufbahn, müde gehetzt von einer Kritik, die nur das Erbärmliche tolerirte, überall vergebens ringend mit Hoftheater-Verwaltungen, die nur das Fadeste protegirten, — Immermann, der seinen jahrelangen energischen Versuch einer Besserung der deutschen Bühne scheitern sah an der Dumpfheit und Plattheit derer, in derer Hände Geld und Macht ist — er mußte endlich den deutschen Thespis-Karren zurückrollen lassen in den Schlammsumpf, aus dem er ihn als Dichter und Dramaturg, als Gründer einer Bühne, wie sie Deutschland seit Schiller's Tode nicht mehr besessen, mit seinen alleinigen starken Händen zu ziehen versucht hatte. Ich höre noch die grollenden Zornesworte, in denen wenige Monate darauf im Sommer des Jahres 1838 sich sein tiefer Schmerz gegen mich, bei einem Besuche in seiner grünen Derendorfer Einsamkeit, ergoß. Der loyale Immermann, der preußische Freiwillige und „Royalist" von echtestem Schrot und Korn, der abgesagte Feind des damaligen und jedes Constitutionalismus — wie war er verwandelt in jenem Augenblicke!

„Nur eine glückliche Revolution kann der deutschen Bühne helfen!" rief er einmal in solcher Stunde aus. Noch ist es mir im treuen Gedächtniß, was er weiter darüber sagte, und noch erinnere ich mich, wie wir jüngeren Männer sprachlos ihn anstarrten, als hier ganz urplötzlich der tief in sein eigenstes und besonderstes Interesse dringende Schmerz über eine unheilbar verlorne Sache, die ihm Herzenssache war, alle Schranken niederwarf, welche sonst sein Urtheil über die allgemeinen staatlichen deutschen

Verhältnisse fesselten. Der Haß sieht schärfer als die Liebe, und in solchen Augenblicken, wo Immermann haßte, tief und gründlich dasjenige haßte, was sein Lieblingskind, die Bühne, der Schmach und Verderbniß überlieferte, da drang sein scharfer Blick in den tiefsten Grund und Abgrund unserer traurigen öffentlichen Zustände.

Ich werde mich wohl hüten, seine damaligen Ergießungen aus dem Gedächtnisse hier wiederzugeben. Aber zum Glücke hat Freund Putlitz dafür gesorgt, daß wenigstens ein Anklang derselben in diesen Immermannschen Theaterbriefen gedruckt und mittheilungsfähig gemacht worden ist. In einem Briefe Immermann's an Eduart Devrient vom März 1840 heißt es wörtlich wie folgt:

„Sie sprechen den Wunsch aus, daß ein Fürst eine Akademie der Darstellung gründen möchte, und hoffen von einer solchen die Regeneration der Kunst. Lieber Freund, da kann ich Ihnen nicht beistimmen. Die dramatische Kunst hat, wo sie blühte, nur unter dem Hauche der Freiheit, oder belebt von dem Höchsten, was gerade in der Zeit war, sich entfaltet. Die Freiheit war ihr Element in Griechenland und in England, wo Shakespeare der gekrönten Tochter eines lasterhaften Vaters diesen zwar mit weiser Schonung, aber doch für jeden Kundigen kennbar, vorführen durfte. In Spanien lebte die Bühne von den großen Ideen der Devotion, des Ritter- und Königthums. Ludwig der XIV., unter dem das französische Theater seine Glanzperiode hatte, und zum größten Theile Nahrung zog aus dem Geiste, den er seinem Hofe gegeben, war mit allen Schwächen und Fehlern doch ohne Frage der hervorragendste Mann seiner Nation. Ueberall also, wohin wir blicken, durften in jenen begünstigten Zeiten die Dichter das Beste, Echteste

kühn fassen und darstellen; die Schauspieler wuchsen und erstarkten an mächtigen Werken, und nur so konnten sie wachsen und erstarken, denn der Künstler wird nur an großen Aufgaben selber groß. Wie steht es nun bei uns? Unsere Fürsten sind sammt und sonders Barbaren und nicht ein Einziger meint es ehrlich mit der großen Sache deutschen Geistes, wie es einst Karl August von Weimar that. Würde also ein akademisches Institut, unter dem Patronat irgend welches der deutschen Fürsten, nicht sofort von der entnervendsten Hofluft durchzogen werden? Würden seine Zöglinge sich an Werken betheiligen dürfen, in denen ein kühner und freier Geist die Geschicke der Könige und Völker enthüllt, oder überhaupt etwas gibt, was sich nicht im hergebrachten Geleise bewegte? Vielleicht ersteht uns einmal eine Bühne fern von den Einflüssen der Camarilla auf dem Boden eines empfänglichen Publikums, wo begeisterte Kräfte ungehindert walten und Alles und Jedes versuchen, welche dennoch aber von einem dichtenden und ordnenden Geiste harmonisch zusammen gehalten werden; und wenn eine solche Bühne ersteht, so wird von ihr aus sich nach und nach ein besserer Sinn verbreiten Die Düsseldorfer Bühne war der Ansatz zu einer solchen. Man ließ mich schmählich fallen, und ich kann nur wünschen, daß ein Glücklicherer unter glücklicheren Umständen vollbringe, was mir die Sterne versagten."

Das ist deutlich gesprochen, und ein solches Bekenntniß ist von zentnerschwerem Gewichte bei einem Manne, der so wie Immermann der abgesagte Feind von jeder Revolution war, vor der sein Herz zurückbebte. Eben darum aber, weil sein Herz sich scheute, die Konsequenzen seines Verstandes zu ziehen, sehen wir in diesen

Briefen das Schauspiel eines deutschen dramatischen Dichters, der es vorzieht, lieber seinem Volke jede politische Anlage, jede politische Zukunft und damit zugleich jede Aussicht auf die Lösung der höchsten Aufgabe der Kunst abzusprechen. Eben darum erscheint ihm „das alte, so sehr verachtete deutsche Familienstück doch als die eigentliche Inkunabel unserer Dramatik, und als der einzige Weg, auf dem fortgewandelt werden müsse." „Wie soll man denen," ruft er aus, „die sich in alles öffentliche Unglück, in jeden Regierungswechsel gleichmüthig zu finden wissen, vernünftiger Weise zumuthen, daß sie der, hinter den Lampen nachgeahmte Sturz der Reiche, der Streit um Krone und Scepter, Glanz und Trauer der Feldherren und Staatsmänner entzünden und begeistern müsse?" So gelangt er in dieser bitteren Resignation der Verzweiflung an seiner Zeit, an seinem Volke und an dessen Zukunft zu dem Resultate: „daß die Wiener Censur eigentlich weit mehr eine akademische Anstalt sei, welche die Dichter vor Abwegen bewahre, als eine polizeiliche."

So spricht die Ironie der Verzweiflung selbst in dem Munde eines Immermann. Wer dieselbe bezweifeln will, der braucht nur den in jener Sammlung enthaltenen letzten Brief an den damaligen Intendanten des Berliner Hoftheaters, Grafen von Redern, zu lesen.

Weimar, 29. Juni 1851.

Gestern wurde das Theater mit Richard Wagner's Tannhäuser geschlossen. Ich habe schon früher gesagt, daß Weimar der einzige Ort ist, an welchem die beiden bedeutsamsten Schöpfungen im Gebiete des neuen musikalischen Drama's eine bleibende Stätte gewonnen haben. Jetzt, nachdem ich den Tannhäuser gehört, glaube ich nicht, daß die deutschen Bühnen den Meister Wagner, der für so Viele ein Stein des Anstoßes geworden ist, auf die Dauer werden ignorirend umgehen können. Freilich sind's sechs Jahre her, daß der Tannhäuser zuerst auf der Dresdner Bühne zur Aufführung kam. Und nach sechs Jahren hat diese wunderbare Schöpfung keine weiteren Fortschritte gemacht, als — daß sie durch einen glücklichen Zufall vor dem gänzlichen Verschwinden aus der lebendigen Wirklichkeit errettet wurde! O Deutschland!

Dafür hat das Werk, wie es scheint, wenigstens an dem Orte eine bleibende Heimathsstätte gefunden, mit dem es freilich durch die innigsten Beziehungen verbunden dasteht, in dem Lande, wo die poetische Sage, welche seinen Inhalt bildet, noch im Volke lebt, wo die Namen des Tannhäusers und des Venusberges,

des Sängerkriegs und der sangesfreudigen Fürsten und Ritter noch außerhalb des Herbariums der Literaturgeschichte Dasein haben, und wo das im Theater versammelte Volk der Schauenden und Hörenden sich lebendig ergriffen fühlt bei dem Anblick des Zauberberges und der altehrwürdigen Wartburg, deren älteste, in jene Sanges- und Sagenzeiten hinabreichende Gestalt eben jetzt ihrer Erneuerung entgegengeführt wird. Es dürfte schwerlich noch ein anderes dramatisches Kunstwerk gefunden werden, welches so, wie der „Tannhäuser" in Weimar, unmittelbar anknüpfte an vaterländische Vergangenheit und Gegenwart. Schon darin liegt ein Grund der Popularität, welche Wagner's Werk sich hier unbestreitbar gewonnen hat. Und diese Popularität ist nicht auf das Stoffmäßige der Fabel, auf Lokalität und Boden beschränkt. Auch der musikalische Theil des Kunstwerks hat daran Antheil genommen. Seine bedeutendsten Melodieen und musikalischen Motive sind Eigenthum des Volks geworden. Man hört sie in den Vergnügungsgärten, und der Lehrbursche singt und pfeift sie auf seinem Spaziergange am freien Sonntag. Mag der Lohengrin von Seiten der Kunst der Instrumentation ein größeres, monumentales Kunstwerk sein wie es Kunstverständige behaupten; — ansprechender für das allgemeine Gefühl, volksgemäßer und volksthümlicher wird jedem Unbefangenen der Tannhäuser erscheinen. Und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich auch diesem Werke jenen Charakter des Monumentalen beilege und behaupte, daß dieses tönende Gedicht Dauer haben wird in den Herzen der Menschen, so lange noch irgend eine nationale Eigenthümlichkeit als solche im Bewußtsein der Zeit erhalten bleibt. Ich habe nicht grade allzuviel Sympathie für die beliebten nationalen und

Stammes= Eigenthümlichkeiten. Sie sind meistens nichts Anderes, als jene „Eigenheiten,“ von denen der alte Goethe sagt:

„Eigenheiten bleiben schon von selber haften,
Du kultivire deine Eigenschaften.“

Ich verwerfe und bekämpfe sie sogar überall da, wo sie den Eigenschaften, d. h. dem rein Menschlichen, dem, was die Völker=Individuen als Brüder einer Familie verbindet, hindernd und trennend in den Weg treten. Aber ebenso fern ist mir auch jener Formalismus der Gleichheitsabstraktion, welcher sein Ziel, die allgemeine Gleichheit, erreichen zu können meint, ohne die Individualität aufzuheben. Und somit mögen wir getrost die Wagner'sche Dichtung als eine individuell und specifisch deutsche, ja, wenn das Wort nicht so verrufen wäre, eine christlichgermanische bezeichnen.

Was bei den beiden Wagner'schen Dichtungen einen Hauptreiz ausmacht, das ist die volle Naivetät, mit welcher der Dichter im Tannhäuser wie im Lohengrin sich auf den specifisch christlichen Boden gestellt hat. Wagner ist in dieser Naivetät, wie in seinem Entwicklungsgange mit Kinkel zu vergleichen. Beide haben den ganzen Weg vom überlieferten Glauben durch den Zweifel zur Freiheit, im stetigen Fortschritte innerlicher Entwicklung, durchgemacht; beide haben diesen Weg durch ihre Produktionen bezeichnet, beide das Martyrthum auf sich genommen für das Ziel, welches sie am Ende desselben erreichten. Wagner selbst thut sich Unrecht, wenn er, wie man sagt, auf diesen Entwicklungprozeß und namentlich auf die beiden Hauptwerke, welche dessen erstes Stadium bezeichnen, mit einem peinlichen Gefühl zurücksieht. Es wird ja eben kein Mensch gleich als Mann geboren. Und dann ist es

für einen Reformator des musikalischen Drama's, wie es Richard Wagner ohne allen Zweifel sein will, vielmehr ein Glück, daß seine beiden ersten großen Schöpfungen, in einer Zeit des Ueberganges an das Gemeingefühl der Masse anknüpften, daß sie Vorwürfe behandelten, deren romantische Unklarheit, deren innere Widersprüche, während sie den Keim des Neuen in sich trugen, doch zugleich die Masse der Hörer gerade bei derjenigen Seite faßten, wo ihnen mit der Poesie entweder allein, oder doch am leichtesten beizukommen war.

Solcher Art ist das Thema des Tannhäuser. Um die Sage vom Ritter Tannhäuser und dem Venusberge zu verstehn, muß man des Schicksals gedenken, welches der deutschen Mythensage ihre Entwicklung gab.

Das größte Glück, welches dem gottbegnadeten Volke der Hellenen zu Theil wurde, war das Glück einer selbstständigen Entwicklung aus dem urpoetischen, mythenzeugenden Zustande zu der Stufe vollendeter Kunstreife und bewußter Einsicht. Ungestört durch äußere Einflüsse von zwingender Gewalt, vollbrachten sie den langen Weg von Homer und Hesiod bis auf Sophokles, Platon und Aristoteles, ohne jemals mit irgend einer Bildungsstufe ihrer religiösen, sittlichen und poetischen Vergangenheit völlig zu brechen. Ihre Dichter mochten sich gestaltend und umbildend, ihre Philosophen erklärend und deutend, ihre Historiker dem geschichtlichen Kerne nachforschend in die Sagenwelt der Urzeit vertiefen, das sittliche Urtheil und die forschende Kritik mochten dieselbe überwachsen: immer blieb jene Welt für das Gefühl der gebildetsten Zeiten ein Gegenstand liebevoller Verehrung, während sie für die große Masse des hellenischen Volkes ohnehin den we-

sentlichen gläubig aufgenommenen Inhalt aller religiösen und sittlichen Vorstellungen bildet.

Dies Glück und seine Folge: die dauernde Harmonie und Schönheit der griechischen Poesie, ward der Entwicklung des deutschen, wie aller übrigen neuern Völker Europa's versagt. Das heidnische Rom veränderte gewaltsam die politischen, das christliche die religiösen Urzustände des deutschen Volks. Seine ganze Vergangenheit ward vernichtet, jeder Zusammenhang mit seinen mythischen Göttern und Heroen zerrissen. Aber nicht genug hieran! Die Reformation bildete einen zweiten Bruch. Hatte das römische Christenthum den heidnischen Olymp entvölkert, so entleerte die Reformation den christlichen Himmel aller seiner Heiligen und der Gottesmutter, nichts übrig lassend als Vater, Sohn und heiligen Geist. Eine Welt legendarisch religiöser Tradition ward so in den Gemüthern zerstört. Und endlich brach die Philosophie, das leicht bewaffnete Volk der „Aufklärer" voran, hinein in den letzten Rest der religiösen Tradition, das letzte gemüthliche Band zerreißend, das den gebildeten Sohn des 18. und 19. Jahrhunderts noch mit seiner Vergangenheit verknüpfte. Freilich nur um das Zerstörte neu wiederzugebären im Bewßtsuein des freien Menschen, im Lichte des Humanismus, und Odin und Walhalla, den christlichen Gott und seinen Sohn und alle Heiligen, Katholizismus und Protestantismus neu erstehn zu lassen als eben so viele bedingte Schöpfungen des ewig werdenden Menschengeistes; aber doch zunächst verderblich für die Kunst in dem eigentlichen Boden ihrer Wirksamkeit.

Die Wagner'sche Dichtung hat zu ihrem Gegenstande eine Sage, welche auf den ersten Bruch des germanischen Lebens mit

seiner Vergangenheit durch das Christenthum zurückweist. Das Christenthum stürzte die alten Götter von ihren Thronen. Aber Götter sind unsterblich, auch die heidnischen. Da das Christenthum, das ihre Bilder zerbrach und ihre heiligen Eichen niederschmetterte, die Götter selbst nicht zu tödten vermochte, beschloß es, sie zu degradiren, indem es sie zu Dämonen, Teufel und bösen Spukgeistern machte. So wurde die altgermanische Göttin Holda, die milde segenreiche Beschützerin der Fluren, die Pflegerin aller Werdelust der ewig zeugenden Natur, zuerst eine in unterirdische Höhlen verwiesene Teufelin, ein unheilbringendes Wesen, eine Unholdin. Dann, als lateinische Literatur in Pristerhänden sich mit der neuen Religion zum Vernichtungskampfe gegen die alten religiösen Mythen verband, ward aus der altgermanischen Huldgöttin die arge Frau Venus, der Inbegriff des unheiligen, verlockenden, von Gott abwendig machenden Sinnenthums. Ihr Hauptsitz war der Venusberg, das Innere des Hörselbergs bei Eisenach. Dort hielt sie Hof in Ueppigkeit und Wollust mit den Verlorenen, welche angelockt von den Zauberklängen, die aus den Hallen ihres unterirdischen Reiches ertönten, in den Berg geriethen. Solch ein Geschick traf den Ritter Tannhäuser, Heinrich von Ofterdingen, den Sänger des Wartburgkrieges. Seinen Fall und seine Reue, seinen Rückfall und seine endliche Begnadigung bei Gott durch Fürbitte einer Heiligen, behandelt Wagner's Dichtung.

Der erste Akt führt uns in das Innere des rosig erleuchteten Venusberges, wo der Tannenhäuser in den Armen der geliebten Göttin, eingewiegt vom Gesange ihrer Nymphen, umgaukelt von den phantastischen Täuzen der Bacchantinnen, träumend ruht. Schon ein Jahr ist's, daß er bei der Göttin weilt in unendlicher, ewig-

gleicher Lust und Liebeswonne. Aber der Tannhäuser ist ein Mensch, und das Ewiggleiche des Genießens ist nur für einen Gott gemacht, den Menschen aber ziemt, wie schon Mephisto sagt, 'ewig nur der Wechsel von Nacht und Tag. Der Tannhäuser sehnt sich nach diesem Wechsel zurück, nach Werdelust, nach Lenz und Nachtigall nach:

— dem Halme, der frisch ergrünend
Den neuen Sommer bringt. —

Aus Freuden sehnt er sich nach Schmerzen, aus der ewig gleichen Sklaverei des Liebesglücks dürstet's ihn nach der Freiheit irdischen Handelns, aus wonniger Ruhe nach Kampf und Streit. Diesen Empfindungen giebt der Tannhäuser Sprache in drei Strophen deren jede mit dem flehenden Wunsche endet:

„O Königin, Göttin, laß mich ziehn!“

Nur schwer gewährt die Herrin seinen Wunsch, in welchem sie nur Untreue und Verrath erblickt. Böse Weissagung giebt sie ihm mit auf seinen Weg:

„Was du verlangst, das sei Dein Loos!
Hin zu den kalten Menschen flieh,
Vor deren blödem, trüben Wahn
Der Freude Götter wir entflohn
Tief in der Erde wärmenden Schoos.
Zieh hin, Bethörter, suche Dein Heil,
Suche Dein Heil, und find' es nie!“

Dann aber, wenn er zerknirscht, zertreten von der Welt, demüthig wiederum sich ihr nahen werde, verspricht sie ihm Vergebung und Aufnahme. Aber Tannhäuser will nicht wiederkehren.

Durch Buße und Reue hofft er des Bannes ledig zu werden und sein Heil zu gewinnen. Und wie ein im Traum fernher vernommener Kirchenglockenton den Anfang seiner Reue und seiner Sehnsucht nach der Erde bildet:

„Im Traum war's mir, als hörte ich —
Was meinem Ohr so lange fremd —
Als hörte ich der Glocken fromm Geläut'" —

so beendet auch das christliche Bekenntniß: „Mein Heil ruht in Maria!" den Kampf mit der Frau Venus, die bei diesen Worten sammt ihrer Umgebung in Nacht versinkt. Der Tannhäuser sieht sich plötzlich der Oberwelt zurückgegeben in einem schönen Thale unfern der Wartburg. Es ist die liebliche Maienzeit. Ein Hirtenknabe singt von der Höhe eines Felsens herab ein Lied auf „Frau Holda, die segenbringend durch Flur und Auen zieht," und während er das Nachspiel zur Schalmei bläst, wallt eine Pilgerschaar von der Wartburg her den Bergpfad entlang, den Herrn anrufend im Gesange um Gnade und Segen für die Bußfahrt nach dem heiligen Rom. So sind in dieser Scene heidnische Erinnerungen und christliche Gegenwart dicht an einander gerückt. Tannhäuser, von schmerzlichstem Sündenbewußtsein ergriffen, entschließt sich mit nach Rom zu pilgern. In brünstigem Gebete versunken, treffen ihn hier der Landgraf Hermann von Thüringen und sein Jagdgefolge, die Sänger Walter, Wolfram und Biterolf, die er aus Hochmuth einst nach einem Sangeskampfe verlassen. Sie begrüßen herzlich den Zurückgekehrten, der auf ihr woher? ausweichende Antwort giebt, und alle ihre Einladungen zum Bleiben hartnäckig abweist. Da ruft ihm der Sänger Wolfram von Eschenbach zu: „Bleib' bei Elisabeth!" Dieses Namens Klang übt Zauberkraft

über den schwer bedrückten Mann. Er erfährt aus Wolframs, seines Nebenbuhlers eignem Munde, daß Elisabeth, des Landgrafen Nichte, „die tugendreichste Maid,“ seit jenem Sängerkampfe auf der Wartburg, nach welchem sich der Tannhäuser, halb Sieger, halb besiegt, den Genossen entzogen, in wunderbarer Liebe zu ihm entbrannt sei, daß ihr Herz sich aller Welt verschlossen seit er des Oheims Hof verlassen, und daß der Liebe Pflichtgebot ihn wiederkehren heiße zu der Liebenden. Da widersteht der Tannhäuser nicht länger. Die Liebe hat ihn in's Verderben gezogen, jetzt soll die Liebe ihn erlösen:

Zu ihr! zu ihr! o führet mich zu ihr!
Ha! jetzt erkenne ich sie wieder,
Die schöne Welt, der ich entrückt!
Der Himmel prangt auf mich hernieder,
Die Fluren prangen reich geschmückt.
Der Lenz mit tausend holden Klängen,
Zog jubelnd in die Seele mir;
In süßen ungestümen Drängen
Ruft laut mein Herz: Zu ihr! zu ihr!

Jubelnd führen der Landgraf und die ritterlichen Sänger den Verlorenen, „den ein Wunder zurückgebracht, das seinen Uebermuth beschworen,“ zur nahen Hofburg, wo die sehnsuchtverzehrte Elisabeth des Geliebten wartet. So schließt der erste Akt.

Diese Exposition ist vortrefflich. Der Keim des Konflikts ist in der eignen Brust des Tannhäusers verschlossen. Wie er in jenem früheren Sängerkampfe gegenüber der ritterlichen Askese und dem christlichen Liebesspiritualismus das Recht des Sinnenthums und des realen Genusses vertrat — was durch sein Eingehen in

den Zauberberg der Venus hinreichend symbolisirt ist — so erwacht auch jetzt, bei der Aussicht auf irdisches Liebesglück in den Armen des geliebten Fürstenkindes, auf's Neue wieder in seiner Brust die Gluth jener sinnlichen Liebesbegeisterung, welche das strenge spiritualistische Minnethum jener ritterlichen Sängerzeit als Sünde verwirft. Die Uebergänge sind blitzschnell. Wie ein Name genügt, um den Tannhäuser seinen zerknirschten Reu- und Bußgedanken zu entreißen, so genügt ein Windhauch, das unter der Asche lodernde Feuer in seiner Brust zur hellen Flamme emporzujagen. Der Landgraf will, daß die Liebe Elisabeth's, die der Gesang in's Leben rief, auch durch dieselbe holde Kunst mit Vollendung gekrönt werde. Ein Sängerfest wird bereitet. Im Sangeswettstreit sollen die Ritter um die Hand der holden Fürstin werben „Der Liebe Wesen“ soll die Aufgabe sein. Wer sie lös't, dem soll Elisabeth jeden Preis reichen, den der Sieger verlangen mag. Wie könnte hier der Ausgang zweifelhaft sein, wo die Liebe selbst entscheiden darf über ihr Geschick! und doch wird gerade diese Bürgschaft seines Glücks dem Tannhäuser zum Verderben. Das Fest entfaltet seine Pracht, der Sängerkampf beginnt. Wolfram von Eschenbach durch's Loos zuerst berufen, hebt seinen Preisgesang der Liebe an. Er selber liebt Elisabeth, doch seiner Liebe Wesen ist „Anbetung die sich opfernd übt,“ und jedes irdische Verlangen als „frevle Trübung der Reinheit seiner Liebe“ achtet. Gegen diese christlich romantische Entsagungsaskese, der die Ritter und Frauen Beifall rufen, erhebt sich der Tannhäuser zuerst im feurigen Preisgesange der erfüllten Liebe· Wo Jener „nicht den Quell berühren“ möchte, „legt er getrost die durst'gen Lippen an:“

„In vollen Zügen trink ich Wonnen,
In die kein Zagen je sich mischt,
Denn unversiegbar ist der Bronnen,
Wie mein Verlangen nie erlischt.“

Elisabeth macht eine Bewegung, um Beifall zu bezeugen, — die ewig gesunde Natur regt selbst in der unnatürlichsten Zeit sich gerade am Ersten in des reinsten Weibes Brust. Aber da alle Zuhörer in ernstem Schweigen verharren, verstummt auch ihre Schüchternheit. Immer heftiger wird des Tannhäusers Leidenschaft, immer unwiderstehlicher der Drang: das Geheimniß seiner Brust, das genossene höchste Glück der Liebeslust zu offenbaren. Walter von der Vogelweide, den Wolfram ablösend, singt jetzt in dessen Sinne seinen Preisgesang. „Die Tugend“ ist's, die er als der Liebe Wesen feiert, die rein geistige Liebe, während er den „Genuß“ als Sünde verdammt. „Solche Liebe,“ entgegnet der Tannhäuser, „geziemt dem Menschen gegenüber dem Gotte über den Sternen und seinen unbegreiflichen Wundern,“

„Doch was sich der Berührung beuget,
Euch Herz und Sinnen nahe liegt,
Was sich, aus gleichem Stoff erzeuget,
In weicher Formung an uns schmiegt —
Dem ziemt Genuß im freud'gen Triebe,
Und im Genuß nur kenn' ich Liebe.“

Da erhebt sich, unter steigender Aufregung, der Hörer, der wilde Biterolf gegen den Lästerer, und bietet ihm am Schlusse seines Liedes Kampf der Waffen zur Wahrung der verletzten Frauenehre. Der Tannhäuser giebt ihm für die Schmähung Hohn zurück. Schon greifen die Ritter zu den Schwertern, da gebietet

der Landgraf Frieden, und Wolfram erneuert den Sangeskampf durch einen begeisterten Hymnus auf das Glück der sündenlosen reinen Liebe. Nun kann sich der Tannhäuser nicht mehr halten. In höchster Verzückung, all des im Venusberge genossenen Glücks gedenkend, feiert er im begeisterten Liede „die hehre Göttin der Liebe von der jedwedes holde Wunder stammt." „Wer dich," ruft er aus,

Wer dich mit Gluth in seinen Arm geschlossen,
Was Liebe ist, kennt er, nur er allein: —
Armsel'ge, die ihr Liebe nie genossen,
Zieht hin, zieht in den Berg der Venus ein! —

Das Zauberwort ist ausgesprochen, das entsetzliche Geheimniß offenbart. Die Edelfrauen entfliehen aus der Nähe des Verruchten, nur Elisabeth bleibt und schützt den auf's Neue und für immer verlornen Geliebten mit ihrer Brust gegen die Ritter, die mit gezückten Schwertern auf den Frevler eindringen. Ihr Herz ist zerbrochen, und wenn sie für sein Leben fleht, sie „die reine Jungfrau für den Sünder," so ist's nur, um „zur Buße seinen Schritt zu lenken," ihm Gnadenfrist zu schaffen für den Glauben, daß der Erlöser auch für ihn gelitten. Jetzt folgt eben so blitzschnell die neue Wandlung in des Tannhäuser's Innern. Elisabeth's Todesschmerz hat auch seinen Muth zerbrochen, er erkennt ächt christlich seinen Frevel:

„Zum Heil den Sündigen zu führen
Nahte die Gottgesandte mir,
Doch ach! sie frevelnd zu berühren
Hob ich den Lästerblick zu ihr!"

und beschließt, nach Rom zu pilgern mit dem Zuge frommer Büßer, um von dem Stellvertreter Gottes auf Erden in Zerknirschung Gnade zu erflehn für seine schwere Schuld, und nicht wiederzukehren, er sei denn dieser seiner Schuld entsühnt. Vom Thal herauf schallt der Gesang der Pilger. Nach Rom! ruft der schuldbeladene Mann. „Nach Rom!“ rufen ihm die Ritter und alle nach. So schließt der zweite Akt.

Aber Rom hat keine Gnade für solche Sünde. Ein extremes Prinzip kann seinem Gegensatze nicht vergeben. ¡Des heiligen Vaters Spruch erfüllt jenes Wort, das Venus dem Tannhäuser beim Scheiden aus ihrem Reiche geweissagt. Sein Urtheil lautet: verdammt auf ewig! Da ergreift den Verstoßenen grimme Verzweiflung. Alle Pilger kehren zurück erlös't von ihrer Sünden Last, nur er ist unterm Banne geblieben für ewig. So schleppt er sich zurück bis in die Nähe der Wartburg. Vergebens will ihn Wolfram, der ihn hier findet, zurückhalten von seinem Entschlusse, den Weg zu suchen zu dem Zauberberge. Tannhäuser ruft die geliebte Göttin an, ihn wieder aufzunehmen. Schon erscheint sie, und breitet dem Wiederkehrenden die Arme entgegen:

„Willkommen, ungetreuer Mann!
Schlug dich die Welt mit Acht und Bann?
Und findest nirgends du Erbarmen,
Suchst Liebe nun in meinen Armen?“ *)

Da ruft Wolfram ihm wieder, wie einst, den Namen „Eli-

---

*) Dies war in der Aufführung verändert, wo die Venus selbst nicht mehr erscheint, sondern nur das Innere des Berges sich aufthat für einen Augenblick mit seinen Wundern und seinen verlockenden Klängen.



sabeth" zu, deren Leiche so eben im offnen Sarge unter frommem Gesange zur Gruft getragen wird. Ihr Herz brach, da alle Pilger wiederkehrten, nur der Geliebte nicht. Sie starb um „an Gottes Thron" zu flehen für das Heil des auf Erden verdammten Geliebten. Vor den Klängen jenes Trauergesangs versinkt das Zauberreich der Liebesgöttin, aber auch der Tannhäuser stürzt mit den Worten: Heil'ge Elisabeth bitte für mich! sterbend zur Erde nieder. Er ist erlöst, sagt Wolfram, in dessen Armen er seine Seele verhaucht. Denn wie der Chorgesang am Schlusse lautet:

Der Gnade Heil ist dem Büßer beschieden,
Er geht nun ein in der Seligen Frieden!

Man hat von Wagner verlangt, daß er die „erbarmungsreiche" Venus hätte siegen lassen sollen über Elisabeth, die Natur über den Spiritualismus; aber dann hätte er das ganze Gedicht eben ungedichtet lassen müssen. Nur die komödirende Ironie eines Heine konnte den in Rom verdammten Tannhäuser zurückkehren lassen in den Venusberg. Alle übrigen Dichter, welche diese wunderbare Sage behandelten, — auch Lyriker wie Mosen — haben es gefühlt, daß der Stoff nicht abzutrennen ist von dem Boden, dem er entsprossen.

Wagner's Tannhäuser ist als Dichtung menschlich ergreifender als der Lohengrin. Das hat seinen Grund darin, daß im Tannhäuser nicht wie im letztgenannten Gedichte das Hauptmotiv und der eigentliche Hebel der Handlung außerhalb des im Gedichte sichtbaren Vorganges liegt, sondern Alles sich unter unsern Augen entwickelt. Sobald aber der Poet uns nöthigt, aus dem Banne seiner Dichtung herauszugehen, giebt er uns selbst und unsere Kritik frei. An den Gral im Lohengrin, an den Gralkönig, an

die ganze spukhafte Wunder- und Zauberkraft müssen wir glauben; den Venusberg, die Liebesgöttin und ihren Zauberhof sehen wir sinnlich vor uns. Dann aber ist auch im Tannhäuser Alles menschlich einfacher. Der Gralritter Lohengrin ist ein abstraktes Tugendexempel, seine seraphische Heiligkeit ist eben so unmenschlich und unnatürlich, wie Tannhäuser's Verirrung menschlich und natürlich. Lohengrin's Schmerzen rühren uns nicht, weil wir bei einem seraphischen Wesen nicht daran glauben. Tannhäuser's Sünde ist eine solche, die mit den allgemeinen sittlichen Vorstellungen noch einen gewissen Zusammenhang hat, während die Sünde, vor der Lohengrin gewarnt wird, dieses Zusammenhangs entbehrt und für uns ein Unding ist. Im Tannhäuser ist uns auch die Zeit weit näher. Daraus folgt, daß der Poet entweder Stoffe wählen muß, die im Einklange sind mit der Anschauungsweise der Zeit, oder solche, die, ganz von derselben abweichend, eine eigne Moral für sich gestatten, während Alles, was unser modernes Empfinden nur annähernd berührt, uns spaltet. Das Drama, das den modernen Menschen völlig befriedigte, während es zugleich die gesunde Natur des Volkes erfaßte, — bleibt noch zu dichten.

Die Aufführung entbehrte Eins, aber dies Eine war viel. An der Stelle, von welcher aus beim Lohengrin Franz Liszt Orchester und Darsteller elektrisirte und zu den höchsten Leistungen hinriß, stand diesmal ein Anderer. Das machte sich fühlbar für Alle. Es fehlte bei allem Guten und Tüchtigen in den Leistungen der Einzelnen jener Schwung der Begeisterung, die von einem begeisterten Genius ausgehend selbst den letzten Querpfeifer mit sich fortreißt. Die äußere Anordnung und Ausstattung dagegen erregte die Bewunderung selbst solcher, welche an die Darstellungen

der Pariser großen Oper gewöhnt waren, und der anwesende Pariser Schriftsteller Henri Blaze gestand, daß er bessere Inscenirung nicht gesehen, ein Geständniß, das ich durch die Bemerkung vervollständigen konnte, daß ich dergleichen bei weitem minder kunstsinnig und sorgfältig angeordnet in Paris gesehen. Die Ehre dieses Vorzuges der Weimarischen Oper gebührt dem Regisseur der letzteren, dem trefflichen Genast.

Wagner's Zukunft ist unberechenbar. Täuschen wir uns nicht, so dürfte seine Musik einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen haben. Was den Tannhäuser in Deutschland populär macht, ist, daß er musikalisch noch einen Zusammenhang hat mit der nächsten Vergangenheit und Gegenwart. Der Puritanismus, welcher im Lohengrin alle bisherigen Melodienformen an die Seite wirft, ist im Tannhäuser noch nicht in solcher Strenge vorhanden. Es fehlt nicht an faßlichen rhythmischen Reihen, die sich, je kürzer sie sind, und nach je längeren Pausen sie erscheinen, um so tiefer dem Hörer einprägen. Im Lohengrin hat Wagner seinen Grundgedanken, wonach die Oper ein dramatisches Gedicht ist, das zur Hebung der Situation einer Musik bedarf die von der Idee des Dichters unzertrennlich ist, viel unnachgiebiger gegen die bisherige Auffassung und Gewohnheit zur Erscheinung gebracht. Möge er bedenken, daß man die Sehne des Bogens nicht straffer anziehen darf als es der letztere verträgt.

Weimar, 30. Juni 1851.

Man besprach einmal, wie Eckermann erzählt, in Goethe's Gegenwart eine Rossinische Oper, deren Süjet man tadelte, während man die Musik gelten ließ. Goethe begriff diese Trennung nicht: „Ich bewundere wirklich, sagte er, die Einrichtung Eurer Natur, und wie Eure Ohren im Stande sind anmuthigen Tönen zu lauschen, während der gewaltigste Sinn, das Auge, von den absurdesten Gegenständen geplagt wird." Er seinerseits gestand, daß er eine Oper nur dann mit Freuden zu genießen vermöge, wenn das Süjet eben so vollkommen sei wie die Musik, so daß beide mit einander gleichen Schritt gingen. In einer guten Oper müsse das Süjet so vollkommen sein, daß man es auch ohne Musik als ein bloßes Stück geben und mit Freuden sehen könne. Ganz dieselbe Empfindung spricht Schiller aus, wenn er einmal die gewöhnliche große Oper „ein Autodafé über Natur und Dichtkunst" nennt. Er fügt dazu eine Bemerkung, welche mich lebhaft an eine eigne Erfahrung erinnert hat. „Ich war gestern, schreibt er an Körner (1789), nach dreiviertel Jahren zum erstenmale wieder in der Komödie. Es war eine Oper. Bei dieser Gelegenheit war es mir interessant zu bemerken, daß die Unnatur

ganz besonders auf mich wirkte, ungefähr wie auf einen, der zum erstenmal aus der Provinz in die Stadt kommt. Durch die Gewohnheit verliert man diesen Sinn. Die Bemerkungen die ich gestern anstellte erinnere ich mich nie gemacht zu haben." Leider verschweigt er uns diese Bemerkungen, und sagt darin nur daß ihm durch jenen Eindruck ein neuer starker Anreiz zur Ausführung eines Schauspielplanes geworden sei, dem nicht Folge geben zu können ihn ganz unglücklich mache. Aber jene erste Bemerkung selbst ist von tiefer Wahrheit. Ueber die Unnatur der gewöhnlichen Oper hat nur der ein richtiges Urtheil, dessen Empfindung nicht durch lange Gewohnheit dagegen abgestumpft worden ist. Daher habe ich es immer als ein Glück betrachtet, daß mir das moderne Opernwesen nur von Zeit zu Zeit auf meinen Reisen bei größeren und kleineren Bühnen in Italien, Frankreich und Deutschland entgegengetreten ist, ohne daß eine andauernde Gewohnheit die Macht gewonnen hätte, welche sie immer zum Schaden unseres Urtheils auszuüben pflegt. Der noch immer hier anwesende geistreiche Franzose Henri Blaze war mir davon ein sprechender Beweis, als er sich neulich bei der Aufführung des Tannhäuser unfähig erklärte, diesem Wagner'schen Kunstwerke irgend ein Interesse abzugewinnen. Ja, es war ihm kaum begreiflich, wie man sich herablassen möge, so etwas Musik zu nennen. Von der Dichtung war ohnehin keine Rede. Daß aber Liszt sich auf diese Wagner'sche Musik eingelassen habe, erfüllte ihn bei seinen freundschaftlichen Gesinnungen für denselben mit wahrhafter Besorgniß. Denn schon der bloße Gedanke, dies Wesen auf die Pariser Opernbühne zu bringen, erschien ihm als selbstmörderisch für den Ruf dessen, der es unternähme und des

vernichtendsten Fiasko's gewiß Er mag Recht haben, aber wie lange? das ist die Frage.

Denn das scheint wohl unzweifelhaft, daß mit diesen Wagner'schen Kunstwerken der Anfang einer neuen Kunst des musikalischen Drama's gemacht, daß mit ihnen geradezu eine Revolution begonnen ist gegen das Opernwesen, welches den Stolz der Pariser grand Opéra ausmacht. Goethe und Schiller haben auch hier auf das Richtige hingedeutet, und Wagner's Schöpfungen sind eigentlich nur eine Bestätigung und theilweise Erfüllung dessen, was Goethe als Verlangen und Aufgabe ausgesprochen hat.

Wenn die bisherigen Operntexte für die fertigen Formen einer Opernpartitur eigends verfertigt und ihren traditionell gewordenen Schematen wohl oder übel angepaßt wurden: so erscheint bei Wagner das Gedicht, die Darstellung wirklicher und wahrhafter Menschen, als Hauptsache. Wagner selbst ist Dichter und Musiker in einer Person, ja er hat, wie er sagt, die letztere Kunst erst gelernt um den ersteren willen. Der Mensch in seinem Handeln und Leiden als Gegenstand des Interesses dargestellt für den Menschen, und zwar dargestellt in der Form der Handlung durch handelnde und leidende Menschen selbst, das ist der Inhalt des Drama's. Dies Drama ist Tragödie, Schauspiel oder Komödie, jenachdem das Interesse ein ernstes (die Aristotelische *πρᾶξις σπουδαῖα*) leidenschaftlich erregtes, das Innerste des Gemüths ergreifendes und erschütterndes, oder ein leichteres, milderes, heiteres ist. Der Genuß aber an dem ernsten Drama, sowie das Uebersehen sittlicher Schlechtigkeit in der Komödie, beruht wesentlich auf dem Idealismus der Kunst, und alles was diesen Idealismus verstärkt, was die reale Wirklichkeit zur Scheinexistenz künstlerisch

verklärten hilft, muß zugleich die künstlerische Wirkung steigern und den Genuß erhöhen. Dies thut im musikalischen Drama die Musik. Darum ist für Wagner beides unzertrennlich, und die Oper ein dramatisches Gedicht, in welchem die Musik zur Hebung der Situationen wie zum vollen Ausdruck der Empfindungen nothwendig und von der Idee des Dichters unzertrennlich ist. Damit ist zugleich gesagt, daß jedes Drama zugleich eine gewisse misikalische Grundlage haben muß.

Man verfährt, glaube ich, am Besten, wenn man gegenüber einer neuen genialen Kunsterscheinung, statt eine Kritik zu versuchen, für die jeder Maßstab fehlt, sich darauf beschränkt, rein pathologisch die Wirkung zu bekennen, welche man in sich durch das Kunstwerk erfahren hat. Und da habe ich denn zu gestehen, daß mir im Lohengrin und Tannhäuser zum erstenmale wieder Opern erschienen sind, bei denen es einem ganz natürlich und nothwendig vorkommt, daß die Menschen in denselben nur in Gesang und Tönen sprechen; daß hier zum erstenmale keine Bravourarien, keine bis an die Grenzen des Möglichen gehenden „Kunstleistungen" im Rokkokkoschnörkelstil der Rouladen, Triller und sonstiger seiltänzerischer Gesangfiguren die Harmonie des tönenden Ganzen zerrissen, keine eingelegten Ballets ihren Widersinn zwischen die Scenen warfen, und daß ich überhaupt hier zum erstenmale ein in sich abgeschlossenes Ganze: die harmonische Verbindung aller Künste in ihrer Wirksamkeit auf Sinn und Gemüth empfunden habe. Denn während die Poesie durch die Dichtung das Interesse meines Geistes und Herzens befriedigte, und während die Musik den Inhalt der Dichtung zu seinem vollen Ausdrucke steigerte, durfte sich das Auge an dem Adel und der Anmuth

der Menschengestalt in rhythmischer Bewegung erquicken, und an der Schönheit plastischer Gruppen, sowie an einer Fülle von Situationen erfreuen, die recht eigentlich den Namen lebender Bilder verdienten. Was das letztere betrifft, so ist mir keine einzige Oper bekannt, welche einen solchen Reichthum der wirkungsvollsten Tableaux darbietet, die wiederum alle ganz nothwendig aus der Dichtung selbst hervorgehen und, durch sie bedingt, vom Dichter mit geschaffen sind. Es ist vollkommen wahr, was ein begeisterter Verehrer von Wagner gesagt hat, daß er nicht nur die Worte dichte, die Töne schaffe, die Momente der Darstellung vorschreibe, sondern daß er auch Scene und Farben seiner musikalischen Dramen erfinde, und überhaupt Alles bis in die kleinsten Einzelnheiten vorzeichne, was zu einer Gesammtwirkung durch die harmonische Vereinigung aller Kunstarten, zur Darstellung des wahren ganzen Menschen durch eine wirklich menschliche, wahre und ganze Kunst gehöre. —

Vom Tannhäuser erzählte man mir, daß Wagner anfänglich die Dichtung mit einem Wundermotive so geendet habe, daß der Tannhäuser unter demselben frisch ausgrünenden Stabe stirbt, bei dem des Papstes Fluch ihm verhießen hatte:

Wie dieser Stab in meiner Hand
Nie mehr sich schmückt mit frischem Grün,
Kann aus der Hölle heißem Brand
Erlösung nimmer dir erblühn.

Wagner hat dies Motiv später, als dem modernen Bewußtsein allzusehr widerstreitend, verworfen. Ich weiß kaum, ob nicht mit Unrecht, da jenes Motiv mit dem Charakter des Ganzen durch-

aus im Einklange steht und nur eine Konsequenz der Weltanschauung ist, aus der die Dichtung selbst hervorgegangen.

Der Entwicklungsgang Wagner's ist wunderbarer Art. Von seinen vier Opern wurde die erste, sein Rienzi, in Paris geschrieben. Für die dortige Oper berechnet gelangte sie im Jahre 1842 zum erstenmale in Dresden zur Aufführung, wo sie mit Begeisterung aufgenommen zahlreiche Wiederholungen erlebte. Bald darauf folgte „Der fliegende Holländer", und erst im Jahre 1845 der Tannhäuser. In demselben Jahre ward auch der Lohengrin gedichtet, die Partitur aber erst 1847 vollendet. Noch ehe der Lohengrin aufgeführt werden konnte brach die Revolution von 1848 aus. Wagner's Betheiligung an derselben ist bekannt. Als er nach der Schweiz flüchten mußte, nahm er die letzte Oper mit dorthin. Von hier aus sendete er sie an Liszt, der die Aufführung in Weimar bewirkte.

Wagner's äußeres Geschick, so ehrenwerth die Motive auch sind die es herbeiführten, ist ein Unglück für die Sache der Kunst, weil es ihm den Grund und Boden seiner Wirksamkeit raubt. Was hilft es ihm, daß er in begeisterten Schriften sich Luft macht, über das was seinem Streben als Ziel vorschwebt? So geschickt Wagner auch in seinen Schriften Sprache und Darstellung handhabt — seine eigentliche Sprache ist das geschriebene Wort nicht, zu dem er aus Noth seine Zuflucht nimmt. Des schöpferischen Künstlers Sprache ist die künstlerische That, die Schöpfung! und so lange seine Schöpfungen kein Terrain der Wirksamkeit finden, so lange können die musikalischen Burggrafen in Deutschland ruhig schlafen.

Dagegen wird man bei seinen Werken lebhaft an eine Pro-

phezeihung Schiller's erinnert, der in einem Breife an Goethe gestand, daß er von der Oper, zu der er in dieser Hinsicht immer ein gewisses Vertrauen gehabt, eine neue Gestaltung des Drama's und der Tragödie erwarte, weil nur durch sie das Ideale sich aufs Theater stehle und die Bühne von der servilen Naturnachahmung befreien könne, an welcher sie vor allem kranke. —

Wenn unter den Künsten die Musik jetzt in Weimar vorherrscht, so sind darum die bildenden Künste in der deutschen Musenstadt keineswegs ohne würdige Vertretung geblieben. Wer die Ateliers des hochbegabten Landschaftsmalers Preller und des rühmlich bekannten Hummel besucht, oder bei einer Wanderung durch die kunstgeschmückten Räume des Schlosses mehrere ihrer schätzbaren Werke zu sehen Gelegenheit findet, der wird zugestehen müssen, daß wenigstens diese Kunstgattung durch tüchtige Künstler in Weimar gepflegt wird. Besonders athmen die Landschaften Preller's ein tiefes und reines Naturgefühl und einen großartigen Ernst, der an den Geist alter Meister erinnert, während sein jüngerer Kunstgenosse, Hummel, mehr das Heitere, Freundliche der Naturauffassung zeigt. Außerdem besitzt Weimar noch an Martersteig einen fleißigen und geschickten Historienmaler, dessen neuestes Werk, Thomas Münzer's Gang zum Richtplatze, wenn man von der Art und Weise der Auffassung absieht, auch unvollendet viel Tüchtiges darbietet. Die Plastik, welche zu Goethe's Zeiten an Kaufmann, Klauer, Tieck und Weisser verdienstvolle Künstler in Weimar aufzuweisen hatte, scheint sich jetzt hier mindrer Förderung zu erfreuen. Was aber auffallend ist bei der Physiognomie der

Stadt, das ist der Umstand, daß uns in architektonischer Hinsicht an einem Orte, wo ein Goethe über ein halbes Jahrhundert für diese Kunst wirkte, auch nicht ein einziges Gebäude begegnet, welches darauf Anspruch machen könnte, irgend einen künstlerischen Styl darzustellen.*)

*) Späterer Zusatz 1871: Seitdem dies geschrieben wurde, hat Weimar durch die von dem Großherzoge Karl Alexander gegründete „Kunstschule" unter Leitung des ausgezeichneten Landschaftsmalers Grafen von Kalckreuth, und durch Erbauung eines Kunstmuseums eine dankbar anzuerkennende Bereicherung erfahren, während zugleich das redende Schauspiel der Weimarischen Bühne sich durch die Leitung des jetzigen Intendanten Freiherrn von Loen und seines Vorgängers Franz Dingelstedt zu neuer Blüte erhoben hat.

Goethe's Gartenhaus.

„Uebermüthig sieht's nicht aus,
Hohes Dach und niedres Haus!"

Weimar, 1. Juni 1851.

Heute ist es uns endlich gelungen, das Innere des Goethe'schen Gartens am Stern und das Gartenhäuschen zu sehen, die wir bisher nur vorüberwandelnd betrachten durften.

Etwa zwanzig Minuten von der Stadt entfernt, hart am Wege nach dem Dörfchen Oberweimar am Fuße des Horn genannten Höhenzuges, erhebt sich aus dem schattigen Grün hochwipflicher Baumpflanzungen ein kleines spitzbedachtes Häuschen, dessen schwarzgraues Schieferdach reichlich die Hälfte seiner ganzen zweistöckigen Höhe ausmacht. Die nach der Fahrstraße gelegene Vorderfronte, hoch hinauf von Rosen und wildem Wein umrankt, welche liebevoll den zerbröckelnden Bewurf verhüllen, blickt westwärts über die Wiesen nach dem Parke hin. Der nördliche Giebel gewährt die Aussicht auf den Stern, der südliche auf die Höhen von Belvedere, während die östliche Seite, im Schatten der umgebenden Bäume dem Garten zugewendet, durch den Hügelzug, zu

dessen Mitte sich der Garten hinaufzieht, gegen die rauheren Ostwinde geschützt wird. Keine Thurmspitze, kein Ziegeldach verräth die Nähe der Stadt, deren Dasein durch die buschigen Höhen des Parks und die hohen Laubkronen des Sternwäldchens völlig dem Blick entzogen wird. Einsam, nur von wandernden Landleuten oder einem seltenen Gefährte belebt, ist auch die vorbeiführende Straße, welche längs der Wiesen hin nach dem nahen Dorfe führt. Zwei Holzgitterthüren mit wenigen Steinstufen in mitten einer mannshohen lebendigen Hecke, bilden die Eingänge zum Garten. Wenige Schritte aufwärts steigend erreicht man das Haus, dessen niedrige, dem Innern des Gartens zu gelegene Thüre zu den beschränktesten Räumen führt. Ein Zimmer, Küche und Flur im untern, ein Frontezimmer und zwei kleine Seitenkabinette im obern Stock, alles niedrig, eng und schmal, bilden die ganze Räumlichkeit, mit der sich Goethe sieben Jahre lang Winters und Sommers begnügte. Nur in einem der oberen Zimmer sahen wir einen Kamin; das Arbeitszimmer, nach Norden blickend, hat nur ein Fenster, das zweite ist vermauert. Geräthe findet sich keins mehr in einem der Zimmer, man sieht nur die nackten Wände. Seit Goethes Tode haben verschiedene Miether das Häuschen bewohnt. So klein, ja ärmlich uns dasselbe erscheint — eben ausreichend für einen Gärtner, der sein Leben gewinnt für sich und die Seinen aus dem Ertrage eines Stückchens Gartenfeld — so war es doch noch kleiner zur Zeit da es Goethe bezog. Es findet sich noch der Tag verzeichnet, es war der 10. Mai des Jahres 1776, kaum ein halbes Jahr nach seiner Ankuft in Weimar. Und so bedürftig verlangte schon damals in allem Braus und Saus einer wilden Jugend sein Dichterherz nach einer „Wohnung des Friedens," wie

Er sie selbst gern nannte, und so sehr liebte er diese Zufluchtsstätte der Sammlung in ungestörter Einsamkeit, daß er selbst bei dem Um= und Anbau, den er ein Jahr später im März und April vornehmen ließ, in dem halb offnen Hause bis zur Beendigung des Baues wohnen blieb. Erst zu Ende April schreibt er an Frau von Stein: „ich habe wieder Fenster, kann wieder Feuer einmachen, das mir bei der Witterung sehr zu Statten kommt.“ Freilich kannte das Abhärtungssystem, mit dem er damals auf seine feurige Jugend einstürmte, keine Gränzen. Halbe Nächte des April und Mai schlief er zuweilen in seinen Mantel gewickelt auf einem trockenen Fleckchen seiner Altane den süßesten Schlaf, während Blitz und Donner eines Frühlingsungewitters mit obligatem Regen einherfuhren. An kalten Bädern in frühester und spätester Jahreszeit, ja selbst an Schneebädern fehlte es gleichfalls nicht. Ueber dies Alles, über seine Liebe zu körperlichen Fährlichkeiten, die sein schlanker fleischloser, aber durch Strapazen und Leibesübung aller Art gestählter Körper mit freudiger Leichtigkeit bestand, die aber doch der Geliebten oft genug bange Sorge machten, findet man in den Briefen an die Stein vielfache Kunde. Sein nächtliches halsbrechendes Klettern über Hecken und Zäune, Mauern und Pforten, mit dem er sich den Weg von der Freundin nach seinem Garten zu kürzen oder die Hemmnisse geschlossener Wege zu beseitigen liebte, mußte sie ihm einmal mit liebevoller Strenge untersagen, wobei er sich denn selbst einer allzugroßen Lust an waghalsiger Abenteuerlichkeit schuldig bekannte.

Ich habe den Namen desjenigen weiblichen Wesens genannt, dessen Gedächtniß mit diesem Orte ewig verbunden bleibt.

Aus dem Hause tretend, wo ein zierlich nach Art der Mosaik=

fußböden in römischen Villen gepflasterter Vorplatz uns empfängt, gelangten wir den Garten hinansteigend zu einem von hohen Bäumen beschatteten Ruheplatze. Ueber demselben auf einer in die Tuffwand eingelassenen Steintafel lies't man die Inschrift, welche in Goethe's Gedichten die Bezeichnung: „Erwählter Fels" trägt, die schönste Huldigung die je ein Dichter seiner Geliebten dargebracht:

Hier im Stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten;
  Heiter sprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen;
  Jedem Felsen der Flur, die mich den Glücklichen nährt,
Jedem Baume des Walds, um den ich wandernd mich schlinge
  Denkmal bleibe des Glücks! ruf' ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih ich nur dir, wie unter der Menge
  Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Goethe nannte diesen Ruheplatz den „Stern," und war glücklich, daß ihn die Geliebte sich als Eigenthum erkor. Es war im Jahre 1782, auf dem Höhepunkte jenes Liebesglücks, daß er jene Inschrift dichtete, und sie als Weihegeschenk niederlegte auf dem kunstlosen Felsaltare der Penaten seiner glücklichen Einsiedelei. Schon sieben Jahre lang hatte ihn jene Liebe beglückt, hatte sie ihn getragen und emporgehalten in den Strudeln seiner ersten wilden weimarischen Jahre, auf die er später nur ungern zurückblicken, deren Haupttummelplätze er kaum wiedersehen mochte. Diese Liebe, im Fegefeuer wilder Leidenschaft sich reinigend von allen Schlacken und zu harmonischem Mit und Ineinanderleben sich veredelnd, hatte ihn errettet aus der Stimmung des Welt- und Menschenüberdrusses, den bittern Hefen des Taumelkelches der Kraft-

und Lebensvergeudung in dem zerstreuenden Hof- und Weltleben, in welchem seine Erscheinung wie ein strahlender Stern aufgegangen war. Und doch! wie heftet sich der Fluch der Endlichkeit auch an das Schönste als Erbtheil allen Menschenwesens an! Im Anblick dieser Votivtafel, in Erinnerung an die zahllosen Ergießungen einer Liebe die in jedem ihrer Ausdrücke die Unveränderlichkeit ewiger Dauer für sich forderte, fiel es mir hart auf's Herz, daß vierzig Jahre später der Greis Goethe seinem Eckermann gestehen mochte: daß eigentlich seine Liebe zu jener schönen koketten Frankfurterin Lili „seine erste und letzte tiefe und wahrhafte Liebe gewesen," und daß „alle die kleinen Neigungen, die ihn noch in der späteren Folge seines Lebens berührten, mit jener ersten verglichen nur leicht und oberflächlich gewesen seien!" *) Freilich stammt dies Geständniß aus einer Zeit, wo er sich zuweilen, wie er einmal an Humboldt schrieb, „schon selbst ganz mythisch vorkam."

Der trübsinnige Eindruck meiner Betrachtung ward verstärkt durch den Anblick des Gartens, der ungepflegt, ja fast verwildert, düster und melancholisch ausschaute. Auf den Blumenbeeten wucherte Unkraut, die Gänge und Wege waren vielfach mit Gras bewachsen, von abgefallenem trocknem Laub und Gezweig bedeckt. Eben so wüst und unheimlich erschien das verödete hier und da baufällige Haus. Es ist ein Jammer, daß auch diese geheiligte Gedächtnißstätte schöner und großer Schöpfungen und Erinnerungen ihrem Untergange entgegen geht. Nur die herrlichen Bäume, die er gepflanzt, wölben noch ihr schattiges Laubdach ineinander, und ihrer Blätter sanftes Flüstern erzählt dem Besucher von den Zeiten,

---

*) Eckermann, Gespräche mit Goethe III. S. 299.

in denen sie einst dem Dichter und seinen geliebten Menschen gerauscht, und seiner schöpferischen Einsamkeit ihren bergenden und erquickenden Schatten gewährt:

„Uebermüthig sieht's nicht aus
Hohes Dach und niedres Haus;
Allen die daselbst verkehrt
Ward ein guter Muth bescheert.
Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbstgepflanzter, wuchs empor;
Geistig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort."

Weimar, Anfang Juli 1851.

Ich habe dieser Tage wieder die zwei ersten Bände der Briefe Goethe's an Frau von Stein durchgelesen, welche die ersten acht Jahre dieses wunderbaren Verhältnisses umfassen (1775 bis 1783). Neben dem Genusse, den sie durch den Einblick in jene Entwicklungsperiode Goethe's gewähren, sind diese Briefe zugleich eine reiche Fundgrube von Notizen für die damaligen Lebenszustände Weimars und des Weimarschen Kreises. Aber so hintereinander weggelesen, ist es eine schwere und angreifende Lektüre. Denn jedes dieser hunderte und aberhunderte von kleinen Billets ist der Kern und Ausdruck einer ganzen Situation, und man wird also auf den wenigen Seiten, welche die täglichen Briefchen eines einzelnen Jahrganges einnehmen, mit den Erlebnissen und Situationen von dreihundertfünfundsechzig einzelnen Tagen des Jahres in ihrem detaillirtesten und zugleich zusammengedrängtesten Zügen auf einmal überstürzt. Wenn wir diese Masse von Blättchen, deren jedes einzelne für den Schreibenden wie für die Empfängerin den Genuß eines Tages bildete, in einem Zuge durchfliegen, so wird uns dabei zu Muthe wie einem Menschen, der einen saftigen Apfel genießen möchte und dem statt dessen

irgend ein Schalk, der die fruchtbeladenen Zweige des Baumes schüttelt, einen Kugelregen auf den Kopf niederprasseln läßt.

Aber mit welchem erhöhten Interesse man diese Sachen auf der Stätte lies't, wo sie gewachsen, ist kaum zu sagen. Es ist damit wie mit den poetischen „Epigrammen," die uns auch ganz anders ins Herz sprechen, wenn sie uns als wirkliche Inschriften an den Stätten in Wald und Park begegnen, für die sie gedichtet wurden, statt uns in dem öden schwarzen Druck auf einem grauen Papiere entgegenzutreten. Die große Mehrzahl der Briefe ist aus Goethe's geliebtem Garten geschrieben, nur zwanzig wohlgezählte Minuten*) Wegs entfernt von der Wohnung, die er selbst der Freundinn in einem der herrschaftlichen Gebäude hinter dem Fürstenhause, am Eingange des Parks eingerichtet hatte. Dieser Garten war ihm gleich bei seiner Ankunft in Weimar als wünschenswerther Besitz erschienen. Bertuch, der Geheimsekretair des Herzogs, Zahlmeister, Mitglied und dramatischer Dichter des fürstlichen Liebhabertheaters, befand sich damals im Besitze dieses ländlichen Aufenthalts. „Bertuch ich muß deinen Garten haben!" sagte eines Tags Karl August zu seinem Vertrauten. „Aber Durchlaucht, wie" — „Kein aber!" unterbrach ihn der junge feurige Fürst, „ich kann dir nicht helfen, denn Goethe will ihn haben, und mag hier nicht ohne ihn leben!" Das entschied. Wenige Tage draauf sah sich Goethe im Besitz des gewünschten Gartens. So erzählte mir neulich Bertuch's Enkel, der jetzige Vorstand des berühmten, von Bertuch gestifteten Landesindustriekomtoirs, Herr Obermedizinalrath Froriep.

---

*) Briefe an die Fr. von Stein. I.

Aber wie liebte auch Goethe diesen Besitz, dies Fleckchen Erde, das er sich selbst sorgsam zubereitet, wo er die Mehrzahl der Bäume gepflanzt, alle Anlagen selbst geordnet und gepflegt hatte! Wie sehnte er sich aus weitester Ferne, aus den Wundern der Schweizernatur wie aus dem Glanze deutscher Fürstenhöfe nach „seinem armen Dache" mit dem traulichen Kamin, „wo er vergnügter als je seine Lieben am Feuer versammeln und ihnen die Abende kürzen werde mit seinen Erzählungen und Berichten!" Wie beglückte es ihn, hier selbst die Früchte zu zeitigen und die Pflanzen und Gewächse zu ziehen, die seinen mäßigen Tisch und auch wohl den der geliebten Freundinn versorgten. Hier, wo ihn der einfachste Naturgenuß nur zu oft schadlos halten mußte für so viele Entbehrungen der äußeren Behaglichkeit, hier fühlte er es lebhaft, was er einmal so schön der Freundinn ausspricht, „wie wenig der Mensch bedarf und wie lieb es ihm wird, wenn er fühlt, wie sehr er das Wenige bedarf." Mit innigem Behagen sehen wir ihn hier sich wärmen an dem Heerdfeuer seiner Küche, wenn es ihm zu kalt ward im unheizbaren Zimmer, und auch wohl dichten und Briefe schreiben an diesem Heerde, im Lichte seines flackernden Scheins. Gegen allzu rauhe Winterstürme gaben später eingerichtete Doppelfenster einigen Schutz; aber das war auch Alles, was sich seine durchaus auf das Einfache gerichtete Natur an Comfort vergönnte. Die erste Morgenfrühe und die späteste Mondnacht sahen ihn hier in vollen Zügen den „Balsam der allheilenden Natur" in sich trinken und die Seele „rein baden von Aktenstaub und Hofdunst":

„Und ich geh meinen alten Gang
Meine liebe Wiese entlang,
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Mond des Tages Müh."

wie er im Jahre 1777 der Freundinn schrieb.

Dieser Garten war des Dichters dauerndste Liebe; er blieb es bis an seinen Tod. Als Goethe im Sommer 1782 sein städtisches Haus bezog, das selbst mit einem ziemlich großen Garten versehen war, wollte man ihm seinen Außengarten abkaufen, und bot ihm einen hohen Preis. Goethe war schwankend, aber nur einen Augenblick. „Da ich nicht bei dir sein konnte," schrieb er an die Geliebte, „ging ich in meinen Garten" — wie bezeichnend ist diese Zusammenstellung! — „und jede Rose sagte zu mir! Und du willst uns weggeben! In dem Augenblicke fühlte ich, daß ich diese Wohnung des Friedens nicht entbehren könnte. Ich hatte Dich (fährt er fort) zwei drei Tage immer gesehen, und so glaubte ich mir das Uebrige nicht nothwendig. Habe ich Dich denn immer?! Nein Lotte, ich gäbe viel weg und gäbe ihm (dem Käufer) nichts"*). Sieben volle Jahre verlebte Goethe Winter und Sommer in diesem Häuschen, und nachdem er endlich in die Stadt und in das Haus gezogen war (1. Juni 1782), das ihm zehn Jahre später durch die Huld seines fürstlichen Freundes Eigenthum werden sollte, blieb der Garten bis zu seinem Ende die Zuflucht seiner Ruhestunden, wo er Sonnabends und Sonntags im dichterischen Schaffen Erholung suchte für die Mühe und Arbeitslast der andern geschäftigen Wochentage. Es war, als ob die Gabe der Geliebten, welche er

*) Briefe an Fr. von Stein Bd. II. S. 219.

einst in den Grundstein jenes Häuschens eingesenkt*), ihren bannenden Liebeszauber ausübte bis in die spätesten Tage seines Alters.

Oftmals wenn es ihn drängte, ganz mit sich allein zu sein, bediente er sich eines vollständigen Absperrungssystems, indem er alle Wege und Gatter, Brücken und Pforten des Stern's, die zu seiner Wohnung führten, aufzog und abschloß, so daß, wie Wieland einmal in einem Briefe an Merck klagt, Niemand zu ihm dringen könne, es sei denn mit Stangen und Brecheisen. Das waren die Stunden und Tage, an welchen er jene Werke vorbereitete, denen freilich erst Italien und die Zeit nach der Italienischen Reise die letzte Vollendung geben sollten. Denn wie sehr er selbst sich auch später oftmals anklagte, daß er in den ersten zehn Jahren seines Weimarischen Lebens nichts geschaffen, so lehrt uns doch ein genauerer Einblick in die vorliegenden Akten, daß er sich mit jener harten Anklage Unrecht gethan. Nicht nur sind hier in diesem Garten zu jener Zeit viele seiner schönsten Lieder gedichtet, jene tiefsinnige Liebeslieder, wie kein Volk und keine Literatur ihres Gleichen besitzt, viele jener herrlichen Oden und größeren Gedichte, wie „der Gesang der Geister über den Wassern," „Meine Göttin," „Auf Mieding's Tod," „Die Harzreise im Winter," und das so schön seine erste Weimarische Periode abschließende Gedicht „Ilmenau." Auch größere Arbeiten, ja die Meisterwerke des Dichters sah diese so wildbewegte Periode entstehen, oder zu ihnen den Grund legen. Schon allein die ersten sieben bis acht Jahre haben neben den kleinen Dramen: Erwin und Elmira, Die Geschwister, Lila, Die Komödie der Empfindsamen,

*) Briefe an Fr. von Stein I., S. 90 (1777 den 19. März).



Jeri und Bäteli, Die Vögel, Die Fischerin, neben Maskenspielen und ähnlichen kleinen poetischen Leistungen, auch die herrlichen Briefe aus der Schweiz, die Anfänge des Elpenor und vor allen die ersten Bücher des Wilhelm Meister aufzuweisen. Egmont, Iphigenie und Tasso aber wurden in ihrer ersten Gestalt schon damals vollendet.

Im einsamen Gartenhäuschen, dort in dem kleinen nach Norden gelegenen Stübchen ward in den ersten Stunden eines Frühlingsabends 1779 Iphigenie begonnen, während aus dem etwas größeren anstoßenden Zimmer die sanften Töne eines Quatuors zu dem Dichter, die Seele ihm lösend, hinüberklangen. „Meine Seele löſ't sich nach und nach durch die lieblichsten Töne aus den Banden der Protokolle und Akten. Ein Quatuor nebenan in der grünen Stube, sitz ich und rufe die fernen Gestalten leise herüber." *) So ließ er sich oft Musik in seinen Garten kommen, „die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden," wenn ihm Kopf und Herz verwüstet waren von der Arbeit für das leidige Bedürfniß des Tages, von Protokollen und Akten. Man denkt bei diesem linden Mittel der Erreichung und Förderung des schaffenden Genius unwillkürlich an die so sehr verschiedenen Reizmittel, welche Schiller'n seine Natur anzuwenden zwang. Auch darin unterscheiden sie sich, daß Schiller am liebsten Nachts dichtete, während Goethe sich vielmehr durch längeren gesunden Schlaf der Nacht, für die Arbeit, auch die poetische des Tages, stärkend vorbereitete.

Er war schon damals „der fleißigste Mensch unter der Sonne," wie ihn mir neulich Goethe's vieljähriger Sekretair, der alte Rath

*) Siehe Briefe an die Fr. von Stein I., S. 213.

Kräuter, in mündlicher Erinnerung an jene glückliche Zeit seines Lebens bezeichnete. Wer es nicht schon wüßte, könnte es aus seinen Briefen an die Freundinn lernen. Was er in der Stille seines Gartenhäuschens begonnen, das begleitete ihn, wie das Manuscript der angefangenen Iphigenie, oder das des Wilhelm Meister, auf seinen Amtsreisen und Ausfahrten. Auf Rekrutirungs-, Berg- und Wegbaureisen ward in mühsam gewonnenen Mußestunden weiter zu schaffen und zu dichten versucht, und oft arbeitete in wüster niedriger Umgebung der Meißel des Künstlers an den idealsten seiner Gestalten, die nur eben erst aus dem Marmor hervorzudämmern begonnen hatten. Denn nur zu sehr fühlte er es, daß er doch eigentlich allein zum Dichter, zum Künstler des Schriftstellerthums, zum „Privatmenschen" geboren sei. Nicht Rang und Hoheit, nicht das Verlockende und der Eitelkeit Schmeichelnde des Premierministerthums, zu welchem ihn so jung seines fürstlichen Freundes liebende Verehrung erhoben, vermochte sein Urtheil darüber zu trüben. In diesen Briefen, durch deren Klarheit wir jetzt in den tiefsten Grund seines Herzens hinabsehen, spricht er dies unaufhörlich aus: „Eigentlich bin ich doch zum Schriftsteller geboren! Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geschrieben habe" (Briefe an d. Fr. v. St. II., 231). Und weiter: „Ich bin doch recht zu einem Privatmenschen geboren, und begreife gar nicht, wie das Schicksal mich hat in eine Staatsverwaltung und in eine fürstliche Familie einflicken mögen" (II., S. 247). Alle diese Amts-, Hof- und Weltverhältnisse waren seinem innersten Wesen fremd, kosteten ihm immer neue Arbeit und Selbstüberwindung. „Sein größter Fleiß mußte," wie er einmal klagend ausruft, „auf das Gemeine gehen,"

denn „von den Dingen, die der geringste Mensch leicht begreift, fühlte er sich durch eine ungeheure Kluft gesondert.“ Die Flucht nach Italien, mit der er seine Seele errettete, war die gereifte Frucht jener Einsicht in sein eigentliches Wesen und seine Bestimmung. Es giebt kein Buch, aus welchem die ganze menschliche Liebenswürdigkeit des jugendlichen Mannes Goethe so überwältigend uns entgegenträte, als diese geheimsten Ergüsse seines Wesens in die treue Seele der verschwiegenen Freundinn. Freilich sehen wir sein von Natur offenes Herz und seine hingebende Liebe gegen Welt und Menschen mehr und mehr sich verengen, je weiter er die Menschen, die „Gesellschaft“ kennen lernte. „Sonst war meine Seele wie eine Stadt mit geringen Mauern, die hinter sich eine Citadelle auf dem Berge hat. Das Schloß bewachte ich, und die Stadt ließ ich in Krieg und Frieden wehrlos; nun fang ich auch an, die zu befestigen, wär's auch nur gegen die leichten Truppen.“ Später that er's auch gegen die schweren, und endlich kam er dahin, die Stadt selbst in Brand zu schießen und sich ganz zurückzuziehen in die Akropolis des eignen Herzens, das er schon früh ein köstlich Ding genannt, und das doch von tausenden kaum zwei haben.

Einen Hofman hat man ihn gescholten, ihn, dem das ganze gewöhnliche Hof- und Fürstenwesen zuwider war in innerster Seele, der es nur ertragen konnte an einem Hofe zu leben weil ihn an dessen Fürsten alle Bande der Freundschaft und Dankbarkeit knüpften, und der soweit davon entfert war, sich in die gewöhnlichen Kleinlichkeiten des Hof- und Gesellschaftsleben zu verlieren, daß sie ihm vielmehr nur als Erfahrungsobjekt und poetischer Stoff einen Werth hatten. Als ihn sein Herzog an verschiedenen deutschen Höfen

herumführte, schreibt er: „ich stehe von der ganzen (Hof=) Nation für allemal ab, und alle Gemeinschaft, die man erzwingen will, macht was Halbes. Es ist unglaublich was der Umgang mit Menschen, die nicht unser sind, den armen Reisenden abzehrt." Er hat die größte Lust, die ganze Misère dieses Hof= und Weltlebens, wenn er sie einmal in der Tasche habe, dramatisch abzukonterfeien, und das Personenverzeichniß das er entwirft, giebt deutlich genug zu verstehen, daß er eine Gattungskomödie zu liefern vorhatte.

Es lautet wie folgt:

„Ein Erbprinz.

Ein abgedankter Minister.

Eine Hofdame.

Ein apanagirter Prinz.

Eine zu verheirathende Prinzeß.

Eine reiche und schöne Dame.

Eine dito häßlich und arme.

Ein Hofkavalier, der nie etwas Anders als seine Besoldung gehabt hat.

Ein Kavalier auf seinen Gütern, der als Freund von Haus bei Hofe traktirt wird.

Ein Avantürier in französischen Diensten, eigentlich in französischer Uniform.

Ein chargé d'affaires, bürgerlich.

Ein Musikus, Virtuos, Komponist, — bisher Poet.

Ein alter Bedienter, der mehr zu sagen hat als die andern alle.

Ein Leibmedikus.

Einige Jäger, Lumpen, Kammerdiener."

Diese Nachricht will er als Geheimniß bewahrt wissen, „denn ob es gleich nicht viel gesagt ist, so könnte mir doch ein anderer den Braten vorm Maul wegnehmen.“ Diese Reise zu einem halben Dutzend anderer Höfe war es auch, die ihm den Ausruf entlockt: „Gott im Himmel, was ist Weimar für ein Paradies!“ Und es war eins im Vergleich mit den übrigen Stätten des damaligen deutschen Hof- und Gesellschaftslebens, obgleich er seine „heimtückischen Hofleute“ überall fand. Daß „je größer die Welt desto garstiger die Farce“ sei, das ging ihm vor allem in Berlin auf (1782), wo er, wie er meldete, „von dem großen Könige seine eigenen Lumpenhunde schlecht reden hörte,“ und wo er nach einem tieferen Einblick in das politische Hofgetreibe und Diplomatenwesen ausruft: „Ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Muth und Gradsinn erhalten bis an's Ende, und lieber mögen das Ziel vorrücken, als mich den letzten Theil des Wegs elend hinkriechen lassen.“

Und wo findet sein Gemüth alle die Eigenschaften die er in jener Welt der besten Gesellschaft vermißt? Bei dem Volke, bei dem armen gedrückten und doch so geduldigen, niedern und doch so hoch über die beste Gesellschaft erhabenen Volke. Es ist nicht anders! Goethe, der Minister, der Höfling, der „Fürstenknecht,“ war ein Volksfreund ein Demokrat lange ehe nur das Wort in Deutschland genannt wurde. Eine einzige Stelle reicht hin das zu beweisen. Von seinem abenteuernden Harzritte aus, wo er unerkannt als Maler Schmidt mit den Menschen verkehrte, schreibt er der Freundin: „Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die

niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen: Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leiblichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Dulden — Dulden — im um — — un — — ich will mich nicht in Ausrufen verlieren!" Kann der ächteste Demokrat in neuerer Zeit liebevoller von dem armen gedrückten Volke reden, als hier Goethe zwölf Jahre vor der französischen Revolution? Und um dieselbe Zeit, wo er bei der „Menschenklauberei" wie er die Rekrutenaushebung nennt, im Lande beschäftigt war, — der Herzog liebte das Soldatenwesen — empfand er den ganzen Jammer desselben, und suchte die Noth zu lindern und zu helfen, wo er konnte. Und wo er es nicht konnte, da zerriß es ihm das Herz, und machte ihn unfähig selbst den Trost poetischen Schaffens sich zu gewähren. „Mein Stück (er arbeitete unterwegs an der Iphigenie) rückt nicht fort. Es ist verflucht, der König von Tauris soll reden als ob kein Strumpfwirker in Apolda hungerte." Daß er „so wenig Gutes für das Land durchsetzen könne", das war „sein tiefster Kummer", dessen Ausdruck immer wiederkehrt. Darüber war es, „daß ihn oft die Sorgen wie hungrige Löwen anfielen."

„Hätt' ich die Angelegenheiten unsers Fürstenthums auf einen so guten Fuß wie meine eignen, so könnten wir von Glück sagen." So aber quält und schämt es ihn, daß ihm selber alles wie von selbst zufalle, daß er unaufhörlich wie ein glücklicher Spieler „im Gewinnst sitze," während er für andere sich vergeblich abmühe: „Das Meiste, dessen ich persönlich fähig, hab' ich auf den Gipfel des Glücks gebracht, oder sehe wo mir es wird werden. Für andere arbeite ich mich ab und erlange nichts." Und wiederum

ein andermal: „der Menschen Wesen ist kümmerlich und man ist beschämt, wie man vor so vielen Tausenden begünstigt ist.“ Beschämt fühlte sich sein edles Herz über sein Glück, während damals selbst eine so edle Seele wie Schiller dies Glück unmuthig beneidete! „Man hört immer sagen,“ fährt er fort, „wie arm ein Land ist und ärmer wird; theils denkt man es sich nicht richtig, theils schlägt man es sich aus dem Sinn. Wenn man denn einmal die Sache mit offenen Augen sieht, und sieht das Unheilbare und wie doch immer gepfuscht wird!!“

Viel wäre zu machen, meint er, ein andermal, aber nur „mit neuen Menschen, und wo sind diese zu finden?“ Ein Bergbeamter sagt ihm einmal, wie glücklich er sich fühle, und daß er mit keinem Minister tauschen möchte. „Ich glaub's ihm gern!“ schreibt Goethe, da er der Freundin dies erzählt, „zumal wenn der Mann recht wüßte, was das hieße, Minister zu sein!“

Und wenn das schon in Weimar so war, unter dem menschlichen, edelgesinntesten aller damaligen deutschen Fürsten, wie war es erst anderwärts! „Die Verdammniß daß wir des Landes Mark verzehren,“ schreibt er einmal mitten aus Vergnügungen an einem fremden Hofe, „läßt keinen Seegen der Behaglichkeit grünen.“ Selbst bei seinem eignen jungen Fürsten fällt es ihm schwer auf's Herz, wenn er ihn auf Jagdfesten „schmarotzende Edelleute“ mit theurem Gelde füttern und mit solchen und ähnlichen Dingen große Summen verschwenden sieht. In gleichem Sinne schreibt er unter dem 20. Juni 1784 an Herder's Frau aus Eisenach wo er auf einer Verwaltungsreise weilte: „Bei unsern Geschäften ist keine Freude zu pflücken. Das arme Volk muß immer den Sack tragen, und es ist ziemlich

einerlei, ob er ihm auf der rechten oder auf der linken Seite zu schwer wird" *).

Und so ist er im Grunde seines Wesens geblieben bis in sein spätestes Alter, wo er inmitten der entnervten Ueberkultur einer entarteten höheren Gesellschaft seinen alleinigen Trost auf unser kräftiges Landvolk setzte**), und wo er seinem treuen Eckermann gegenüber gestand, daß ein republikanisch derber, sich den Höchsten gleichstellender Zug stets in ihm gelegen, und daß er vor bloßer Fürstlichkeit ohne eine tüchtige Menschennatur und Menschenwerth dahinter, nie Respekt gehabt. „Ich fühlte mich selber so vornehm, daß ich's nicht eben sehr merkwürdig gefunden haben würde, hätte man mich zum Fürsten gemacht." Gewiß, er war ein geborner Fürst, weil er ein Erster und Vorderster war an Menschenwerth, an Geistes- und Herzensadel, ein Fürst, wie es deren immer gegeben hat auch in der demokratischsten Republik der Welt, und wie es deren, so lange die Gesetze der Natur auf ihrem diamantnen Grunde fest verbleiben, auch immerdar zum Segen der Menschheit geben wird.

---

*) Aus Herder's Nachlaß (1856) I. S. 79. Vgl. I., S. 71—73.

**) Eckermann 3, S. 246.

Weimar, im Juli 1851.

Wunderbar hat mich immer der Gedanke berührt: welche Entwicklung wohl dies demokratische Element in Goethe erhalten haben würde, wenn die Krisis in den Herbsttagen des Jahres 1775, welche über sein ganzes Leben entschied, einen andern Ausgang genommen, wenn seines alten fürstenfeindlichen Vaters warnend spottender Zuruf: „Nah bei Hofe nah bei der Höll," sich bewährt hätte und durch irgend eines Zufalls Laune der Dichter des Götz und Werther gezwungen worden wäre, die bereits angetretene Fluchtreise nach Italien fortzusetzen um sich zu retten vor der peinigenden Beschämung, ein Spielball gewesen zu sein für einen fürstlichen Einfall. Mit diesem Stachel tödtlicher Kränkung im Herzen, würde er schwerlich jemals sich wieder einem Hofe genähert haben, noch schwerlicher der konservativ liberale Minister geworden sein. Aber auch der Dichter der Bildung und ihrer Leiden wäre er vielleicht nicht, oder doch in weit geringerem Grade geworden. Es lag in seiner Natur ein sehr revolutionäres Element, das sich in seiner leidenschaftlichen Jugend nicht bloß gegen die Literatur und Aesthetik, sondern auch gegen die Tyrannei der bürgerlichen

Verhältnisse kehrte, und nach beiden Seiten hin mit schonungslosem Terrorismus zu verfahren nur allzu viele Neigung hatte. Schon sein Werther erschießt sich keineswegs bloß aus unglücklicher Liebe zu einer verlobten Braut oder Frau eines Freundes, sondern sehr wesentlich auch aus Ekel und Ueberdruß an den bürgerlichen und sozialen Zuständen einer Welt, in welcher der nicht adlig geborne, und mochte er an Herz und Geist noch so ausgezeichnet sein, doch eigentlich nur ein ehrloser Paria, höchstens ein zeitweilig in der „Gesellschaft" geduldeter war. Die Liebesgeschichte bringt den in solchen Zuständen gereiften innern Schaden nur zum letztlichen Ausbruch. Lebenszustände und Verhältnisse wie die im Werther in den beiden Briefen des zweiten Buchs (15. und 16. März) geschilderten, wo ein gebildeter Mensch, ein Gesandtschaftssekretair von seinem eigenen Gesandten, der ihn „liebt und distinguirt," aus dem Salon ausgewiesen wird, blos weil er weder von Adel noch ein Hofrath ist, und weil die ganze hochadlige Nation bei dem bloßen Anblicke einer nicht salonfähigen bürgerlichen Kreatur in Aufregung geräth — solche gesellschaftlichen Zustände sind wohl geeignet einem lebhaften Menschen das Blut zu verderben. Werther hat Recht zu fluchen und mit den Zähnen zu knirschen. „Wenn ich Blut sähe würde mir besser werden!" ruft er aus, und er meint damit ausdrücklich nicht etwa nur sein eignes, sondern auch fremdes Blut, und Werther ist in diesen Briefen und in ihrem Haß gegen den hochadligen Uebermuth Goethe bis auf die einzelnen Manieren und Ausdrücke seines Widerwillens, die wenige Jahre später als der Dichter selbst sich zuweilen in annähernd ähnlichen Lagen befand, in dessen Herzensergießungen an die Geliebte wörtlich wie-

verkehren. „Wie mir die ganze Nation zuwider ist!“ sagt Werther. „Ich stehe von der ganzen Nation ein für allemal ab,“ sagt sein Doppelgänger, wenn er in den Briefen an die Stein von der hochadligen Gesellschaft der Höfe spricht. Der Werther, der die Dorfleute, denen der Schulze ihre alten schönen Nußbäume hat weghauen lassen, vorwurfsvoll fragt: „Warum habt ihr's gelitten?“ ist sehr revolutionär. Und eben derselbe Werther bekennt denn auch, daß er Respekt habe vor einem Volke, das unter dem Joche einer tyrannischen Herrschaft seufzend, endlich „aufgährt und seine Ketten zerreißt.“

Dieses Doppelmotiv im Werther spürte auch der größte Kritiker heraus, den die Jugenddichtung Goethe's gefunden hat. Der Mann, der für alle revolutionären Elemente die feinste Witterung besaß, der große Erbe der größten Revolution der Weltgeschichte, Napoleon selber war es, der aus diesem Doppelmotiv und seinem revolutionären Bestandtheile dem Dichter von seinem Standpunkte aus einen begründeten Vorwurf machte. Es war bei jener denkwürdigen Audienz zu Erfurt im Jahre 1808, zu welcher er Goethe einladen ließ. „Der Hauptfehler des Werther, sagte er, ist die Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der unglücklichen Liebe. Das ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einflusse, den die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das so gemacht?“ In der That, einer der tiefsten Blicke, die je ein Kritiker in die Geheimnisse dieser poetisch pathologischen Schöpfung des Jünglings Goethe gethan hat; auch konnte Goethe, wie er sechzehn Jahre später selbst in seiner Schilderung jener merkwürdigen Unterredung

erklärte, nicht umhin dem kritisirenden Caesar Recht zu geben. Die Klage Werther's „über die vielen Kräfte die ungenutzt in ihm schlummern müssen," gewinnt unter diesem Gesichtspunkte eine ganz andere Beleuchtung. Auch Werther's Liebe zu dem geringen Volke ist eben nur die Wiederspiegelung von des Dichters eigner Empfindung. In dem Briefe, in welchem Goethe seinem Freunde Schönborn (1774) den thätigen Antheil erzählt, welchen er bei Löschung des Feuers in der Frankfurter Judengasse genommen, schreibt er: „Ich habe bei dieser Gelegenheit das gemeine Volk wieder kennen gelernt, und bin aber- und abermal vergewissert worden, daß das doch die besten Menschen sind". Ja selbst in dem Gedichte „Ilmenau," muß er erst die Noth des Volks vergessen, ehe er sich ganz der Empfindung des Danks und der Freude über sein gelungnes Erziehungswerk des fürstlichen Freundes hingeben kann.

Und nun denke man sich einen Augenblick die, von Goethe über ein halbes Jahrhundert später so mäßig geschilderte Situation jener Oktobertage von 1775, wo der Goethe-Werther in Frankfurt wochenlang vergebens den verheißenen Wagen und Hofkavalier erwartete. In Haus und Zimmer heimlich eingeschlossen, von dem pedantisch republikanischen Vater fortwährend gequält durch bittre Hinweisung auf den von ihm vorausgesagten Ausgang der Fürstenfreundlichkeit, auf diese vermeintliche schimpfliche Bestrafung seiner Jugendkühnheiten und Uebermüthen; zuletzt selbst die Gewißheit des Vaters theilend, daß hier dem jungen bürgerlichen Genierotürier ein ächter „Hofstreich" gespielt sei, und durch diese Ansicht zur höchsten Leidenschaftlichkeit erregt — welch einen Einfluß auf

sein Gemüth, auf seine Stellung zur Welt, auf seine Dichtungen würde es gehabt haben, wenn seine damalige Fluchtreise nicht in Heidelberg unterbrochen worden wäre! Noch der Greis Goethe schauerte leise, wenn er des „Dämonischen" gedachte das ihn einst auf diesen Scheideweg gestellt. —

Aber auch auf dem Gipfel seines jugendlichen Günstlingsglücks sah er sich einmal zu dem Ausrufe getrieben: „Wehe dem der sich von großer Herren Gunst in's Freie locken läßt, ohne sich den Rücken gedeckt zu haben*)." Dies sich den Rücken gedeckt halten hat er während seines ganzen Lebens nie aus den Augen verloren, und seine abgemessene Förmlichkeit und Feierlichkeit gegenüber allen „großen Herrn," jene Feierlichkeit zu der selbst Karl August schon in frühern Jahren den Kopf schüttelte, war nichts anders als eine stete Erinnerung für die letzteren an die Kluft, welche sie von ihm trennte. Goethe's fürstlicher Genius, der sich bewußt war, daß sein Reich von ewiger Dauer sein werde, konnte nicht wohl anders, als mephistophelisch-ironische Feierlichkeit zeigen im Verkehr mit Eintagsfliegen der Hoheit, zumal da solche Gemessenheit allein ihn selbst auf die Dauer sicher stellen konnte gegen zeitweilige Verletzungen fürstlicher Rohheit. Später legte er freilich auch aus politisch konservativen Gründen auf die steifste Beobachtung aller Formen jenen komischen Nachdruck, mit dem er es als eine Gnade bezeichnet, „seinen hochgeneigten Gönner und Herrn" — irgend einen Fürsten von Reuß, — „in Unterthänigkeit verehren zu dürfen."

Eine durch dreiundfunfzig Jahre ohne nennenswerthe Störung dauernde enge Freundschaftsverbindung zwischen Fürst und Unter-

---

*) Br. an Fr. v. Stein II, S. 186 vom J. 1782.

than wie die Freundschaft Goethe's und Karl August's von Weimar, steht wohl einzig da in der Geschichte.

Der Fürst zählte siebzehn, der Dichter fünfundzwanzig Jahre als dieser seltene Bund geschlossen wurde. Das vermehrte die Schwierigkeit auf Seiten Goethe's, der sich von vorn herein in der Lage befand, gegenüber einem jungen Regenten von schrankenloser Gewalt in seinem Bereiche und von einem dem seinigen vielfach entgegengesetzten leidenschaftlichen Naturell als leitender und beschränkender Mentor auftreten zu müssen. Eine solche Stellung war nichts weniger als leicht, und Goethe hat sich über diese Schwierigkeit der von ihm übernommenen Aufgabe wiederholt ausgesprochen. Am stärksten in seinen Briefen an Charlotte von Stein, und noch funfzig Jahre später in seinen Gesprächen mit Eckermann nach dem Tode seines fürstlichen Freundes; am liebenswürdigsten aber in dem Gedichte „Ilmenau," welches er am 3. September 1783, dem Geburtstage Karl August's, an den jungen damals sechsundzwanzigjährigen Fürsten richtete und in welchem er sein Verhältniß zu demselben während der ersten acht Jahren ihrer Verbindung und den Gang der geistigen und sittlichen Entwicklung Beider mit ebensoviel Offenheit als Zartheit auszudrücken sich gestattete.

In diesem Gedichte, das er erst über ein Menschenalter später in die Ausgabe seine Werke aufnahm, berührt der Dichter unter andern auch eine Leidenschaft des jungen Fürsten, welche ihm als Mentor viel zu schaffen machte. Es war dies die Jagdpassion Karl August's welcher derselbe damals übermäßig fröhnte — zum Schaden nicht nur der eignen Gesundheit und oft mit Gefahr des Lebens, sondern auch zur Schädigung von Hab' und Gut der davon

schwer betroffenen Unterthanen. „Laßt mich vergessen", ruft der Dichter in der dritten Strophe aus:

„Laßt mich vergessen, daß auch hier die Welt
So manch' Geschöpf in Erdenfesseln hält,
Der Landmann leichtem Sand den Samen anvertraut
Und seinen Kohl dem frechen Wilde baut,
Der Knappe karges Brod in Klüften sucht,
Der Köhler zittert wenn der Jäger flucht."

Schon im Jahre 1777 finden wir den Dichter als Gegner dieser Jagdpassion seines fürstlichen Freundes. In dem bekannten Gedichte: Harzreise im Winter benutzt er die Gelegenheit sich darüber auszusprechen. Karl August hatte einen winterlichen Jagdzug ins Eisennachsche unternommen, dessen ländliche Bevölkerung sich über die Verwüstung ihrer Saatfelder durch das daselbst übermäßig gehegte Schwarzwild beklagt hatte. Auf diesen Jagdzug spielt Goethe an, wenn er den Herzog und seine Jagdgenossen bezeichnet als:

„Späte Rächer des Unbillds,
Dem schon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knitteln der Bauer."

Mit Knitteln! denn nur mit solchen, nicht mit Feuerwaffen war es damals dem armen Landmann gestattet, das von der fürstlichen Jagdlust auf Kosten der Unterthanen gepflegte verheerende Borstenvieh von den eignen Saatfeldern zu scheuchen. Dennoch kam, trotz aller solchen poetischen Mahnungen des Freundes der junge Herzog immer wieder auf seine Passion zurück; ja um die Wildschweinjagd näher zu haben hatte er sogar um dieselbe Zeit, als Goethe jenes Gedicht „Ilmenau" dichtete, in dem Forste des Et=

tersbergs bei Weimar eigends eine Bucht solcher wühlenden Feinde des Ackerbaues anlegen lassen, und seine Anordnung trotz Goethe's wiederholter Abmahnung aufrecht erhalten. Hier ist es nun interessant zu sehen welchen Weg Goethe einschlug um die Abstellung einer Unbill durchzusetzen, über welche alle Welt Klage führte, ohne es doch zu wagen mit dieser Klage geradehin vor den Herrn zu treten. Getreu seiner Maxime:

„Zweierlei Arten giebt es die treffende Wahrheit zu sagen:
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürsten geheim."

wählte er zum Anbringen der „Wahrheit" die er seinem Fürsten zu sagen hatte, die Zeit einer Reiseabwesenheit desselben, und schrieb ihm von Weimar aus nach Frankfurt den folgenden Brief, der wohl als ein Muster edlen Freimuths und psychologischer Feinheit in Behandlung eines jungen Herrschers gelten darf. Nach einem kurzen Eingange heißt es in demselben: „Auch die Jagdlust gönne ich Ihnen von Herzen, und nähre die Hoffnung, daß Sie dagegen die Ihrigen von der Sorge eines drohenden Uebels befreien werden. Ich meine die wühlenden Bewohner des Ettersbergs. Ungern erwähne ich dieser Thiere, weil ich gleich anfangs gegen deren Einquartirung protestirt, und es einer Rechthaberei ähnlich sehen könnte, daß ich nun wieder gegen sie zu Felde ziehe. Nur die allgemeine Aufforderung kann mich bewegen, ein fest gelobtes Stillschweigen zu brechen; und ich schreibe lieber, denn es wird eine der ersten Sachen sein, die Ihnen bei Ihrer Rückkunft vorgebracht werden. Von dem Schaden selbst und dem Verhältniß einer solchen Heerde zu unserer Gegend sag ich nichts; ich rede nur von dem Eindruck den es auf die Menschen macht. Noch

habe ich Nichts so allgemein mißbilligen sehen; es ist darüber nur Eine Stimme. Gutsbesitzer, Pächter, Unterthanen, Dienerschaft, die Jägerei selbst, Alles vereinigt sich in dem Wunsche, diese Gäste vertilgt zu sehen. Von der Regierung zu Erfurt ist ein Kommunikat darüber an die unsrige ergangen." — Nachdem er so alles Sachliche klar gelegt hat, thut er im Folgenden einen wahren Meisterzug der ihm bei einem Herzen, wie das des edlen jungen Fürsten war, seinen Erfolg in der liebenswürdigsten Weise zu sichern geeignet sein mußte.

„Was mir dabei aufgefallen ist" — so fährt er fort — „und was ich Ihnen gern sage, das sind die Gesinnungen der Menschen gegen Sie, die sich dabei offenbaren. Die Meisten sind nur wie erstaunt, als ob die Thiere wie Hagel vom Himmel fielen. Die Menge schreibt Ihnen nicht das Uebel zu, Andere gleichsam nur ungern, und alle vereinigen sich darinnen, daß die Schuld an denen liege, die, statt Vorstellungen dagegen zu machen, Sie durch gefälliges Vorspiegeln verhinderten, das Unheil, das dadurch angerichtet wird, einzusehen. Niemand kann sich denken, daß Sie durch eine Leidenschaft in einen solchen Irrthum geführt werden könnten, um etwas zu beschließen und vorzunehmen, was Ihrer übrigen Denkens- und Handlungsart, Ihren bekannten Absichten und Wünschen gradezu widerspricht. Der Landkommissair hat mir gradezu ins Gesicht gesagt, daß es unmöglich sei; und ich glaube er hätte mir die Existenz dieser Bestien völlig geleugnet, wenn sie ihm nicht bei Lützendorf" (einem Kammergute bei Weimar) „eine Reihe frisch gesetzter Bäume gleich die Nacht darauf zusammt den Pfählen umgelegt hätten."

„Könnten meine Wünsche erfüllt werden, so würden diese

Erbfeinde der Kultur ohne Jagdgeräusch in der Stille nach und nach der Tafel aufgeopfert, daß mit der zurückkehrenden Frühlingssonne die Umwohner des Ettersbergs wieder mit frohem Gemüth ihre Felder versehen könnten."

„Man beschreibt den Zustand des Landmanns kläglich; und er ist's gewiß. Mit welchen Uebeln hat er zu kämpfen. — Ich mag nichts hinzusetzen, was Sie selbst wissen. Ich habe Sie so Manchem entsagen sehen und hoffe, Sie werden mit dieser Leidenschaft den Ihrigen ein Neujahrsgeschenk*) machen, und bitte mir für die Beunruhigung des Gemüths, die mir die Colonie seit ihrer Entstehung verursacht, nur den Schädel der gemeinsamen Mutter des verhaßten Geschlechtes aus, um ihn in meinem Cabinete mit doppelter Freude aufzustellen. Möge das Blatt das ich eben endige, Ihnen zu guter Stunde in die Hand kommen."

Ich kenne kein Schriftstück, in welchem Goethe's Verhältniß zu seinem Fürsten und Freunde und seine Einsicht und Feinfühligkeit in Behandlung desselben schöner und liebenswürdiger hervorträte. Goethe erscheint hier wirklich als ein Mentor wie er sein soll, und es ist kein Wunder daß er seinen Zweck erreichte. Der junge Fürst hätte nicht Er Selbst sein müssen, wenn er dieser Art und Weise ihm die Wahrheit zu sagen hätte widerstehen mögen. Aber — und dieser Gedanke drängt sich doch dem Leser unmittelbar hinterher auf, welche Zeit war es in unserm Vaterlande vor achtzig bis neunzig Jahren, wo es eines Goethe bedurfte um einen jungen Fürsten nach zehn Jahren endlich dahin zu bringen, daß er seine

*) Der Brief ist am 26. Dezember 1784 geschrieben.

Passion für die Sauhetze nicht über das Wohl und Wehe seiner Unterthanen setzte! Und wenn dergleichen eindringliche Vorstellungen bei einem Karl August nöthig waren, wie wird es erst andrer Orten und an andern Höfen ausgesehen haben, wo es keinen Goethe gab, der gegenüber den fürstlichen Nimroden den Anspruch des armen Mannes auf menschliche Schonung und Erbarmen vertreten hätte!

Weimar, im Juli 1851.

Was uns bei der genaueren Einsicht in das Leben der Jugendperiode Weimars erstaunen macht, das ist die damals herrschende Einfachheit und Mäßigkeit der äußeren Bedürfnisse. Schon bei der Beschreibung des Gartenhäuschens, in dessen engen und geradezu dürftigen Räumen Goethe die sieben ersten Jahre seiner Weimarischen Jugend verlebte, mußte ich diesem Gedanken Raum geben. Die Folge dieser Einfachheit war eine Leichtlebigkeit jenes Menschenkreises, von der wir heute kaum mehr eine Ahnung haben. In jenen engen Räumen sah Goethe oft wöchentlich mehrmals den Herzog und die Herzogin sowie Freunde und Freundinnen jeden Alters, und die Bewirthung war so einfach, daß eine „Bierkaltschale und ein wenig kalte Küche" selbst für die fürstlichen Gäste ausreichte. Dafür aber würzte eine poetische Vorlesung, und wenn es daran gebrach der heiterste Humor diese zwanglose Geselligkeit. Schiller selbst, der in den Jahren seines ersten Weimarischen Aufenthalts (1787 bis 1788) nichts weniger als gut auf Weimar zu sprechen ist, muß gegen seinen Körner eingestehen, daß wenigstens „Hypokrisie" nicht am dortigen Hofe herrsche.

Es liegt ein eigner Reiz darin, sich aus den in Briefwechseln und Tagebüchern zerstreuten Andeutungen und aus den Mitthei-

lungen der wenigen Bewohner Weimars, deren Jugenderinnerungen noch an den Ausgang jener Jugendperiode, von Goethe's Ankunft bis auf Schiller's Tod, zurückgehen, ein Bild zusammenzusetzen von der äußerlichen Physiognomie, welche das Ilmathen zu jener Zeit aufzeigte.

Das heutige Weimar ist himmelweit verschieden von dem Weimar der letzten fünfundzwanzig Jahre des vorigen Jahrhunderts. Statt der jetzigen tausend Häuser und zwölftausend Einwohner zählte es damals wenig mehr als die Hälfte von beiden in seinen Mauern, und diese Mauern, von denen jetzt keine Spur mehr zu sehen, waren damals noch theilweise eine Wahrheit. An der Stelle des jetzigen stattlichen Residenzschlosses lagen, von Wällen, Außenmauern und Wassergräben umschlossen, die Ruinen der alten stattlichen Herzogsburg, welche ein Jahr vor Goethe's Ankunft in Weimar ein Raub der Flammen geworden war. Ueber fünfzehn Jahr lang gewährten diese Trümmer einen unheimlichen Anblick. Neun und zwanzig Jahre hindurch wohnte der Hof in den beschränkten Räumen des sogenannten „Fürstenhauses," das, von der Landschaft erbaut, selbst kaum vollendet war, als die fürstliche Familie sich aus den Flammen ihres Schlosses dahin flüchtete. „In Sälen und Gemächern an welchen der ursprünglichen Uebereilung wegen noch lange nachzubessern war, unter Decken die gelegentlich den Einsturz drohten, fand die lustige Unruhe der ersten Regierungsperiode Karl Augusts ihren Spielraum. Hierher kam der Liebling Goethe zu Tafel und Konzert, Ball oder Komödie, übernachtete beim Herzog vor und nach der Jagd, und ging des Morgens eine Treppe höher in's Conseil*)." Aber gerade diese

*) C. A. Schöll, Weimars Merkwürdigkeiten S. 290.

Enge und Beschränktheit der äußeren Umgebung begünstigte die menschlich freie Ungebundenheit und die einfache Schlichtheit des Lebens jener Zeit; und fast möchte man sagen, daß jener Brand des Schlosses nöthig war, um für die Weimarische Genieperiode Goethe's mit allem was daran sich knüpft, die rechte Stätte zu bereiten. Erst im Jahre 1803 bezog Karl August mit den Seinen das neu wiedererbaute Schloß. Ein Brief von Schiller's Frau an ihren Schwager Wolzogen schildert sehr heiter und ausführlich diesen Einzug*). „Als den ersten Tag im Schloß gegessen wurde, wobei die Herzogin sehr munter war, führte der Herzog sie nach dem Essen im ganzen Schloß herum und so auch in die Küche; da kam eine alte garstige Scheuerfrau heraus, und war so entzückt daß sie den Herzog küßte. Kurz es war ein ordentliches Fest an diesem Tage. Der alte Schmidt ergoß seine Entzückungen in einem Gedichte in das Wochenblatt, die Bürger brachten Ständchen, in allen Gassen wurde getanzt, die Arbeiter bekamen jede Klasse einen Ball." Daß Schiller oder Goethe sich als Hof- und Gelegenheitspoeten hierbei bewiesen hätten verlautet nicht.

Während gar manche Straßen des heutigen Weimar ein modern großstädtisches Ansehen haben, war von einem solchen, wie es jetzt die Marien- und Friedhofsstraße, die Esplanade, der Karlsplatz und andere meist neuere Stadttheile zeigen, in dem alten Weimar nichts zu spüren. „Das Dorf Weimar," schreibt Schiller an Körner. „Das wüste Weimar, dieses Mittelding zwischen Dorf und Hofstadt," schreibt etwa um dieselbe Zeit (1786) Herder an Knebel. Eine alte Dame, die ehrwürdige Präsidentin von Schwend-

*) Lit. Nachlaß der Frau von Wolzogen II, S. 205 bis 207.



ler, zum Theil noch Zeitgenossin jener Glanzperiode, erzählte mir, daß sie bei ihrer Ankunft in Weimar den Postillon ihrer Extrapost gefragt: wann kommen wir denn nach Weimar? als sie, wie sie aus seiner Antwort ersah, sich schon in der Stadt befand. Das wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß damals Wall- und Mauerreste die Stadt halb einschlossen halb offen ließen, daß die strohgedeckten Scheunen der Ackerbürger da standen, wo sich jetzt die stattliche Häuserreihe des Karlsplatzes erhebt, und daß dieser letztere, jetzt zu einem freien Spaziergange umgestaltete, mit Anpflanzungen heiter geschmückte Platz selbst sich damals als ein sumpfiger Teich am Fuße des Stadtwalls hinzog. Aehnliche Teiche gingen terrassenförmig hinab bis zum Jakobsthor. Die Esplanade, jetzt mit drei- und vierstöckigen Häusern besetzt, jetzt der glänzendste Stadttheil Weimars, war noch im Jahre 1803 ein Spaziergang, der zu dem gleichfalls außerhalb der Stadtmauern gelegenen Schauspielhause führte. Schiller und die Seinen, welche damals schon das einzelnstehende ländliche Haus an der Esplanade bewohnten, waren untröstlich darüber, als sie vernahmen, daß an ihrer Esplanade ein neues Haus in der Nähe des kleinen Palais, das der Herzogin Amalie als Wittwensitz diente, gebaut werden sollte. Schiller hatte die ersten drei Jahre in Weimar in einer sehr geräuschvollen Straße verlebt, so daß er sich zuweilen, um ungehindert zu arbeiten, auf Wochen nach Jena und Ettersburg flüchten mußte. Um so mehr bekümmerte es ihn, daß die Ruhe seiner neuen Wohnung gestört werden möchte. „Ich fürchte sehr, es geht weiter," schreibt Lottchen Schiller an ihren Schwager, „und es ist schändlich, die Anlage, die doch so erfreulich für die Einwohner ist, zu zerstören, da es noch so viel unbebaute Plätze giebt." Gegenüber von Schiller's

Hause war damals alles voll schöner grüner Bäume, und die ganze Umgebung völlig ländlich. Der Stadtgraben, der unweit davon sich längs der Esplanade hinzog, war ein Trost für die gute Schiller, weil seine Nähe, wie sie meinte, das Anbauen verhindern werde*). Und jetzt steht das kleine einstöckige Giebelhäuschen, zu dem die Inschrift: Hier wohnte Schiller, den Schritt von tausend und abertausend Pilgern lenkt, wie ein Zwerg unter den stattlichen Häusern, deren Reihen jetzt die breiteste und glänzendste der Straßen Weimars schmücken.

Aber auch die andern Theile der damaligen Stadt verdienten jene Dorfbezeichnung, welche Herder und Schiller dem aufstrebenden Ilmathen beilegten, gegen das gehalten selbst das kleine Jena Schillern größer und doch wenigstens den Eindruck einer Stadt zu machen schien**). Enge winklige Gassen, schmutzig und unsauber in jedem Betracht, die Häuser unabgeputzt, das Pflaster — noch jetzt ein Stein des Anstoßes für jeden an kultivirte Straßenbekleidung gewöhnten Fuß, — damals selbst nach dem Urtheil Gleichzeitiger, von „schrecklicher Beschaffenheit"***), die Straßen ohne alle Beleuchtung, nicht selten von brüllenden Haufen Jenaischer Studenten mit ihren Löwenmähnen auf elenden Kleppern durchtobt, verfallende Thore, wo jeder Aus- und Einpassirende examinirt und angehalten wurde, — das ungefähr sind die Züge der äußern Physiognomie, welche „die berühmte Residenzstadt" Weimar damals aufzeigte. Ein Beschreiber derselben ums Jahr 1800 führt es als

*) Lit. Nachlaß der Fr. Car. v. Wolzogen II, S. 211. 221.

**) Schillers Briefw. mit Körner, I., S. 161.

***) Vergl. Historische und statistische Merkwürdigkeiten der berühmten Residenzstadt Weimar. 1800.

eine besondere Verschönerung an, daß „in den letzten Jahren die Häuser zumeist neu verputzt worden seien!“ Von der Bauart der Mehrzahl dieser Häuser kann sich selbst eine lebhafte Phantasie kaum eine Vorstellung machen. Ich fand neulich in ein Paar Straßen, wo alte Häuser niedergerissen waren, die Brandmauern derselben bloßgelegt. Sie sahen aus, als hätten Biber sie gebaut. Steine, Holzlatten, gurtenartiges Flechtwerk mit Lehm bekleidet, bildeten abwechselnd, in verschiedenen Fächern, ein wüstes Gemenge. Es soll vorgekommen sein, daß noch neuerdings aus dem Lehm solcher Mauern die Körner der Strohspreu, mit welcher die Lehmmasse gemischt wird, als Getreidehalme lustig durch die Tapeten der Zimmer gewachsen sind.

Und welch ein Zopf herrschte in jener alten Zeit noch in den residenzstädtischen Anordnungen! Nicht nur die Fremden, auch die Einheimischen, wenn sie zu Wagen ein- und auspassirten, wurden an allen Thoren des Städtchens von dem Thorschreiber angehalten, und Name, Stand und Rang pünktlich Serenissimo gemeldet. Goethe selbst, der Günstling und Minister, hatte von diesem letzteren Residenzzopfe mitunter Unbequemlichkeit. Er will mit Frau von Stein eine Morgenspazierfahrt machen, und schreibt der Freundinn: „wenn du im Thore nicht gemeldet sein willst, ist das Sicherste, du steigst an der Sternbrücke aus und ein. Bestell den Wagen dorthin, ich hole dich ab. Sonst gehts nicht, man müßte es dem Thorschreiber verbieten, und das sieht kurios aus“ *). — Sogar romantisch unsicher war es in den laternenlosen Gassen Weimar's, und Goethe berichtet einmal, daß er Nachts, beim

*) Briefe an die Fr. v. Stein II., S. 267.

Nachhausegehen von der Freundinn durch ein Paar Strolche angefallen worden sei. Wenn Herder Sonntags predigte, wurden die vier Straßen, welche auf den Platz der Hauptkirche münden, durch vorgezogene Ketten gesperrt.

Mit diesem Aeußern stand das Innere der Stadt, wenn man die Stadt vom Hofe sondert, im vollkommensten Einklang.

Frau von Stael hat den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn sie von dem damaligen Weimar sagt: Weimar n'est pas une petite ville, mais un grand chateau.

Das ist es. Das Schloß war Alles, die Stadt nichts. Noch ein Vierteljahrhundert später mußte der alte Goethe lachen, als ihm sein Zelter von dem Bau eines Theaters für das Volk von Weimar sprach „Hier in Weimar, sagte er lachend zu Eckermann, in dieser kleinen Residenz, die, wie man scherzhafter Weise sagt, zehntausend Poeten und einige Einwohner hat, wie kann da viel von Volk die Rede sein! — und nun gar von einem Volkstheater? Weimar wird ohne Zweifel einmal eine recht große Stadt werden, allein wir können immer noch einige Jahrhunderte warten, bis das Weimarische Volk eine hinlängliche Masse bildet, um ein Theater bauen und erhalten zu können."

Wie gesagt, man kann sich das Weimar, das die Wieland und Goethe, Herder und Schiller in seinen Mauern sah, nicht klein genug denken. Das eigentliche poetische Weimar dieser Jugendperiode war nicht einmal der ganze Hof, sondern nur ein Theil desselben. Die übrige Bewohnerschaft der Stadt kam über das philisterhafte Stutzen und Staunen nicht hinaus. Wie sollten sie auch! Die Stadt Weimar kam zu ihrer Stellung als Deutschlands Musensitz wie der Bettler zu dem Goldstück, das ihm die

Laune eines vorüberfahrenden Reichen statt der erbetenen Kupfermünze hinwirft. Nur daß die Weimaraner von damals weit davon entfernt waren, des Bettlers Freude zu theilen. In der Stadt waren vielmehr die „schönen Geister allzumal" ein Aergerniß. Als Herzogin Amalie im Jahre 1778 eine Reise mit Goethe's Freunde Merk von Darmstadt machte, hieß es in Weimar sehr verdrießlich: „sie werde nun wieder einen schönen Geist, den sie unterwegs aufgegabelt, nach Weimar bringen," und dabei kamen die wunderlichsten Aeußerungen an den Tag. „Du kannst dir nicht vorstellen," schreibt Wieland an Merk, „wie verhaßt hier in Weimar der Name eines schönen Geistes ist, und was für einen verdammten Gallimathias von konfusen Begriffen die Leute mit diesem Namen verbinden." Mußte doch Karl August selbst die murrende Unzufriedenheit der ganzen Weimarischen Beamtenwelt, die in offene Meuterei über Goethe's Anstellung als Conseilsmitglied auszubrechen drohte, durch den Keulenschlag jener berühmten Kabinetsordre niederschlagen, der edelsten und menschlichsten, die je ein unumschränkter Fürst erlassen hat. Und alsdann der halb zu Tode gehetzte Dichter, schon damals Weimar's durch die Welt strahlender Stern, nach zehnjähriger schweren Arbeit im Dienste des Fürsten und seines Landes nach Italien ging, um Leib und Seele wieder zu erfrischen und zu neuen unsterblichen Schöpfungen zu beleben, da — ach! es ist traurig, daß es Schiller sein muß, dessen Worte uns schließen lassen, wie man in Weimar damals in manchen Kreisen über diese Abwesenheit urtheilte. „Goethe's Zurückkunft ist ungewiß," schreibt Schiller 1787 an seinen Körner, „seine ewige Trennung von Statsgeschäften bei Vielen schon wie entschieden. Während er in Italien malt, müssen die Voigt's und

Schmidt's für ihn wie die Lastthiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Besoldung von achtzehnhundert Thalern und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Last tragen." Wie tief mußte der Krebs des Neides und der Kleinlichkeit sich eingefressen haben in das innerste Mark eines Volkes, das so stolz auf seinen Idealismus zu pochen gewohnt ist, wenn sein Gift zeitweilig selbst den Edelsten der Edeln anstecken konnte. Auf jenes Wort Schiller's komme ich ein andermal zurück. Hier soll es nur als Echo dessen gelten, was damals in Weimar dem fremden Gaste gewiß von vielen Seiten entgegenscholl.

Weimar n'est pas une petite ville, mais un grand chateau! Ach freilich! und wir sehen denn auch, daß es den beiden Genien, Schiller und Goethe, zuweilen „recht eng im Schlosse" wurde. Noch zwei Jahre vor seinem Tode schrieb Schiller im engsten Vertrauen an seinen Freund und Schwager Wolzogen: „Auch ich verliere hier zuweilen die Geduld. Es gefällt mir hier mit jedem Tage schlechter und ich bin nicht Willens in Weimar zu sterben. Es sind mir Aussichten nach dem südlichen Deutschland geöffnet. An meiner hiesigen Pension von 400 Thalern verliere ich nichts, weil es hier so theuer zu leben ist, und mit den 1500 Thalern die ich jährlich hier zusetze, kann ich in Schwaben und am Rhein ganz gut leben. Es ist überall besser als hier, und wenn es meine Gesundheit erlaubte, so würde ich mit Freuden nach dem Norden ziehen." *) Die kleinen engen Verhältnisse der kleinen Stadt drückten ihn. Sie raubten ihm den Schwung für seine

*) Lit. Nachlaß der Frau von Wolzogen, I., S. 419.

dramatischen Arbeiten, weil sie ihm die Aussicht auf ein großes Publikum, die Wirkung auf die Masse des Volks entzogen. Im Jahre 1804, wo er auf einige Tage in Berlin gewesen war, empfand er dies besonders lebhaft. „Ich habe ein Bedürfniß gefühlt, schrieb er an seinen Schwager Wolzogen, mich in einer fremden und großen Stadt zu bewegen. Einmal ist es meine Bestimmung, für eine größere Welt zu schreiben; meine dramatischen Arbeiten sollen auf sie wirken, und ich sehe mich hier in so engen kleinen Verhältnissen, daß es ein Wunder ist, wie ich nur einigermaßen etwas leisten kann, das für die größere Welt ist." Ihm, dem selbst der Standpunkt der Nationalität „ein enger und armseliger" für einen Schriftsteller und Dichter erschien, ihm mußte wohl zuweilen enge werden in diesem kleinen Weimar.

Wir sahen, wie er die Sehnsucht nach größerer Lebensumgebung in den letzten Lebensjahren empfand. Noch viel lebhafter fühlte er sie in seiner ersten Weimarischen Periode. Sein nachheriger Schwager Wilhelm v. Wolzogen, hatte den ersten Eindruck von Paris in kleinlicher Weise empfunden. Schiller begreift das aber nur, weil „das Object dem Beobachter noch zu groß sei und sein innerer Sinn erst dazu hinaufgestimmt werden müsse. Er hat eine Elle mitgebracht um einen Koloß zu messen," schreibt Schiller 1788 an Wolzogen's spätere Frau. „Wer Sinn und Lust für die große Menschenwelt hat, muß sich in diesem weiten großen Elemente gefallen; wie klein und armselig sind unsre bürgerlichen und politischen Verhältnisse dagegen. Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln die unvermeidlich einfließen, nicht geärgert werden." Ihm schien „der

Mensch, wenn er vereinigt wirke, immer ein großes Wesen, so klein auch die Individuen und Details ins Auge fallen. Aber darauf eben komme es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit diesem Rückblicke auf das große Ganze, dessen Theil es ist zu denken, d. h. mit philosophischem Geiste zu sehen, wenn man nicht sich an kleine Gebrechen stoßen und dadurch den Blick für das schöne große Ganze verlieren wolle. „Paris dürfte auch dem philosophischen Betrachter vielleicht einen widrigen Eindruck geben, aber einen kleinen gewiß nie; denn auch die Verirrungen eines so fein gebilden Staats sind groß. Mir für meine kleine stille Person erscheint die große politische Gesellschaft aus der Haselnußschale, woraus ich sie beobachtete, ohngefähr so, wie einer Raupe der Mensch vorkommen mag, an dem sie hinaufkriecht.“ Aber es war ihm „bei allem Respekt vor diesem großen drängenden Menschenozean doch wieder auch wohl in seiner Haselnußschale, denn: „mein Sinn, wenn ich einen dafür habe, — schreibt er — ist nicht geübt, nicht entwickelt.“ Und so tröstet er sich über diesen Mangel und über die Kleinheit und Armseligkeit der deutschen bürgerlichen und politischen Verhältnisse schließlich damit, daß er aus der Noth eine Tugend macht. Am Ende sei ja doch „jede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr als das Ganze der größten Menschengesellschaft. Der größte Staat sei ja doch nur Menschenwerk, ein Geschöpf des Zufalls; der Mensch das Werk der unerreichbar großen Natur, ein nothwendiges Wesen!“ *) Welche wunderbare Sophistik der Noth, dieser großen Erfinderin, liegt in dieser Anschauungsweise!

*) Lit. Nachlaß der Frau C. v. Wolzogen, I., S. 215 bis 217.

Und wie klaffend ist der Widerspruch, in welchen Schiller hier mit der eignen Einsicht tritt, wenn er bei Gelegenheit von Montesquieu's Esprit des lois ausruft: Was ist für den Menschen wichtiger als die beste Verfassung der Gesellschaft, in der alle unsere Kräfte zum Treiben gebracht werden sollen!" — Schiller war nicht ohne Empfindung für öffentliche Huldigungen. Noch in seinen letzten Lebensjahren folgte er gern einer Einladung nach Erfurt, wohin ihn gegen hundert Preußische Offiziere einluden, deren kriegerischen Sinn er durch seinen Wallenstein gewonnen hatte. Und selbst ein Aufenthalt in Lauchstedt war ihm lieb, weil derselbe durch ein neues Publikum und lebhaftes Menschengewühl seinen Geist neu anregte.*)

Auch Goethe empfand zuweilen inmitten der Zusammenhangslosigkeit mit der ihn umgebenden Welt einer kleinen deutschen Residenz diese Sehnsucht nach der Existenz in einer großen Stadt, wo das Leben des Volkes höhere Wellen schlagend, leichter einen kühnen Schwimmer trägt. Noch im späten Alter äußerte er gegen seinen Eckermann, wie schwer er und seine Genossen in Deutschland „ihr Bischen Weisheit hätten erkaufen müssen," und wie „wir Alle doch im Grunde in unserm Deutschland ein isolirtes armseliges Leben führen." Er beneidete die Franzosen um ihr Paris, „wo die besten Köpfe eines großen Reiches auf einem einzigen Flecken beisammen seien, und im täglichen Verkehr Kampf und Wetteifer sich gegenseitig steigerten; wo das Beste aus allen Reichen der Natur und Kunst des ganzen Erdbodens der täglichen Anschauung offen stehe, diese Weltstadt, wo jeder Gang über eine Brücke oder einen

*) Briefw. mit Körner Bd. IV., S. 323 bis 326.

Platz an eine große Vergangenheit, jede Straßenecke an ein Stück Geschichte erinnere; dies Paris, in welchem seit drei Menschenaltern durch Männern wie Molière, Diderot, Voltaire und ihres Gleichen eine solche Fülle von Geist in Cours gesetzt sei, wie sie sich auf der ganzen Erde nicht wieder auf einem Flecke vereinigt finde. Er war geneigt, die Rohheiten in Schillers Erstlingswerken der deutschen Vereinsamung zuzuschreiben, während eine Erscheinung wie Béranger nur in Paris möglich sei. „In Paris konnte Béranger, der arme Schneidersohn, der unstudierte Schreiber die Bewunderung Frankreichs und des gebildeten Europa's werden; in dem Boden von Jena oder Weimar aufgewachsen, hätte dieser selbe Baum verkrüppeln müssen." Bei solcher Betrachtung erschien ihm gegen Engländer und Franzosen, und gar gegen die alten Griechen gehalten, die eigne Nation wohl zuweilen barbarisch. Der Zwiespalt zwischen Volk und exklusiver Bildung stand erschreckend vor seinem Auge. „Was ist denn von unsern Sachen lebendig geworden, so daß es uns aus dem Volke wieder entgegenklänge?" ruft er aus, wenn er die Dichtungen von Bürger, Voß und Schiller mit denen eines Béranger und Robert Burns vergleicht. „Von meinen eignen Liedern was lebt denn? Es wird wohl eins und das andere einmal von einem hübschem Mädchen am Klaviere gesungen, allein im eigentlichen Volke ist alles stille! Mit welchen Empfindungen muß ich der Zeit gedenken, wo Italienische Fischer mir Stellen des Tasso sangen! Wir Deutschen sind von gestern und es können noch ein Paar Jahrhunderte vergehen, ehe bei unsern Landsleuten so viel Kultur eindringt und allgemein wird, daß sie gleich den Griechen der Schönheit huldigen,

daß sie sich für ein Lied begeistern, und daß man von ihnen wird sagen können: es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen." *)

„Im eigentlichen Volke ist alles stille!" Das war der Fluch, der sich der Periode der Weimarischen Klassiker an die Fersen hing. Es war ein Unglück, keine Verschuldung, daß ihnen „aus dem eigentlichen Volke so wenig Kultur entgegenkam," und wiederum war es ein Unglück, in denselben Ursachen begründet, daß sie selber „dem eigentlichen Volke" so wenig Kultur bringen konnten, weil diesem Volke eben die Organe der Auffassung fehlten, weil keine poetische Kultur in ihm lebendig war, keine Spur der Poesie seiner Vorfahren mehr im Munde und Herzen des Volkes lebte. Der Unterschied ist schneidend. Jene durch ihr Beisammensein begünstigten Nationen bildeten und erzeugten aus sich ihre Dichter, die Zeugen ihrer eignen Größe; Deutschlands Dichtergenien waren Autodidakten und mühten sich lange vergebens ab, durch ihre Kunst ihr Volk zur Schönheit zu bilden. Eine Nation erzeugt sich ihre Genien als ihre Blüthen und Früchte. Unsre Klassiker sind so zu sagen ihre eignen Erzeugnisse und die der antiken Bildung, während sie Fremdlinge waren in ihrer Zeit und in ihrem Volke — „man wußte nicht woher sie kamen." Sie aber wußten es. Schiller und Goethe sprachen es aus in der Xenie:

---

*) Eckermann III., S. 160 – 166.

Deutsche Kunst.

Gabe von obenher ist, was wir Schönes in Künsten besitzen,
Wahrlich von untenherauf bringt es der Grund nicht hervor.
Muß der Künstler nicht selbst den Schößling von Außen sich holen?
Nicht aus Rom und Athen borgen die Sonne, die Luft?

Diese Verse sind das Motto, das man dem ganzen Xenienkampfe vorsetzen könnte. Und dieser Kampf selbst war ein Kampf gegen die ganze damalige Durchschnittsbildung, gegen die bourgeoise Bildung, um modern zu reden. „Im eigentlichen Volke" war ohnehin „alles stille," aus ihm, aus seinem Leben ward jenen Heroen „nichts von Kultur entgegengebracht," und aus der Mittelbildung das Gegentheil dessen, was sie bedurften.

Gutes in Künsten verlangt Ihr? Seid Ihr denn würdig des Guten,
Das nur der ewige Krieg gegen Euch selber erzeugt?

Wie furchtbar ist das Geständniß, welches Schiller auf der Höhe seines Lebens, am Wallenstein arbeitend, abzulegen sich gedrungen fühlte, wenn er seinem Körner schrieb: „daß außer diesem Freunde Goethe und Humboldt doch die einzigen Menschen seien, an die er sich gern erinnere wenn er dichte, und die ihn auch dafür belohnen könnten; denn das Publikum, so wie es ist, nimmt einem alle Freude." Der zweite Theil von Boas Xenienkampfe hat uns in diesen Tagen wieder daran erinnert, wie sehr Schiller zu dieser bittern Klage über den fehlenden Zusammenhang mit einer großen Nation berechtigt war.

Goethe hat zu anderer Zeit auch die Vortheile unserer nationalen Zersplitterung hervorgehoben. Aber er hat damit eben nur den alten Satz bewiesen, daß jedes Ding zwei Seiten hat.

Er fragt sich nur, welches die rechte oder doch die Hauptseite ist. Denn freilich ist kein Ding so schlimm, daß es nicht auch ein Gutes in seinem Gefolge hätte.

Seine Klage über die Vereinzelung und Zerstreutheit der guten Köpfe in Deutschland scheint ungerecht zu sein, wenn man erwägt, welche Fülle von Talent und Geist lange Zeit in dem kleinen Weimar zusammengedrängt war. Aber dies Zusammengedrängtsein auf kleinem Raume war eben das Verderbliche, weil Unnatürliche. Sie hatten nicht Luft und Licht genug. Ein Wieland und Herder, Schiller und Goethe umgeben von einem ganzen Walde von Talenten dritten und vierten Ranges, von denen jedes Einzelne schon genügt hätte, einer Stadt von sieben bis achttausend Einwohnern Leben und Bewegung zu geben, in ein und demselben engen Raume zusammengeschaart — mußten sich gegenseitig vielfach hemmen und hindern. Die Großen mußten auf die Kleinern drücken, selbst ohne es zu wollen. Herder's sich immer steigernde krankhafte Verbitterung ist ein Beweis dafür. Schon Merk's scharfes Auge sah die schlimmen Folgen dieser Ueberfülle. In einer großen Stadt, in dem Mittelpunkte eines großen Reichs, unter großen, bedeutenden und reichgegliederten Verhältnissen wäre das anders gewesen. In der kleinen Residenz eines Landes, dessen gesammte Einwohnerzahl kaum dem vierten oder fünften Theil einer großen Europäischen Hauptstadt gleich kam, mußten die kleinen Verhältnisse auch auf die großen Menschen zurückwirken, die unter denselben lebten. Eine direkte Einwirkung auf das „eigentliche Volk," war dadurch schon von vornherein unmöglich. Aber ebenso auch jeder Versuch, Weimar zu einem wirklichen Mittelpunkte der Kunst selbst nur für das gebildete Deutschland zu machen. Was hat sich in

dieser Hinsicht Goethe nicht für Mühe gegeben und was hat er erreicht? Der Versuch Weimar zum Hauptplatze deutscher Kunstausstellungen zu machen mißlang, und Goethe sah sich nach wenigen Jahren gezwungen die Preisaufgaben für bildende Kunst einzustellen. Wenn hier auch andere Ursachen mitwirkten, so war doch die Kleinheit des Orts und der Mangel bedeutender Mittel nicht das geringste der Hindernisse. Auch die Preisaufgaben für das Drama welche er versuchte, förderten nichts. Und das Theater selbst? Ein Menschenalter lang hat er sich, der größte Dramaturg Deutschlands, mit der Weimarischen Bühne abgemüht; und jetzt findet man auf derselben Stätte kaum noch eine Spur dessen was das Theater war, als Goethe ihm vorstand; es ist, — was das redende Schauspiel betrifft, zu dem Range der gewöhnlichen deutschen Bühnen herabgesunken. Aber auch in anderen Dingen hatte Goethe diese Enge der kleinen Stadt zu empfinden. Er schreibt einmal an seinen Zelter, wie er, während der Freund in einer großen Stadt wie Berlin durch Geschick und Ausdauer sich und andern die großartigsten Kunstgenüsse zu verschaffen im Stande sei, dagegen seinerseits in dem kleinen Weimar „leider auf die wunderlichste Weise betteln und negoziiren müsse, um dasjenige nur unvollkommen zu genießen, was ihm jener gönnen möchte." „In solchem Fall empfindet man den engen und hülflosen Zustand einer kleinen Stadt nur allzusehr; nicht als wenn die Elemente gänzlich mangelten, aus welchen sich eine genußreiche Welt im Kleinen schaffen ließe, sondern weil eben diese Elemente sich gerade wegen dieser Enge und Nähe eher abstoßen als anziehen, und dem Schöpfer kein Spielraum gegeben ist, sie dergestalt zu handhaben, daß sich ihre freundlichen Pole verbinden müßten. Die

lächerlichsten Scenen in Wilhelm Meister sind ernsthaft gegen die Späße zu denen ich meine Zuflucht nehmen muß, um zu bewirken, daß Deine Sendungen sich vom Auge losreißen und zum Ohr gelangen." —

Alles dies ist weder Vorwurf noch Anklage, es ist eben was es ist, ein Unglück, das Unglück von Deutschlands politischen und nationalen Zuständen und Verhältnissen.

Die einzige Spur von einem Bestreben sich mit dem „eigentlichen Volke," soweit davon in Weimar die Rede sein konnte, in Zusammenhang zu setzen, findet sich in dem Versuche, den Eintritt des neunzehnten Jahrhunderts volksfestlich zu begehen. Schiller und Goethe in Verbindung mit ihrem nächsten Kreise hatten, wie es scheint, diesen Plan gefaßt. „Wir haben hier (schreibt Schiller an Körner im November 1800) allerhand Pläne, um den Jahrhundertwechsel lustig zu feiern; und wenn uns die Anstalten gelingen, so wird wahrscheinlich eine ungeheure Affluenz von Menschen nach Weimar erfolgen. Die Festlichkeiten würden etwa den 8. und 10. Tag nach Neujahr anfangen." Aber aus dem Plane zu diesem Feste, auf welches Schiller seinen Dresdner Freund einlud, wurde nichts. Zwei Monate später schreibt er: „Wir haben unsere säkularischen Festlichkeiten nicht ausführen können, weil sich Parteien in der Stadt erhoben, und auch der Herzog den Eclat vermeiden wollte. Es ist auch nichts Erfreuliches produzirt worden. Etwas Poetisches zu machen war überhaupt mein Wille nicht. Es sollte blos Leben und Bewegung in der Stadt entstehen." Aber gerade dies war es, was andere nicht wollten, wie ja auch jetzt noch „das Leben und die Bewegung," welche in Folge des Zustandekommens der Goethestiftung in Weimar durch

das Zusammenströmen von Menschen entstehen könnte, für manche Leute Gründe zur Bekämpfung jener großen und würdigen Idee sind. Schiller aber dichtete an diesem Jahrhundertwechsel jene Zeilen, in welchen er das Schöne aus dem Leben in die abstrakte vom Leben isolirte Kunst, und die Freiheit in das Reich der Träume verwies! Mehr und mehr sonderte derselbe Dichter, der in dem Aufschwunge seiner freiheitdürstenden Jugend sich ganz dem Volke, seiner Nation, in die Arme geworfen hatte, sich jetzt ab von demselben Volke; so sehr, daß der alte Goethe ihn später als den eigentlichen „Aristokraten“ von ihnen beiden bezeichnen mochte.

Und wie sollte er auch anders? Diese Nation, dies Volk, wo trat es ihm sichtbar und greifbar entgegen in der kleinen Hofstadt? Als nach der Aufführung der Braut von Messina am 20. März 1803 ein Theil der Zuschauer den aus dem Schauspielhause tretenden Dichter mit einem lauten Lebehochrufe begrüßten, erstaunte er selbst über dies erste Zeichen volksthümlicher öffentlicher Huldigung. „Der Eindruck des Stücks (schreibt er an Körner) war bedeutend und ungewöhnlich stark; auch imponirte es dem jüngern Theile des Publikums so sehr, daß man mir nach dem Stücke am Schauspielhause ein Vivat brachte, welches man sich sonst hier noch niemals herausnahm.“ Es liegt eine ganze Welt von traurigen Gedanken in diesen letzten Worten! die aber, welche „es sich herausnahmen“ ihrer Begeisterung für den vaterländischen Dichter Ausdruck zu geben, waren nicht Bewohner der zahmen Residenzstadt, es waren Studenten, „die einzige Menschenklasse des deutschen Publikums“ jener Zeit, die, wie Körner in seiner Antwort bemerkt, durch die Verhältnisse der wirklichen (deutschen) Welt noch nicht abgestumpft und deren festliche Stimmung noch einer regen Em-

pfänglichkeit für das Poetische fähig sei, während bei dem übrigen Publikum die Kunst erst Alles zu überwinden habe, was dieser Stimmung entgegenstehe. Und um das Siegel zu drücken auf diese traurige Vereinsamung der hochgesteigerten Kultur inmitten des sie zunächst umgebenden Volks, was braucht es weiter, als daß wir uns erinnern an die Nacht des 12. Mai des Jahres 1805, wo der „Herzoglich Sachsen-Meiningensche Hofrath Herr Friedrich von Schiller“ nur durch einen Zufall nicht von bezahlten Trägern hinausgetragen wurde in das Todtengewölbe des Jakobikirchhofs, und wo außer einem Unbekannten, Verhüllten, kein einziger Mensch dem Leichenzuge von „Deutschlands nationalstem Dichter“ folgte.

In Koburg hat das dankbare Volk seinem durch die schlechten Koburger Sechser bekannten Fürsten ein ehernes Standbild aufgerichtet. Wo sind in Weimar die Standbilder Friedrich Schiller's und Wolfgang Goethe's?*)

*) Geschrieben 1851. Jetzt giebt Rietschel's Dioskurenstandbild die erfreuliche Antwort. Gut Ding will eben „Weile haben.“

Weimar, im Juli 1851.

Die Frage: adlig oder nichtadlig? spielte eine große Rolle in der Zeit des klassischen Weimar. Adlig zu sein war fast eine Art Nothwendigkeit für die Genossen des eigentlichen Weimarischen Lebens. Es genügte selbst nicht Goethe und Schiller zu sein, um an allen Seiten desselben Theil nehmen zu können. Ein Wort Schiller's an Körner über seine „Standeserhöhung" giebt in dieser Beziehung bedeutsamen Aufschluß. So lästig ihm in gewissem Betracht diese „kahle Ehre", wie er sie nennt, wurde, weil sie ihm „einen Aufwand verursachte, auf den nicht gerechnet war," und so wenig er selbst sich jemals dazu erniedrigen mochte, sie für sich zu suchen, so erschien sie ihm doch in anderer Rücksicht als ein nothwendiges Uebel. „In einer kleinen Stadt, wie Weimar," so endet er die ausführliche Erzählung des Hergangs seiner Adelung, „ist es immer ein Vortheil, daß man von nichts ausgeschlossen ist. Denn das fühlt sich hier doch zuweilen unangenehm, während man in einer größern Stadt gar nichts davon gewahr wird." So empfand er, den nichts genirte, und hinter dem

— im wesenlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Wie mußte es erst minder erhabene Naturen drücken. Schiller's Erzählung ist auch dafür bezeichnend. „Was ich davon, wie es mit meinem Adel zugegangen, in Erfahrung brachte, ist dieses. Der Herzog hatte mir schon lange etwas zugedacht gehabt, was mir angenehm sein könnte. Nun traf es sich zufällig, daß Herder, der in Baiern ein Gut gekauft, was er nach Landesgebrauch als Bürgerlicher nicht besitzen konnte, vom Churfürsten von der Pfalz, der sich das Nobilitationsrecht anmaßt, den Adel geschenkt bekam. Herder wollte seinen pfalzgräflichen Adel hier geltend machen, wurde aber damit abgewiesen und obendrein ausgelacht, weil ihm Jedermann diese Kränkung gönnte; denn er hatte sich immer als der gröbste Demokrat herausgelassen*), und wollte sich nun in den Adel eindrängen. Bei dieser Gelegenheit hat der Herzog erklärt, er wolle mir einen Adel verschaffen, der unwidersprechlich sei. Dazu kommt auch, daß Kotzebue, den der Hof auch nicht leiden konnte, zudringlicherweise an den Hof eindrang, welches man ihm, da er und seine Frau Ansprüche hatten, nicht verwehren konnte, obgleich man schwer genug daran ging. Dies mag den Herzog noch mehr bestärkt haben mich adeln zu lassen. Daß mein Schwager (Wolzogen) den ersten Posten am Hof bekleidete, mag auch mitgewirkt haben; denn es hatte was Sonderbares, daß von zwei Schwestern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andere gar keinen Zutritt zu demselben hatte, obgleich meine Frau und ich sonst viele Verhältnisse mit dem Hofe hatten. Dies alles bringt dieser

*) Eine Probe davon giebt Schiller im Briefwechsel mit Körner Bd. II., S. 128. „Bei der Tafel der Herzogin sprach er von Hof und von Hofleuten, und nannte den Hof einen Grindkopf, und die Hofleute die Läuse, die sich darauf herumtummelten."

Adelsbrief nun in's Gleiche, weil meine Frau als eine Adlige von Geburt, dadurch in ihre Rechte, die sie vor unserer Heirath hatte, restituirt wird; denn sonst würde ihr mein Adel nichts geholfen haben." Wenn solche Lebenszustände noch dreizehn Jahre nach der französischen Revolution in Deutschlands freistem Ländchen unter dem menschlich-gesinntesten Fürsten möglich waren, Zustände unter deren Gesetzen die Ehe eines adligen Fräuleins mit dem „gefeierten Lieblingsdichter der Nation," für die Frau eine Art von deminutio capitis, eine Erniedrigung in den Augen der „Gesellschaft" war, — welch ein Aufsehen mußte es erst erregen, als der bürgerliche Günstling Goethe in den Weimarischen Kreis eintrat. Noch lange nachdem er geadelt war, erhielt sich die Meinung, daß dies geschehen sei, um seine Verheirathung mit Frau von Stein möglich zu machen*). Aber die Sache lag ganz anders. Es scheint unzweifelbar, daß sogar die selbstherrliche Genialität eines Fürsten wie Karl August nicht im Stande war, eine Ausnahme, wie er sie in den ersten Jahren der Weimarischen Sturm- und Drangperiode durchgesetzt, für die Dauer gegen die Hartnäckigkeit des Adels aufrecht zu erhalten. Wir wissen es jetzt, daß Goethe sehr gegen seinen Willen geadelt wurde, und daß er die darin liegende Demüthigung für den Genius damals sehr wohl empfand. In einem seiner Billets an die Stein schreibt er den 17. November 1781: „Die Herzogin Mutter hat mir gestern eine weitläuftige Demonstration gehalten, daß mich der Herzog müsse und wolle adeln lassen. Ich habe sehr einfach meine Meinung gesagt, und einiges dabei nicht verhehlt, was ich Dir auch noch erzählen will." Was dieses

*) Schiller an Körner Bd. I., S. 216 (vom J. 1787.)

„nicht verhehlte einige“ gewesen, ist leicht zu ergänzen. Es war das Bedauern darüber, daß sein fürstlicher Freund diesen Schritt seinem Hofadel zu Liebe überhaupt für nöthig hielt. Erst im Juni des folgenden Jahres erfolgte das kaiserliche Adelsdiplom, das er der Freundinn mit den Worten schickt: „Ich bin so wunderlich gebaut, daß ich mir gar nichts dabei denken kann.“ Damit stimmt, was er 1784 an Herders Frau schreibt: Herder sollte doch das Dekret, (das ihn zum Geheimen Kirchenrath ernannte) grade so nehmen, „wie ich meinen Adelsbrief.“*) Aber gerade diese beiden Aeußerungen beweisen, daß er sich nur allzuviel dabei dachte. Der Plebejer Bürger sprach es aus mit seinem:

Geadelt sind der Götter Söhne schon,
Die muß kein Fürst erst adeln wollen.

Und das Volk hat es empfunden, in dessen Sprache Goethe und Schiller Bürgerliche geblieben sind bis auf den heutigen Tag, wenn auch ihre Nachkommen sich Barone nennen lassen. —

In dem idealen Weimar aber war es anders. Da saß bis zum Theaterbrande von 1825 der Adel streng gesondert von den Bürgerlichen auf seinem, für die letzteren unzugänglichen Balkone, und wenn bei gewissen Stücken, wie Goethe erzählt**), das Parterre durch die Studenten eingenommen war, so wußte die große Zahl des wohlhabenden und vornehmen Mittelstandes nicht wohin. Als nach dem Brande des alten Theaters Goethe diesem Uebelstande durch die Anlage von Logen zweiten Ranges und Parterrelogen abhelfen wollte, wußte eine Partei dem Großherzoge, dem von

*) Aus Herder's Nachlaß I., 77.

**) S. Eckermann. Bd. 3, S. 70—71.

Seiten des Vorurtheils nicht beizukommen war, von Seiten des Kostenpunktes beizukommen, und den Goethe'schen Bauplan zu beseitigen. Eine Konzession die später gemacht wurde, war die, daß der Balkon zur Hälfte den Bürgerlichen eingeräumt wurde, und so saßen denn auch noch bis zum Jahre 1848 die Schaafe von den Böcken gesondert, die Bürgerlichen zur linken, der Adel zur rechten Seite der Hofloge. —

Als im Januar des Jahres 1800 die Adeligen und Bürgerlichen zusammen einen Ball gaben, meldete Herder's Frau dies an Knebel als ein Ereigniß. „Wenn das so fortgeht, was denken Sie daß aus dem Kindlein wird? Es sind doch wenigstens Anklänge des neunzehnten Jahrhunderts!" Aber noch zwei Jahre später fand es Knebel bezeichnend, „daß man in Weimar die deutschen Kleinstädter nicht wollte spielen lassen*)." Freilich wurden sie später aufgeführt, aber erst nachdem man sie von allen Anspielungen auf Weimarische Verhältnisse und Personen gesäubert hatte. Dabei ist indessen nicht unbeachtet zu lassen, daß nach Goethe's ausdrücklichem Zeugnisse „eine bedeutende höhere Gesellschaft" auf Seiten Kotzebue's gegen Goethe stand. Ja, so mächtig war in dem goldenen Zeitalter Weimars die Opposition der Gemeinheit, welche einen Kotzebue an der Spitze, sich gegen einen Goethe erheben durfte, daß dieser zuletzt in Folge jener Opposition seinen allernächsten und intimsten geselligen Kreis, die sogenannte Mittwochsgesellschaft zersprengt und für immer vernichtet sehen mußte, und daß es der ganzen Größe eines Charakters wie Schiller bedurfte, um zu verhindern, daß nicht auch das Band welches Goethe mit

---

*) Literarischer Nachlaß von Knebel II., S. 361.

diesem einzigen ebenbürtigen Geiste verband, durch jene Machinationen Kotzebue's und der vornehmen Gesellschaft zerrissen wurde. Goethe selbst muß in seinen Tages- und Jahresheften eingestehen, daß damals seine Stellung in Weimar ohne den Schutz seines Fürsten unhaltbar gewesen wäre. Nicht der gefeierte Dichter, „der Stolz Deutschlands," sondern der Minister, der Günstling des Herzogs, war es, der in letzter Instanz aus jenen gesellschaftlichen Conflikten wenn nicht als Sieger, doch unbesiegt hervorging.

Und hier war es ein Goethe um den es sich handelte, und dem gegenüber allerdings der eben so arme als armselige Hofadel der kleinen Musterresidenz den Kürzern zog. Anderen dagegen ging es anders. Als im Anfange des Jahres 1807 Karl August einem bürgerlichen Manne, dem späteren Kanzler Friedrich von Müller, dessen Hingebung, Geschicklichkeit und Energie dem Fürsten nach der Jenaer Unglücksschlacht Land und Thron gerettet hatten, zur Belohnung solchen Verdienstes den Adel verlieh, da hatte der Neugeadelte fünf volle Jahre und darüber um den Besitz der Vorrechte des neuen Standes am herzoglichen Hofe zu kämpfen, aus dessen engeren Kreisen ihn bis 1812 der Hofadel auszuschließen wußte, „obwohl Karl August selbst die Billigkeit des Verlangens nach Vorstellung am Hofe völlig anerkannt hatte.*)" Jetzt versteht man vielleicht besser die Goethe'schen Verse in seinem herrlichen Gedichte „auf Mieding's Tod:"

---

*) S. Burkhardt: Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller. Einleitung S. V.

„O Weimar! Dir fiel ein besondres Loos!
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß.
Bald wegen Geist und Witz beruft Dich weit
Europa's Mund, bald wegen Albernheit!"

Was aber den Adelsgeist jener Weimarischen Glanzperiode betrifft, so ist keine Frage, daß derselbe vor allem daran Schuld war, daß sich aus so vielen günstigen Elementen und Verhältnissen nicht ein größeres Resultat für die Humanisirung der geselligen deutschen Verhältnisse entwickelte. Der aristokratische Geist erkannte frühzeitig seinen Feind und war schlau genug, ihn zu sich in das eigne Lager herüber zu ziehen. „Die Genies" heißt es in der Vorrede zu Knebels Nachlasse, „die Genies, welche die demokratische Natur ihres Ursprungs hinaus erhoben hatte bis zum genauen Freundesumgang mit Fürst und Fürstin wurden vielmehr selber Aristokraten. Sie ließen sich adeln, wurden geadelt, oder mußten geadelt werden. Es war die geadelte deutsche Literaturperiode; und die berühmt gewordenen Männer derselben, die beinahe alle bürgerlicher Geburt waren, hielten es dann fast für eine Sache des bürgerlichen Anstandes, nicht länger Bürgerliche zu bleiben, und es wurde ihnen zur Belohnung ihrer Verdienste bereitwillig entgegengekommen."

Schiller allein machte, wie wir sehen, hier eine Ausnahme. Daß er aber die Zurücksetzung des Ausgeschlossenseins als Bürgerlicher sehr wohl empfand, bezeugt ein Brief, den er an die Frau von Stein schrieb. Schon zwei Jahre lang hatte er in Weimar gelebt, und noch immer hatte man in der Hofwelt nicht darüber in's Reine kommen können: ob es möglich sei, den Dichter des Wallenstein offiziell bei Hofe zu sehen. Endlich erfolgte eine solche

Einladung, und Schiller — lehnte sie jetzt ein für allemal ab. „Da ich nun zwei Jahre hier wohne," schrieb er den 2. Januar 1802 an Frau von Stein, „ohne nach Hofe eingeladen zu sein — so wünschte ich auch für's Künftige, wegen meiner Kränklichkeit, davon ausgeschlossen zu bleiben. Für mich selbst bin ich, wie Sie mich kennen, nach keiner Auszeichnung begierig, die nicht persönlich ist, und das Wohlwollen meines gnädigsten Herrn und meiner gnädigsten Herzogin zu verdienen und zu erhalten ist alles, wonach ich strebe. Von ihrer Güte, beste Frau von Stein, hoffe ich, daß sie dieser meiner Bitte bei der Frau Herzogin Durchlaucht die gehörige Auslegung geben werden."

Einige Monate darauf ward Schiller's Adlung eingeleitet. „Aus dem Diplom kann Jeder sehen, daß Schiller ganz unschuldig daran ist, und dies ist es was mich beruhigt," mit diesen Worten meldete Schiller's Gattin dem jungen Stein das Ereigniß, und diese Worte allein könnten bezeugen, das Charlotte von Lengefeld es werth war, Schiller's Weib zu sein. „Sie werden wohl gelacht haben," schrieb Schiller an Humboldt, da Sie von unserer Standeserhebung hörten. Es war ein Einfall von unserem Herzog, und da es geschehen ist, kann ich es mir um der Lolo und der Kinder willen gefallen lassen." An den Weimarischen Staatsminister Geheimerath von Voigt, der auf Befehl des Herzogs bei dem Wiener Hofe um die Adlung Schiller's eingekommen war, und in seinem Gesuche besonders „die Verdienste des Dichters um die deutsche Sprache" hervorgehoben hatte, schrieb er mit jener Ironie die ihm so gut steht: „Es sei freilich nichts Kleines gewesen aus seinem Lebenslaufe etwas herauszubringen, was sich zu einem Verdienste um Kaiser und Reich qualifizirte, und Voigt habe es

daher vortrefflich gemacht, sich zuletzt an dem Aste der deutschen Sprache festzuhalten!" Man sieht, er hätte sicher die Verse im Stillen unterschrieben, die der Freiherr von Maltitz im Schilleralbum dieser Adelserhebung widmete:

Deutscher Dichter frei und groß!
Seltsam fiel dein Lebensloos:
Wardst verketzert und verwiesen,
Wardst gefeiert und gepriesen,
Angestaunt in deinem Streben
Und der Armuth Preis gegeben;
Dumm gelobt und dumm getadelt,
Und zuletzt auch noch geadelt!
Ach vergieb dem Vaterland
Meister, seinen Unverstand!

Schiller ist der letzte große deutsche Dichter gewesen, den ein Fürst zu adeln wagte. Und der Dichter der Freiheit hat dafür gesorgt, daß er auch wohl der letzte bleiben wird.

Weimar, im Juli 1851.

Wenn man die Briefe aus Schiller's erstem Aufenthalte in Weimar in den Jahren 1787 und 1788 durchlies't, so erstaunt man zuweilen über die Abgeschlossenheit, in welcher die damals in dem deutschen Athen anwesenden Heroen von den bedeutendsten Erscheinungen der Außenwelt lebten. Schiller hatte bereits die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe und Don Carlos gedichtet, und dennoch wußte ein Herder von ihm nichts weiter, als daß er ein Mensch sei, aus dem von anderen etwas gemacht werde. „Ich muß ihm erstaunlich fremd sein," schrieb Schiller nach dem ersten Besuche an Körner, „denn er fragte mich, ob ich verheirathet wäre. Ueberhaupt ging er mit mir um, wie mit einem Menschen, von dem er nichts weiß, als daß er für etwas gehalten wird. Ich glaube er hat selbst nichts von mir gelesen." Später gestand ihm das Herder ausdrücklich, und „daß er ehemals gegen ihn gesprochen, ihn aber nur aus dem Hörensagen beurtheilt habe" *). „Herder," schreibt Schiller ein andermal, „macht aus schriftstellerischen Menschen nichts, aus Dichtern und dramatischen vollends am aller-

*) Schiller's Briefwechsel mit Körner I., S. 126. 138.



wenigsten, aus Fremdheit, wie er selbst gesteht, in diesem Fache des Geistes. Er hat von mir nichts gelesen." Etwas besser traf Schiller es mit Wieland. Im Ganzen aber gestand er doch, „daß die nähere Bekanntschaft mit diesen weimarischen Riesen seine Meinung von sich selbst sehr — verbessert habe." Goethe freilich war damals in Italien, der Herzog abwesend, und „wie wenig" ruft Schiller einmal aus, „ist doch dies Weimar, da Goethe und der Herzog ihm fehlen!"

Man hat bei den ersten Eindrücken, welche Schiller von Weimar empfing, bei seinen ersten und zum Theil herben Urtheilen über die dortige Gesellschaft und ihre hervorragendsten Mitglieder, nie genug in Betracht gezogen, in welcher Lage und Stimmung er sich dort befand. Er kam ein Werdender, der Anerkennung noch zu seiner eigenen Befestigung und Vollendung bedürftiger, unter lauter fertige Menschen und „gemachte Leute", denen seine Werthschätzung ihrer Verdienste lange das nicht aufwog, was er von ihnen zu empfangen hoffte. Er kam, neugierig aufgenommen, ein Fremder, ein junger Mann, ein Einzelner, in eine altgeschlossene Gesellschaft, die, wo er auch erschien, in Masse über ihm zu Gerichte saß. Und wenn das schon an und für sich eine unbehagliche Lage ist, so wurde sie für Schiller dadurch noch verschlimmert, daß er aus Leipzig, aus einem kleinen Kreise eng befreundeter, ihn schwärmerisch liebender, ja fast vergötternder Menschen, sich in eine Umgebung versetzt fand, in welcher er hier Zweifeln und Vorurtheilen zu begegnen hatte, die man gegen ihn hegte, dort in jedem Augenblicke der Theilnahme entsprechen, die Werthschätzung rechtfertigen mußte, welche man ihm zu beweisen sich herbeiließ.

Es ist mir ein eignes Gefühl, zu denken, daß ich hier unter

demselben Dache wohne, das Schiller'n bei seiner ersten Ankunft in Weimar den 21. Juli 1787 aufnahm. Leider hat sich keine Tradition darüber erhalten, in welchem Zimmer des vielwinkligen „Erbprinzen" Schiller damals die ersten vierzehn Tage in Weimar zugebracht hat, ehe er im Hause der Frau von Imhof an der Esplanade eine eigne Wohnung bezog. Aus seinen damaligen Briefen sieht man indessen, daß es ihm jener Zeit in Weimar nichts weniger als wohl geworden ist. Bei Hofe war die Herzogin Amalie seinen Schriften nicht hold, und er selbst hinwieder fühlte sich gleichfalls zu ihr nicht eben hingezogen*). Die junge Herzogin Louise dagegen, welche ihm als Freundinn seiner Schriften gerühmt wurde, blieb ihm selber fern, da sie im Gegensatze zu der Herzogin Mutter, an deren Hofe aller Zwang der Etiquette abgestreift war, das Ceremoniell um so strenger aufrecht erhielt. Schiller'n aber war es widerstrebend, die Huldigung, welche er ihr hätte darbringen mögen, mit dem Aushalten der „erstaunlichen Ceremonien" zu erkaufen, mit welchen eine solche Vorstellung verbunden sei. „Ich hatte mich," schreibt er „anfangs darauf gefreut, aber nun erfahre ich genauer, daß ich sie gar nicht allein, sondern nur in einem dieser großen Cirkel sprechen dürfe, wohin ich schlechterdings nicht tauge." Zu allem Unglück war Karl August, bei dem er sich durch Knebel melden ließ, verhindert ihn zu empfangen, und da der Herzog gleich kurz darauf zur Campagne nach Holland abging, sah ihn Schiller diesmal gar nicht. Auch der Zusammenhang mit dem Kreise der Herzogin Amalie ward ihm bald durch allerlei kleinliche Intriguen verleidet die man anspann, um den

*) Schiller's Briefwechsel mit Körner Bd. I, S. 109. 135. 155.

bürgerlichen Literaten zu sehen, ohne sich doch durch bestimmte Einladungen zu sehr zu kompromittiren*).

Das Schlimmste aber war, daß ihn sein damaliges Verhältniß zur Frau von Kalb in die adligen Cirkel verwickelte, aus denen er sich indessen bald herauszog. „Dieser Tage," schreibt er, „habe ich einen höchst langweiligen Spaziergang in großer adliger Gesellschaft machen müssen. Das ist ein nothwendiges Uebel in welches mich mein Verhältniß mit Charlotte gestürzt hat, — und wie viele flache Creaturen kommen einem da vor. Die beste unter allen war Frau von Stein, eine wahrhaft eigne und interessante Person, von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachirt hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigne Offenheit. Ein gesunder Verstand, Wahrheit und Gefühl liegt in ihrem ganzen Wesen**)." Dies Urtheil des strengen und gerade in dieser Periode oft sehr herben Schiller ist ein schönes Ehrenzeugniß für die Freundinn Goethe's. Desto schlimmer ist er dagegen auf die vielen „seichten Kavaliere" zu sprechen. Der Gemahl der Frau von S. heißt es einmal, ist ein leeres Geschöpf, ein Kopfhänger dabei, und sein Verstand ist in täglicher Gefahr." Der einzige Knebel, welcher ihm als eine bedeutende Persönlichkeit erschien, hatte für ihn doch „in seiner Vernünftigkeit allzuviel Verlebtes, Sattes, grämlich Hypochondrisches, so daß es ihn fast reizte nach der entgegengesetzten Seite ein Thor zu sein***)." Es charakterisirt übrigens die damaligen

*) Schiller's Briefw. mit Körner Bd. I, S. 103. 135.

**) Briefwechsel zwischen Schiller und Körner Bd. I, S. 160. Literarischer Nachlaß der Frau von Wolzogen I, 244—245.

***) Briefwechsel zwischen Schiller und Körner I, S. 133.

Zustände, daß sich um jene Zeit in Weimar eine Gesellschaft bildete, welche grundsätzlich jeden Adligen ausschloß. „Es ist hier seit dem ersten Oktober (1787) eine Mittwochsgesellschaft von Damen und Herren, die recht artig ist, aber kein Adel wird zugelassen. Bei dieser bin ich auch. Es wird gespielt, diskurirt, zuweilen auch getanzt, und dann in Gesellschaft soupirt.“ Wieland, Bode, Bertuch u. a. gehörten zu dieser Gesellschaft.

Für die Männer bürgerlichen Standes war indessen in den damaligen Verhältnissen noch ungleich besser gesorgt als für die Frauen. Schiller selbst muß gestehen, daß er gegen zwanzig Menschen zusammenzählen könne — er meint Herder's, Wieland's Bertuch's, Bode, Voigt, Hufeland, Riedel, Knebel, die Frau von Stein und ihre Schwester Imhof u. a. m., die man in einem Orte Deutschlands sonst nie zusammenfinde. Für die bürgerlichen Frauen aber sei es um so schlimmer. Körner strebte damals in Weimar angestellt zu werden, und Schiller theilte lebhaft diesen Wunsch des Freundes, aber er verhehlt ihm nicht, daß es für dessen Frau und Schwester „schwer sein werde einen Cirkel zu finden; denn die bürgerlichen seien gar zu erbärmlich, und mit dem Adel gehe es nicht lange gut.“ „Ich könnte dies letztere,“ fügt er hinzu, „mit triftigen Gründen belegen, aber erlaß mir sie.“ Auf die Frauen ist er damals im Ganzen nicht gut zu sprechen. In Weimar bezüchtigt er sie koketter Galanterie. „Die hiesigen Damen sind ganz erstaunlich empfindsam; da ist beinahe keine die nicht eine Geschichte hätte, oder gehabt hätte, und erobern möchte sie gern alle. Man kann hier sehr leicht zu einer Angelegenheit des Herzens kommen, welche aber freilich bald genug ihren ersten Wohnplatz verändert.“ In Jena dagegen sind ihm die Frauen gar „ein

trauriges Geschlecht*)," und er heißt seine künftige Frau sich darauf gefaßt machen, „daß der weibliche Umgang, den sie hier finden werde, eine traurige Leerheit in ihr zurücklasse." Eine wunderliche Klage in dem Munde eines Mannes, der seinem intimsten Freunde gestand, daß er selber mit einer geistig bedeutenden Frau nicht glücklich sein würde! Aber charakteristisch für die geselligen Zustände bleibt es immer, daß die adlige Geburt von Schiller's Braut es vor allem war, die ihr in ihrem Jenaischen Leben Schwierigkeiten bereitete. „Für's Erste" schreibt Schiller an Körner, „mag und will ich die Lengefeld nicht in die fatalen Jenaischen Verhältnisse hineinziehen, die für sie noch fataler werden, da man hier ihren Adel nicht vergessen kann; ich würde sie und mich den größten Platitüden aussetzen."

In Weimar kam er indessen bald dahin, sich völlig zu isoliren. Etwa zwei Monate nach seiner Ankunft schreibt er: „Ich fange an mich hier ganz leidlich zu befinden, und das Mittel wodurch ich es bewerkstellige — ist: ich frage nach Niemand. Das hätte ich zwar schon in den ersten Wochen wegkriegen sollen, denn wohin ich sehe pflegt hier Jeder ein Gleiches zu thun. So viele Familien, ebenso viele abgesonderte Schneckenhäuser, aus denen der Eigenthümer kaum herausgeht, um sich zu sonnen. In diesem Stücke ist Weimar das Paradies. Jeder kann nach seiner Weise privatisiren, ohne damit aufzufallen. Eine stille, kaum merkbare Regierung läßt einen so friedlich hier leben, und das Bischen Luft und Sonne genießen. Will man sich anhängen, eindrängen, brilliren, so findet man allenfalls seine Menschen auch. Anfangs hab' ich

*) Literarischer Nachlaß der Frau von Wolzogen, I., S. 285. 341.



mir Alles viel zu wichtig, zu schwer vorgestellt. Ich habe mich selbst für zu klein und die Menschen umher für zu groß gehalten." Er stürzte sich jetzt in die Arbeit, und schrieb an seiner Geschichte der Niederländischen Rebellion meist täglich zehn bis zwölf Stunden ohne auszugehen. —

Alle diese Aeußerungen, Urtheile und Beobachtungen des Dichters haben ein gewisses kulturhistorisches Interesse, weil sie Schlaglichter eigner Art auf Verhältnisse und Zustände werfen, die man gewohnt ist nur in einer gewissen idealen Beleuchtung zu sehen, und weil sie zugleich in manchem Betrachte den tröstlichen Fortschritt der Gegenwart aufzeigen. Um sie indessen auf ihren wahren Werth zurückzuführen muß man nicht vergessen, daß Schiller, dessen Sache überhaupt die Toleranz nicht war, um dieselbe Zeit von sich selber das Geständniß ablegt: „es begegnet mir gern, daß ich zu rasch urtheile*)." Aber zugleich muß man festhalten, daß es gerade diese Zeit war, in welcher, wie Wilhelm von Humboldt vierzig Jahre später an Caroline von Wolzogen schrieb, „Schiller offenbar in der schönsten Blüte aller seiner großen Eigenschaften stand, die später alles Herrlichste in ihm entwickelt hat." Ueberhaupt galt schon damals von dieser idealen Natur in ihrem Verhältnisse zu der kleinen Gegenwart was er seinem Posa in den Mund legte:

— — — — — das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
Ein Bürger derer welche kommen werden.

*) Literarischer Nachlaß der Frau von Wolzogen I, S. 228.

Die Bibliothek in Weimar.

Weimar im Juli 1851.

Von allen Denkmälern des Weimarischen Geistes hat mir die Bibliothek den bedeutendsten Eindruck gemacht. Nicht das Aeußere des schmucklosen Gebäudes, das früher ein Gartenlustschloß, dann ein Zeughaus, erst durch Anna Amalia von Weimar seine jetzige Bestimmung erhielt; sondern die innere Einrichtung und Ausstattung, welche diesem Arsenale des Geistes zugleich einen ächt monumentalen Charakter verleiht. Ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß ich irgendwo in Deutschland in dieser Beziehung etwas Aehnliches gesehen hätte. Der Gedanke die Aufbewahrungsstätte literarischer Geistesschätze zugleich durch die portraitirende Kunst des Malers und Bildhauers an die Erinnerungen von Deutschlands glänzendster Literaturperiode zu knüpfen, und mit denselben die großen Namen des Weimarischen Fürstenhauses, und die bedeutungsvoll in den Weimarischen Kreis hineinragenden Zeitgenossen zu verbinden, ist ein so glücklicher, und die Art und Weise der Ausführung, bei geringen Mitteln, durch ein Zusammentreffen

günstiger Umstände, eine so würdige zu nennen, daß man in diesem Betrachte unbedenklich diese Bibliothek von Weimar zu den gelungensten monumentalen Schöpfungen neuerer Zeit zählen kann.

An dem stillen Fürstenplatze, dicht am Hautpeingange des Parks auf einem Hügel, der sich etwa fünfzig Fuß über dem Spiegel der unten vorbei strudelnden Ilm erhebt, liegt mitten in der grünen Umgebung des Parks, der sich hinterwärts, längs des Ilmufers, nach dem Schlosse hinzieht, ein einzeln stehendes zweistöckiges Gebäude. Die nach dem Parke zugekehrte Seite ist durch einen Anbau mit einem mächtigen runden Thurme, einem Ueberreste der alten Befestigungsmauern, verbunden, dessen Steingefüge üppig wuchernder Epheu umgrünt. Wir treten durch den Eingang der dem Fürstenplatze zugekehrten Hauptfront in das Innere, dessen untere Geschoßräume das Archiv enthalten. Die umgebenden Wände der Treppenabsätze des andern Eingangs sind mit Bildnissen des fürstlichen Hauses und mit Antikenabgüssen geschmückt. Unter den erstern zeigt das eine dieser Bilder im Hintergrunde die älteste Gestalt des Gebäudes vor seiner Umgestaltung zur Bibliothek.

Von dem ersten der beiden Geschäftszimmer führt nach Süden hin eine Thür zu dem länglich viereckten Hauptsaale. Er ist zu beiden Seiten mit einem Gange eingefaßt, über welchen sich, von zwölf Pfeilern getragen auf Rundbögen eine größere, und darüber in etwas minderm Abstande eine zweite Gallerie erhebt. Diese Gallerieen, rings um den Saal laufend, bilden einen länglich runden Mittelraum, an dessen oberster Decke Annibale Caraccis Ruhmesgenius, in einer Copie von Heinrich Meyer nach dem Dresdner Original gemalt, sichtbar wird. Gleich beim Eintritt in den Saal fällt der Blick des Besuchers auf das, an der gegenüberstehenden

Wand befindliche lebensgroße Bildniß des Mannes, der hier vor allen den Anspruch hat als Genius des Orts unsere Huldigung zu empfangen. Es ist Karl August, in ganzer Figur von Jagemann gemalt, der wahrhafte Schöpfer und Förderer dieses Denkmals seiner Liebe und Verehrung für Wissenschaft und Erkenntniß. Ihm gegenüber, auf der entgegengesetzten Wand, zur Rechten und Linken des Eingangs, stehen auf etwa acht bis neun Fuß hohen Postamenten die beiden Kolossalbüsten Goethe's und Schiller's, von David und Dannecker, in Marmor die eine, die andere in vortrefflichem Gypsabgusse nach dem Stuttgarter Originale. Der nischenartige Standort sondert dieses Dioskurenpaar nicht minder wie die Kolossalität ihrer künstlerischen Gestaltung von dem Kreise ihrer Geistes- und Lebensgenossen, deren Portraitbilder in Marmor und Gypsbüsten, in Oelgemälden und Kupferstichen die Seiten und Wände der Pfeilerbogen und Fensternischen sowohl im untern Raume wie in der obern Gallerie schmücken, und von denen die bedeutendsten, wie Herder und Wieland, Karl August und Amalie, in doppelten und dreifachen Abbildungen, in Marmor, Gyps und Farbe, von verschiedenen Künstlern in verschiedenen Lebensaltern dargestellt erscheinen. Hier sehen wir außer und neben den bereits genannten, Herder und Wieland, Karl August und Amalie, die Bildnisse von fast allen denjenigen Männern und Frauen, welche als die bedeutendsten in dem Weimarischen Kreise erschienen sind oder mit ihm in vorübergehender Beziehung gestanden haben. Man kann sich von dem Reichthum dieser monumentalen Sammlung eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß dieselbe allein in dem untern Raume und in der ersten Gallerie — ganz abgesehen von zahlreichen Kupferstichen und Bildnißradirungen — gegen siebenunddreißig Portrait-

büsten, von denen fünfzehn in Marmor und Bronze, und an fünfzig Portraitbilder theils in Oel theils in Pastell, zumeist von lebensgroßer Ausführung zählt. Die überwiegende Mehrzahl dieser ikonischen Denkmäler gehören der Literatur- und Kunstperiode jener Weimarischen Glanzzeit an. Aber auch über die engen Grenzen Weimars und Deutschlands hinausreichend, lassen sie uns in Leben, Kunst und Wissenschaft ausgezeichnete und bedeutungsvolle Menschen, einen Kant und Lessing, Oeser und Winckelmann, Ludwig und Friedrich Tieck, einen Graun und Hummel, einen Blumenbach, d'Alton, Villoison, Frau von Staël und viele andere Zeitgenossen erblicken, denen sich der Mann des Jahrhunderts, Napoleon, die unerbittlichen Züge des damals noch stahlscharfen eckigen Angesichts von dem welthistorischen Hütchen düster beschattet, anschließt. Aber auch diesem Kreise fehlen nicht die beiden Heroen von Deutschlands geistiger Hauptstadt. Denn auch hier finden wir Goethe's und Schiller's Marmorbüsten, aber in natürlicher Größe. Goethe's Büste von Trippel zeigt hier des Appollinischen Jünglingsmannes Haupt, wie es sich auf dem Höhenpunkte seines Lebens in Rom emporhob zu der Gestalt des Belvederischen Gottes; Dannecker's Schillerbüste das treueste und edelste Bild des Sängers der Götter Griechenlands.

Was aber das Eigenthümliche ist an dieser Sammlung, das ist der Frieden und die Ruhe, welche selbst bei dem ersten Besuche sich über den Beschauer ergießen, während sonst der erste Eindruck ähnlicher Gallerien immer etwas Betäubendes zu haben pflegt. Hier jedoch vereinigen sich mehrere Umstände, um die wohlthuendste Gesammtwirkung hervorzubringen. Zunächst die gänzliche Abwesenheit aller prunkenden Schaustellung, welche sonst wohl zerstreuend

das Auge blendet. Alles in diesem merkwürdigen Raume trägt das Gepräge edler Einfachheit. Die Wände und Pfeiler, wo dieselben zwischen den büchergefüllten Repositorien dem Auge sichtbar werden, sind in weißer Oelfarbe schlicht getüncht, schmale Goldleisten und vergoldete Stuckverzierungen an den Pfeilern und Pilasterkapitälen bilden den einzigen Schmuck. Die Büchersammlung als solche stört nirgends den Eindruck ihrer monumentalen Ausstattung. Und während sonst nichts Langweiligeres zu denken ist, als das oberflächliche Besehen einer Bibliothek, so tritt hier die letztere gegen jene Ausstattung fast völlig in den Hintergrund, und gewährt dem über diese tausende und abertausende von Bänden hingleitenden Auge eben nur das Gefühl leichter Erreichbarkeit der aufgestellten Werke durch zweckmäßige und handliche Vertheilung und Einrichtung.

Dazu kommt, daß alle diese Gestalten, deren geistdurchleuchtete Züge uns hier vor die Augen treten, uns wohlbekannt, ja geistig befreundet sind; daß wir in ihnen theils unsere Lehrer und Bildner verehren, theils die aus dem Leben der Weimarischen Heroen uns nach ihren geistigen Physiognomien wohlvertrauten Persönlichkeiten hier mit freudigem Interesse in ihrer leiblichen Erscheinung begrüßen. Diese Knebel und Einsiedel, diese Göchhausen und Schopenhauer, diese Musäus, Bertuch, Bode, Fernow, Heinrich Meyer, Hackert, Oeser, diese Zacharias Werner, Villoison und Gore's, und in ihrer Mitte der allbekannte faunischblickende, alte Magister Ubique-Bötticher, — wem riefen ihre Züge nicht zahlreiche Erinnerungen wach aus dem Leben der großen Menschen, an deren Dasein sie das ihre wie Epheu an den Felsen anrankten, und von denen sie zum Theil, mit noch so manchen andern, hinüber genom-

men worden sind in die Unsterblichkeit der Heroen Weimars! Auch die einzelnen Gothaischen oder Meiningenschen Prinzen und Prinzessinnen aus jener Zeit mag man sich hier aus demselben Grunde gefallen lassen, und nur zu billigen ist es, daß auch verdiente und gebildete Staatsdiener, Geistliche und Gelehrte Weimars, ein Voigt und Schweitzer, ein Röhr und Riemer ihren Platz gefunden haben an einem Orte, der wohl mit Recht den Namen einer Weimarischen Ruhmeshalle verdient.

Wenden wir uns jetzt noch einmal zurück zu den beiden Kolossalbüsten Schiller's und Goethe's, die von den übrigen gesondert, gleichsam eine jede für sich ihre Kapelle haben in diesem Heiligthume des Geistes und der menschlichen Bildung. Und — a Jove principium! Denn dem olympischen Jupiter gleicht es in der That, dies riesige Haupt mit der mächtigen Stirn, aus der so eben Pallas Athene in voller Waffenrüstung hervorbrechen zu wollen scheint. Von der rechten Seite betrachtet macht der nach links gewendete Kopf mit dem übermäßig vortretenden Vordertheile einen fast erschreckenden Eindruck, der sich erst verliert, wenn man von der linken, der Fensterseite aus, den Blick zu dem majestätischen Antlitze hinaufwendet. Das gelockte Haar an den Schläfen zurückgestrichen, verstärkt durch die kühne und großartige Behandlungsweise den Eindruck des Gewaltigen, Uebermächtigen, der aus diesen Zügen spricht. Dieser Franzose hat in Goethe den olympischen Donnerer gesehen, der sich in dem kleinen Weimar, wie der sitzende Jupiter des Phidias, nicht zu seiner vollen Höhe aufrichten durfte, ohne das Gehäuse zu zertrümmern, das ihn umschloß. In den meisten deutschen Auffassungen erscheint der greise Goethe weit mehr als der Hausvater und Großpapa, oder als

deutscher Staatsmann und Minister; und wenn es hoch kommt erreichen sie die feierliche Haltung des Geheimeraths mit Excellenz und Stern, in dem Augenblicke wie er eintritt zu den audienzharrenden Verehrern. Eine Reihe von Bildnissen in Stahl und Kupferstich, welche zu den Seiten der Kolossalbüste die Wandstreifen bedecken, lassen in dieser Hinsicht die wunderlichsten Vergleichungen anstellen. Auf einigen ist es wirklich gelungen, diesem herrlichen Antlitze einen bald steifen, bald grämlichen, Philisterausdruck zu verleihen. Von einer andern in der Bibliothek aufbewahrten Sammlung vielleicht dreißig Goetheportraits und unter denselben wahre Karrikaturen enthaltend, will ich gar nicht reden. Aber selbst Rauchs mit Recht belobte Büste muß zurückstehen hinter Davids genialer Schöpfung. Nur daß dieser begegnete, was dem Urbilde selbst in gewisser Beziehung wiederfuhr — daß man der Kolossalbüste das Postament eines gewöhnlichen Menschen gab. Als man David bei seinem Besuche in Weimar auf das hier angedeutete zu starke Hervortreten der obern Kopftheile aufmerksam machte, erwiederte er: „wer hieß Euch eine Kolossalbüste, die für ein Postament von fünfundzwanzig Fuß berechnet ist, auf eins von sieben bis acht Fuß setzen!“ Und noch jetzt schien mir der Ausdruck des seinem Werke gegenüber aufgehängten Portraits von David die Mißbilligung auszusprechen über die Entstellung seiner groß gedachten Schöpfung. À Goethe David d'Angers 1831, lautet die einfache Widmung. Die einzige großartige Huldigung, welche dem deutschen Genius von der bildenden Kunst dargebracht worden ist, wurde ihr durch einen Franzosen! während die Dannecker'sche Kolossalbüste Schillers Jahre lang vergebens einen Käufer suchte!

Diese Kolossalbüste Schillers, die würdigste Auffassung des

unsterblichen Geistes, trägt am Postamente in goldener Schrift die prachtvoll daherfluthenden Verse aus Goethe's Epilog zu Schiller's Todtenfeier:

Denn Er war unser; Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen.
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen;
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Zu Goethe's Bildniß dagegen sind als Inschrift die herrlichen vier Anfangsverse des Schillerschen Gedichts an das Glück gewählt:

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, bei der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!

Voilà un homme! sprach Napoleon bedeutsam zu dem Marschall Bessières, während er mit seinen Blicken den von ihm scheidenden Goethe verfolgte. Diese Worte würden nicht minder das Werk des französischen Meisters zieren, während die Schiller'schen aussprechen, was dem Allgewaltigen jenen Ausruf abzwang.

Es ist ergreifend die Geschichte dieser Kolossalbüste Schillers in den Briefen Danneckers an Schillers Schwägerin nachzulesen. Der Meister hatte bereits die Büste des Dichters in natürlicher Größe, zu welcher ihm dieser auf seiner letzten Heimathreise im Herbste des Jahres 1793 gesessen hatte, in Marmor ihrer Vollendung nahe gebracht; als ihn die jähe Todesnachricht traf: „Ich glaubte die Brust müßte mir zerspringen,“ schreibt er an Frau

von Wolzogen, „und so plagte mich's den ganzen Tag. Den andern Morgen beim Erwachen stand der göttliche Mann vor meinen Augen, da kam's mir in den Sinn: ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig sein, als kolossal. Schiller muß kolossal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheose." Er entwirft Plane über Plane. Er will die Kosten (kaum 1200 Thaler!) durch Subscription auftreiben, jeder Subscribent von den 220, die er fordert, soll für seinen Louisd'or einen Gypsabguß der kleinern Büste erhalten, die große soll verloost werden. Er ebauchirt das Werk schon in den nächsten Wochen im Maaß gegen drei Fuß hoch, 1′ 7″ breit, 1′ 2″ tief. Bald aber verwirft er den Gedanken der Ausloosung als des großen Todten unwürdig. Er hofft sein Werk, an dem er mit begeisterter Hingebung arbeitet, bei einem Monument anzubringen, und entwirft selbst den Plan zu einem solchen. „Auf hohem Postamente soll das Kolossalbild stehen, ein Tempelhaus es umschließen, das Licht von oben hineinfallen. Vor dem Piedestal steht ein Adler im Begriff eines hohen Fluges, er sieht gegen ihn hinauf und hält in einer Klaue eine Fackel als Zeichen des großen Geistes und hohen Schwunges. Hinten zu an beiden Ecken des Saales zwei tragische Masken. Auf beiden Nebenseiten, oder vielmehr in einem Halbzirkel, wird der Katalog von allen seinen Werken eingehauen; so ruht Er nun in der Höhe, seine Werke unter sich, und man kann sagen; Auf sich selber steht Er da, ganz allein! So wie man in den Tempel tritt ist vor der Thüre ein Basrelief von drei Musen in Lebensgröße, rechts und links kommt man erst ins Allerheiligste, damit von der Straße aus kein Licht hineinfallen kann, und das Licht von oben herab allein Wirkung thut." Auf diese Art wollte

er sein Werk anbringen, dessen „unbegreiflicher Eindruck" ihn selber entzückte. Er macht einen Versuch bei seinem Könige, als dieser einmal sein Atelier besucht. Aber der einzige Eindruck, welchen der Anblick des Kolossalmodells auf die Majestät von Schwaben macht, ist der verwunderte Ausruf: „Potz tausend, wie groß! — Aber warum so groß?" — Da wirds dem wackern Schwaben heiß ums Herz, und er antwortet, — ich muß ihn das selbst erzählen lassen: „Ihr Durchlaucht! Schiller muß so groß sein! (in einem fermen Ton gesprochen, die beiden Arme gestreckt, so daß das Innere der Hände en face kam.)" „„Aber was wollen Sie damit machen?"" — Ich: Ihr Durchlaucht, der Schwab muß dem Schwaben ein Monument machen, und sollte ich ein Terrain kaufen, das nur so groß wäre (dabei machte ich mit beiden Armen die Bewegung, welche das Maß von vier bis fünf Fuß einnahm), um Schillers Büste aufzustellen. Er lächelte und sagte: „„Sie müssen ja ein guter Freund von ihm gewesen sein?"" Ja, Ihr Durchlaucht, von Jugend auf, war meine Antwort mit Nachdruck. Auch habe ich gleich einen ganz runden Ton angenommen, ich glaube den Grund wohl angeben zu können, warum ich so gestimmt war!"

Ehrlicher Schwabe, wir andern glauben es dir auch: Aber dein Schwabenkönig hatte damals zu viel Sorgen und Ausgaben „für die sogenannten Triumphbögen für Napoleon, der morgen kommen soll," um für deinen Schiller etwas anders übrig zu haben, als ein Lächeln über deine Begeisterung für Deutschlands edelsten Dichter.*)

*) Die große Danneckersche Kolossalbüste Schillers kaufte später König Wilhelm von Württemberg und stiftete sie in das Museum zu Stuttgart, wo ich sie 1858 sah. Sie ist etwas verhauen.



Die Schränke der Holzpiedestale, auf welchen in der Pfeilerrunde der ersten Gallerie die naturgroßen Marmorbüsten von Schiller und Goethe, Wieland und Herder stehen, dienen zur Aufbewahrung von allerhand Reliquien, Briefen, Handschriften, Denkmünzen u. s. f. Hier sahen wir unter andern das Bürgerdiplom, welches die französische Republik à Monsieur Gille, publiciste allemand, verlieh. Die Verstümmelung des Namens erinnerte mich an Mirabeau, der in irgend einem Briefe aus der ersten Zeit der französischen Revolution von einem jungen Mitgliede der Nationalversammlung Namens „Robert Pierre" spricht. Es war kein anderer als Robespierre! Das Schillersche Aktenstück ist interessant durch die Unterschriften von Roland und Danton, sowie durch die verschiedenen Datumangaben, welche es trägt. Das Dekret mit Rolands Unterschrift ist datirt vom 6. September des vierten Jahres der Freiheit (1792); die Ausfertigung, von Danton unterzeichnet, ist vom 10. Oktober, l'an premier de la république, welche zwischen beiden Daten am 21. September proklamirt wurde. Das Diplom ward an General Cüstine zur Uebermachung gesendet, der damals gegen Deutschland im Felde stand. Schiller erhielt es erst im Frühlinge 1798 als Cüstine selbst und alle, die das Aktenstück unterzeichnet hatten, längst der Revolution zum Opfer gefallen waren. Es ist übrigens eine wunderbar gemischte Gesellschaft, in welcher sich Schiller in diesem französischen Bürgerkreise befindet. Denn aus dem Dekret ersehen wir, daß an demselben Tage noch Washington, Franklin, Thomas Payne, Anacharsis Cloots und

der Robinson-Campe nebst einem halben Dutzend anderer derselben Ehre theilhaftig wurden.*)

Es gewährt mir ein eigenthümliches Interesse, stundenlang in dieser Weimarischen Gallerie umherzuwandern und mich durch diese Büsten und Bilder an Leben, Schriften und Schicksale so vieler bedeutenden Menschen erinnern zu lassen. Der Reiz, welcher darin liegt, erhält etwas Schwermüthiges durch den Gegensatz, welchen jene uns so lebhaft vor die Augen gerückte idyllische Zeit zu der vulkanisch unruhigen Gegenwart bildet. Auch die als Reliquien bewahrten Briefe und andere bedeutende schriftliche Dokumente, obschon sie meistens längst gedruckt sind, lese ich gern wieder in der eignen Handschrift, in welcher sie die Begeisterung des Augenblicks auf das jetzt vergilbte Papier warf. Wie prophetisch schaut das Wort Wielands am Schlusse seines Briefs an Jacobi über Goethe's erste Tage in Weimar: „Wenn noch aus Weimar etwas Gescheidtes wird, so ist es allein durch Goethe möglich" über die Kluft von sechsundsiebzig Jahren zu uns herüber! Ueber Wielands Marmorbüste hängt sein Portrait in Oel, das Einzige, auf dem das berühmte Käppchen fehlt. Herder ist drei- bis viermal da. Einmal in Marmor von demselben Künstler (Trippel in Rom), der Goethe's Apollohaupt schuf, dann in Gyps von Klauer, noch jugendlicher gefaßt. Eine dritte Büste zeigt ihn im geistlichen Gewande, wie ihn auch ein Oelportrait der Sammlung darstellt. Auf der ersten Gallerie gelangen wir, vorüber an den Büsten und Oelbildnissen von Blumenbach und d'Alton, Kant, Winckel-

*) Man findet das Dekret und Rolands Brief jetzt abgedruckt in dem Prachtwerke: Schiller und seine Zeit von Joh. Scherr (1859) S. 663—664.



mann und Oeser, zu den Portraits zweier Männer, die uns in Goethe's Leben oft und bedeutend begegnen. Es sind Friedrich Hildebrand von Einsiedel und Karl Ludwig von Knebel, die beiden einzigen Hofleute, welchen Goethe in seinem berühmten Gedichte „Ilmenau" ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Beide sind als alternde Männer gemalt. Aber noch sehen wir in Knebels Potrait die Züge „der markigen Gestalt aus altem Heldenstamme" und in Einsiedels feiner Physiognomie die träumerisch poetische Versunkenheit des liebenswürdigsten der Menschen, den schon sein Beinamen L'Ami vollkommen charakterisirt. In derselben Morgenstunde, als man unter seinem Fenster vorbei die entseelte Hülle eines Karl August zu ihrer letzten Ruhestätte führte, brach des treuen Freundes und Dieners Herz. Im Weimarischen Album zur Feier des Gutenbergfestes hat eines Freundes Hand Einsiedels Charakterbild entworfen. Aber schöner ist der kurze Nachruf, welchen die edle Caroline von Wolzogen *) ihm bei der Nachricht von seinem Tode in ihrem Tagebuche widmete: „Du bist auch hinüber, liebenswürdiger Mensch! Da es Hofleute geben muß, möchte sich deine Form immerdar erhalten. Aber sie war einzig und ist zerbrochen mit dir. Du fühltest, dachtest, liebtest und dichtetest in der für Andere so schwülen Hofatmosphäre wie in frischer freier Waldeseinsamkeit. Dein menschliches Gefühl war wie ein klarer Quell; keinem Schlechten botest du die Hand." Unter Einsiedel hängt das Bildniß Knebels, des Nestors der Weimarischen Glanztage, der zuerst den Jüngling Goethe in Frankfurt dem jungen Fürsten von Weimar zugeführt hatte, und der ein

*) Literarischer Nachlaß I. S. 98.

neunzigjähriger, zwei Jahre nach Goethe's Tode, am 23. Februar 1834, zu Jena aus dem Leben schied. Unter dem Oelbilde steht seine Jugendbüste von Klauer gegenüber seinem liebsten Freunde Herder, dem er verwandt in Lebensanschauung und Gesinnung treu blieb, als sich mehr und mehr die andern von der trüben Bitterkeit des melancholischen „Bischofs von Weimar" abwendeten. Ein kleineres Marmorportrait Knebels von Friedrich Tiek steht in dem an die Bibliothek anstoßenden Kunstkabinette.

Unter den übrigen Bildnissen interessirte mich neben einer Bronzebüste Glucks von Houdon, die den Ausdruck der lebendigsten Naturwahrheit in einem für die Plastik seltenen Grade an sich trägt, die Büste der Frau von Staël, welche Goethe'n und Schiller bei ihrem Aufenthalte in Weimar durch ihre Lebendigkeit so viel zu schaffen machte. Der Kopf erinnert ebensowohl an das Gerardsche Bild der Corinna als auch an eine Mulattin. Nase und Lippen sind aufgeworfen, das Gesicht, rund und voll, wird noch verkürzt durch die tief in die Stirne hinabgehende Locken einer Titusfrisur. Der Kopf sitzt kräftig auf dem vollen, etwas kurzen Nacken, der eben so bestimmt an der stark ausgebildeten Büste ansetzt. Es ist viel Geist und Leben in der Physiognomie. Ein wunderlicher Zufall hat ihr gegenüber die Büste Zacharias Werners aufgestellt, dessen lüsterner Blick sehr begehrlich auf den üppigen stark entblößten Formen seines vis à vis zu haften scheint. Es ist ein schönes längliches Profil, die Nase fein geschnitten, ebenso die Lippen des breiten aber festgeschlossenen Mundes. Obschon der Kopf starkknochig ist, so erinnert er mich doch an Michel Angelo's bekannten Christuskopf in Sant Agnese fuori le Mura zu Rom. Es ist neben dem etwas sinnlichen Lächeln, das den

Mund umspielt, in dem Gesichte ein Ausdruck begeisterter, in sich versunkener Schwärmerei, der durch einen Zug des Grübelns auf der Stirn und durch die krampfige Geschlossenheit des Mundes noch erhöht wird. Doch liegt über dem Ganzen ein gewisses Etwas, das ich mit Goethe scheinheilig nennen möchte. Werners Schicksal in Weimar, wohin er als Goethe's Gast (1807) kam, und den berüchtigten „Vierundzwanzigsten Februar" dichtete, der auf dem von Goethe geleiteten Theater mit großem Beifall gegeben wurde, sowie den sehr komischen Ausgang, den der „heilige Mann" bald darauf aus der Musenstadt nehmen mußte, hat Stephan Schütze in dem genannten Weimar-Album sehr humoristisch beschrieben. Für Goethe's Universalität und Toleranz bleibt es aber ein charakteristischer Beleg, daß er sich durch das augenscheinliche bedeutende Talent des Mannes selbst mit dessen ihm widerwärtigen Seiten versöhnen, und dem ersteren jede Förderung und Unterstützung angedeihen ließ.

Unter den historischen Portraitbildern befindet sich auch Eins, das seiner Seltenheit wegen wohl verdient hätte in dem Schöll-schen Kataloge aufgeführt zu werden. Es ist das Bildniß Oliver Cromwells, schlecht gemalt, aber den besten Originalportraits des großen Protektors von England durchaus ähnlich. Ohne Namen, hier und da zerrissen, hängt es in einem dunklen Winkel der oberen Gallerie. An dies Bild knüpft sich, wie uns unser freundlicher Führer, Herr Dr. Kräuter, erzählte, die Sage, daß es dasselbe gewesen, welches zur Zeit der Restauration unter Karl II. an den Galgen geheftet worden. Ein begeisterter Anhänger des großen Mannes habe es mit Lebensgefahr von dem Pfahle der Schmach losgerissen, und auf seiner Flucht nach dem Kontinente

in einer Kapsel mit sich geführt, bis er in die Gegend von Weimar gekommen, wo er krank und sterbend in einem Hospital Unterkommen und Pflege gefunden habe. Im Augenblicke des Todes habe er sein Heiligthum dem Hospitale vermacht, aus dem es hierher versetzt worden. Der 3. September, Cromwells Geburts- und Todestag, zugleich der Tag seines blutigen Sieges bei Dunbar, ist auch der Geburtstag Karl Augusts von Weimar, dessen Sammlung jetzt, wenn jene Sage auf Wahrheit beruht, das geschändete Bild des Gründers von Englands Größe bewahrt.

Karl August — welch ein Jammer, daß die körperliche Gestalt dieses „gebornen großen Menschen" nicht von der Hand eines Meisters der Nachwelt aufbewahrt worden ist! Die Büste von Kaufmann ist im letzten Lebensjahre des Fürsten gearbeitet, und in den schlaffen müden Zügen ist nichts, was uns die rastlose, geistdurchleuchtete Lebensfülle auch nur andeutete, welche diesen edelsten Fürsten Deutschlands beseelte. Das lebensgroße Portrait in ganzer Figur, auf welches gleich beim Eintritte in die Bibliothek der Blick des Besuchers fällt, ist von Jagemann gemalt, dem Bruder der Geliebten Karl Augusts. Als Bild von geringem Kunstwerthe ist es doch unschätzbar als einziges lebensgroßes Portrait des Fürsten. Es macht den Eindruck großer auf sich ruhender Behaglichkeit. Der Herzog ist in einer offenen Landschaft seines Parks dargestellt, wie Jemand der im Gehen plötzlich still hält und sich zur Seite wendet. Die linke Hand ruht auf einem Felsen, die rechte steckt in der Bruståffnung des kurzen grünen mit Schnüren besetzten Rocks. Er trägt ein graues Beinkleid, Sporenstiefel mit gelben Stulpen, eine weiße Weste mit gelben Knöpfen

und weißes Halstuch. Man sieht diesem Lieblingsanzuge des alten Fürsten an, daß Engländer das Vorbild dazu geliefert haben. Es ist eine untersetzte Gestalt von jenem embonpoint, dem gesunde Männer gewöhnlich anheimfallen, wenn das Mannesalter zum Greisenalter übergeht. Er mag gegen sechzig Jahre alt sein. Das Gesicht ist breit, die Nase in der Mitte etwas eingefallen und stark nach der Spitze, dabei den Lippen nahe, weil die Oberlippe kurz ist. Die Stirn ist hoch, von blonden bereits ins Graue übergehenden Haaren beschattet. Die blauen Augen sind hell und scharf, wie eines Falken, und sehen fest unter den zusammengezogenen Brauen hervor. Der Gesammtausdruck des Kopfes ist kraftvolle Energie, durchdringendes Forschen und große Güte. Trotz der stumpfen Farben ist der Kopf das Beste an dem Bilde und sehr getroffen. Die übrigen Theile sind offenbar zu starkknochig und die ganze Gestalt zu ramassirt. Der alte Fürst hatte keine Geduld zum Sitzen, und ließ seinen Leibkutscher in seinen Kleidern dem Werke als Modell dienen. Da konnte denn freilich nicht viel Gescheidtes herauskommen.

Aber auch der Wunsch, ihn als Jüngling zu sehen, wie er ausschaute kurz vor der Zeit, wo er mit Goethe die für das ganze Leben beiden so wichtige Schweizerreise machte, sollte mir nun erfüllt werden. Das Portrait welches an einem der dem großen Bilde gegenüberstehenden Pfeiler hängt, ist Karl August's Jugendportrait. Auch ohne die Versicherung des Herrn Dr. Kräuter würde ich es erkannt haben, denn die Aehnlichkeit der Züge des Jünglings mit denen des dem Greisenalter sich nähernden Mannes ist schlagend. Nur ist das Gesicht hier noch weniger rund und

zeigt in der Form mehr den länglichen Typus seines Vaters. Er trägt einen röthlich violetten Rock mit Stahlknöpfen, eine gelbe Weste 'und unter einem schlichten weißen Halstuch ein gefälteltes Jabot. Die Züge sind kräftig ohne Fülle. Das Haar bräunlich blond, in zwei Locken an den Schläfen, von der Stirn frei und fort und zurückgestrichen, hinten in einen Zopf mit kleiner schwarzer Schleife gebunden. Die Stirn ist hoch, die Knochen über den Augen stark hervorspringend, die hellblauen Augen lebhaft forschend, fast bohrend, der Blick wie von einem Gedanken konzentrirt. In den Flügeln der Nase große Festigkeit, in den Zügen des Mundes der entschiedene Trotz, in dem Ausdruck des Ganzen glühende Leidenschaftlichkeit, kaum durch Anspannung aller Willenskraft gebändigt. Diesem Bilde gegenüber versteht man jenes offene Selbstbekenntniß des vierundzwanzigjährigen Fürsten, das er einmal in einem Briefe an Knebel mit den Worten ablegt: „ich muß mich erstaunlich wehren, meinem Herzen und den Leidenschaften nicht den Zügel zu lassen; es ist gar zu schwer, sich wieder in den unnatürlichen Zustand zu fügen, in welchem unser einer leben muß, und an den man nur so langsam sich gewöhnt zu haben glaubt.“ Es ist so ganz ein Angesicht, dem man es ansieht, daß ihm noch, „bei tiefer Neigung für das Wahre, der Irrthum eine Leidenschaft“ ist. Die Goethe'sche Charakteristik des Jünglings, der als Fürst das Genie fürstlichen Wesens war, stand in ihrer ganzen Herrlichkeit wie er sie in dem Gedichte „Ilmenau“ gegeben hat, vor mir. Aber auch der absolutistische Zug des schrankenlosen Gebieters fehlt diesem merkwürdigen Angesicht nicht. So denk ich mir, mag er darein geschaut haben, als er im Vollgefühle dieser

Machtvollkommenheit, Adel, Hof und Büreaukratie mit jener berühmten Erklärung über die Anstellung seines neugewonnenen Freundes Goethe zu Boden schmetterte. Nie, weder vor- noch nachher, hat das Genie auf dem Throne so die Sache des ihm ebenbürtigen Genies im Bürgerkleide plaidirt. „Einsichtsvolle," so schrieb der neunzehnjährige Fürst, „wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an einem andern Orte gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens Niemand in meiner Dienerschaft, der meines Wissens auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennität, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath und Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen. Ich aber sorge und arbeite, wie jeder Andere, nicht um des Ruhmes, um der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können."

Ein anderes Jugendbild, das ihn in preußischer Generalsuniform darstellt, ist jetzt von der Bibliothek entfernt. Dagegen sah ich zwei Bilder aus dem Kindes- und Knabenalter, deren ersteres ihn in der Tracht eines kleinen Kriegsgottes zeigte, eine

geschmacklose Spielerei der französischen Mode. Ganz vortrefflich aber ist das zweite, das ich im Schlosse zu Ettersburg sah. Es stellt ihn dar als etwa zehn- oder zwölfjährigen Knaben in französischer Hofkleidung. Das kindlich offene Gesicht mit den sprechenden Augen hat jenen Ausdruck überwältigender Freimüthigkeit, vor der die Lüge der Klügsten zu Schanden wird.

Caroline Jagemann.

In dem an die Bibliothek anstoßenden Kunstkabinete befindet sich unter andern Bildern auch das lebensgroße, von Kolbe in Oel gemalte Portrait der Frau, welche ein' Menschenalter hindurch Karl August als Geliebte und Freundin zur Seite stand. Caroline Jagemann, später von dem Fürsten zur Frau von Heygendorf erhoben, ist als Sappho gemalt, etwa im Alter zwischen dreißig bis vierzig Jahren. Sie sitzt in einer Berggegend ganz dem Beschauer zugewendet, mit der Leyer in den Händen in dichterischer und rezitirender Begeisterung. Ihren Leib umhüllt ein weißes Gewand, über das ein loser, ebenfalls weißer Ueberwurf bis auf die Hüften niederfällt, und sich mit seiner gestickten Goldbordüre von dem Unterkleide abhebt. Ein Purpur ist von ihren Schultern gesunken, und liegt auf ihren Knieen. Hals und Arme sind entblößt, die letzteren mit reichen Spangen geschmückt. Das Haupt umgiebt ein dunkler Lorbeerkranz, aus dem das gelockte bräunlich blonde Haar sich um die Stirne herabringelt. Der Charakter des Kopfes hat, trotz des vorherrschend deutschen Grundtypus,

etwas Antikes. Das Gesicht ist rund und voll, namentlich Kinn und Wangen. Aber der schöne Knochenbau, das Feste, Tüchtige des Kopfes sieht gleichsam durch die volle Fleischbekleidung durch. Alles ist edel und bestimmt, besonders der kräftige, energische Zug von der Nase herab nach den Winkeln des Mundes, dessen Lippen etwas von dem Munde des Apoll von Belvedere haben. Die Stirn ist hoch und zurückgebogen, die Nase grade, und der Charakter des Ganzen ist ruhige Entschiedenheit und siegsgewisse Sicherheit. Man hat ihr die Portraits der Lavallière und der Fontanges zur Gesellschaft gegeben, aber sie hat mit beiden so wenig etwas gemein, wie die treue, bis ins Grab dauernde Liebe und Anhänglichkeit, welche Karl August der geliebten Genossin seiner reifen Mannesjugend und seines Greisenalters weihte, mit der herzlosen Sinnlichkeit und den flüchtigen Sultanslaunen des vierzehnten Ludwig verglichen werden mag. Eine Frau, die einen Geist wie Karl August nicht nur zu leidenschaftlicher Neigung anzuziehen, sondern ihn auch eine so länge Reihe von Jahren hindurch zu fesseln und ihren Platz und ihre Stellung unter allem Wechsel der Verhältnisse, gegenüber zahlreichen Hindernissen und Gegnerschaften, dauernd und würdig zu behaupten wußte, — eine solche Frau muß schon an und für sich als eine bedeutende Erscheinung gelten. Man kann nicht klein von ihr denken, ohne den Fürsten zu verkleinern, der in ihrem Umgange das Glück seines häuslichen Privatlebens fand.

Und ein Blick auf ihr Bild, wie es in jenem Oelgemälde und in einer Statue im großen Saale des Schlosses erhalten ist, reicht hin uns zu überzeugen, daß in dieser edlen und schönen Form ein Geist wohnte, der an Charakterenergie und innerer Tüchtigkeit dem

Manne verwandt war, dem sie sich in Liebe und Verehrung hingab. Noch lebt die Tradition von der großen alles besiegenden Schönheit und Anmuth, mit welcher die jugendliche Künstlerin bei ihrem ersten Auftreten auf dem weimarischen Theater alle Herzen bezauberte. In seinem hohen Greisenalter bedauerte Goethe, daß nicht ihr Naturell und Verdienst als Schauspielerin und Sängerin ein Verehrer nach unmittelbarem Eindruck geschildert habe*); und fast überall, wo er sonst ihrer gedenkt, geschieht es mit auszeichnender Achtung.

Von ihrem schauspielerischen Talente sagte er zu Eckermann „Sie war auf den Brettern wie geboren und gleich in Allem sicher und entschieden, gewandt und fertig wie die Ente auf dem Wasser. Sie bedurfte meiner Lehre nicht, sie that instinktmäßig das Rechte, vielleicht ohne es selber zu wissen.“ Von ihrer sonstigen Bedeutung zeigt es, daß Karl August in seinen Briefen an sie sich selbst über wichtige politische Verhältnisse aussprach, wovon G. von Loeper ein höchst interessantes Beispiel mitgetheilt hat. Danach schrieb Karl August aus Wien vom Congresse aus (22. October 1814) an Frau von Heygendorf die heftigen Worte über den in demselben herrschenden Geist: „Unweisheit und Egoismus beseelen die hiesigen Berathschlagungen, und der gute Wille der so viele Menschen beseelte, ist schändlich in die Schanze geschlagen worden. Man hat Viel von Napoleon gelernt, unter anderm auch die Frechheit. Diese trat bei ihm vor seinem Falle ein; vielleicht ist diese Erscheinung das Zeichen des Uebelbefindens mancher

*) Tags- und Jahreshefte 1801. S. 77. Bd. 20.



Großen. Da alle Briefe eröffnet werden" — setzt der tapfere Fürst hinzu — „so kann man sich nicht ordentlich herauslassen".*)

Caroline war die Tochter des Hofrath Jagemann, eines Mannes von dunkler und abenteuerlicher Herkunft. Man erzählt, daß er einem italienischen Kloster entsprungen, auf seinen Wanderzügen nach Weimar gekommen, wo ihn Herzogin Amalie, der er sich durch seine Kenntniß der italienischen Literatur empfahl, zu ihrem Bibliothekar ernannte. Seine Tochter, welche früh durch ihre Stimme und ihre schöne Gestalt Anlage zur theatralischen Laufbahn verrieth, wurde durch die Herzogin nach Mannheim zu Iffland gesendet, von wo sie vortrefflich ausgebildet 1797 nach Weimar zurückkehrte. Karl August war nicht glücklich verheirathet. Er achtete seine Gemahlin, aber er liebte sie nicht mit derjenigen Fülle des Herzens, deren er fähig war. Er war menschlich frei und offen, hingebend mittheilsam; die Herzogin Louise eine tief innerliche, verschlossene und schwer oder niemals aus sich herausgehende Natur. Jener verachtete die Formen und haßte ihren Zwang; diese welche streng an den Formen hing, fühlte sich verletzt durch solches Wesen und Gebahren des Fürsten. Karl August warf, wie der große Lessing, gern zuweilen die persönliche Würde weg, weil er gewiß war, sie jeden Augenblick wieder aufnehmen zu können. Seiner Gemahlin waren dergleichen Aeußerungen der Freiheit ein Entsetzen. Diese in jedem Betrachte verehrungswürdige Fürstin, deren geistige Hoheit und edle Fassung in der furchtbarsten Lebenslage selbst einem Napoleon nach der Schlacht von Jena imponirte und zu dem Ausrufe brachte: voilà

*) Wo sind diese Briefe hingekommen?

une femme à laquelle nos deux cent canons n'ont pas pu faire peur! — diese Fürstin, der alle edelsten Geister ihrer Umgebung in tiefer Verehrung anhingen, die einem Goethe das Vorbild zu seinen beiden reinsten weiblichen Gestalten gewährte — sie war vielleicht eine der unglücklichsten Frauennaturen, welche je gelebt. Sie lebte schon früh, wie Karl August selbst einmal an Knebel (1787) schreibt, „ganz einsam in der Welt, ohne ein weibliches Wesen zu haben, das ihrem Bedürfniß nach Freundschaft Genüge thäte. Ohne ein Talent zu üben, das ihr Wesen geschmeidig erhielte, läuft sie Gefahr ganz abgeschlossen zu werden und gänzlich das Bewußtsein einer gewissen Lieblichkeit zu verlieren, die so nöthig zur Existenz ist." Sie war eben was man schwerlebig nennt; und wenn, wie ihr Gemahl in jenem Briefe bemerkt, selbst eine Frau von Stein und ein Herder ihr als „zu leicht" nicht genügten, so läßt sich begreifen, zu welcher Vereinsamung diese knospenhafte Verschlossenheit ihres Wesens führen mußte. Und in der That, man braucht nur ihre Briefe an Knebel zu lesen und mit denen ihres Gemahls zu vergleichen, um zu begreifen, daß zwischen beiden Charaktern eine schwer ausfüllbare Kluft befindlich war. In dem ersten dieser Briefe der Herzogin befinden sich die Worte: „Ich kann Ihnen nicht genug für Ihre Art von mir zu denken danken, obgleich es nur ein Beweis Ihrer Güte ist. Denn ich kenne mich ziemlich genau, und habe durch diese Kenntniß die Ueberzeugung gewonnen, daß *meine Existenz auf keine andere wirken kann.*" Ein tiefer unglückliches inhaltschweres Selbstbekenntniß ist wohl kaum jemals von einem Menschen abgelegt worden. Es liegt ein ganzer Abgrund von Schmerz darin, von Schmerz über ein, nicht durch eigene Schuld, an seiner letzten Erfüllung ver-

hindertes Dasein! Und noch ein anderes kam hinzu. Die Fürstin sah sich durch Gesundheitsrücksichten genöthigt, nach der Geburt ihres letzten Kindes auf ein weiteres eheliches Zusammenleben mit ihrem Gemahle zu verzichten. Ihrer leidenschaftslosen Natur wurde es nicht schwer, den Gatten freizugeben, sich eine andere Genossin seines Lagers zu suchen. Sie that es in der edelsten Weise. Nur solle der Gegenstand seiner Wahl ein würdiger sein.

Karl August sah Caroline Jagemann und seine Wahl war entschieden. Ihre hinreißende Schönheit, die Frische und Schnellkraft ihres Geistes entzückten ihn, aber seine Bewerbungen wurden anfangs nicht begünstigt. Caroline Jagemann war jung, war Künstlerin und als solche von einem Ehrgeize, dem es im Angesichte einer großen künstlerischen Laufbahn nichts Allzuverblendendes erschien, als Maitresse eines Großherzogs sich an eine kleine Stadt und Bühne zu fesseln. Der Widerstand erhöhte die Leidenschaft bis zur Verzweiflung. Da, so wird glaubhaft erzählt, vermochten Goethe's Ueberredung und ein eigenhändiger Brief der Herzogin Louise sie dazu eine Stellung einzunehmen, gegen welche sich auch andere Gefühle in ihr gesträubt haben mochten.*) Sie wurde später zu Frau von Heygendorf ernannt, blieb aber bis zum Tode

*) Diesen eigenhändigen Brief der Herzogin Louise sowie ein denselben begleitendes kostbares Armband mit dem Bildniße der Gemahlin Karl August's bewahrte Frau von Heygendorf bis an ihren Tod (sie starb 1848 in Dresden, siebzig Jahre alt) als ihr werthvollstes Besitzthum. Eine Freundin, die Baronin v. B., welche dieses bezeugt, erzählt, daß sie noch im siebzigsten Jahre oftmals ihre näheren Freunde in Dresden durch ihren noch immer lieblichen ausdrucksvollen Gesang erfreute wie sie denn noch in ihrem hohen Alter sich — wie mir ein Freund schreibt — als „eine anmuthvolle geistreiche und feinempfindende Frau“ darstellte. Sie hinterließ

Karl Augusts als Mitglied der Weimarischen Bühne in ihrem Künstlerberufe wirksam. Die Herzogin Louise trug das Schwere ihres eigenen Geschicks in würdiger Ergebung. Ihr menschlich edler und großer Sinn ließ es die Erwählte ihres Gemahls nicht entgelten, das diese ihm gewährte, was ihr versagt war ihm zu sein. Noch giebt es Personen, welche sich rührender Zuge dieses seltenen Verhältnisses als Augenzeugen zu erinnern wissen. Frau von Heygendorf stand mit Schiller, von dem sie sich nicht beeinträchtigt glaubte im Ganzen weit besser als mit Goethe, in welchem sie immer den nächsten Freund und Günstling des Herzogs als Rivalen in der Gunst ihres Geliebten fürchten zu müssen glaubte. Das trat besonders später hervor, als mit den Jahren Karl August's Leidenschaft sich beruhigte, und der alte Freund seiner Jugend seinem Herzen wieder näher treten mochte als selbst die Geliebte, mit deren abnehmenden Reizen der Argwohn und die Besorgniß um die Sicherheit ihrer Stellung zunahmen. Ohnehin sind ja bekanntlich die Bretter das Feld, auf welchem das Schlinggewächs der Intrigue am üppigsten gedeiht. Auch Goethe empfand, wie wir jetzt aus Sulpiz Boisseré's Mittheilungen (I., S. 289—291) wissen, gegen die Jageman eine Art von Apprehension wie er es

„Lebenserinnerungen," welche sie zur Veröffentlichung bestimmt hatte. Aber diese Memoiren die nach dem Urtheile einer Person, welche dieselben in der Handschrift gelesen hatte, von hohem Interesse für die Weimarischen Verhältnisse und Zustände waren, wurden von ihrem Sohne leider vernichtet. Um so mehr wäre zu wünschen, daß ihre noch vorhandenen Briefe gesammelt und herausgegeben würden, da dieselben von ihrer geistigen Begabung wie von ihrer Liebenswürdigkeit Zeugniß ablegen. Ihre Handschrift, wie sie mir in einem Billete aus späterer Zeit vorliegt, ist der Goethe's zum Verwechseln ähnlich. — (1869).

nannte. Er zählte sie zu den Personen, deren Einfluß ihm unheilbringend sei, und deren Nähe er gern vermied, wie sie ihm denn wirklich durch Neid und Eifersucht mehrfach im Leben störsam gewesen zu sein scheint, wovon Müller in seinen Unterhaltungen mit Goethe (S. 8) einen Zug erzählt. —

Eine auf authentische Dokumente gestützte wahrheitgetreue Lebensschilderung dieser merkwürdigen Frau, die über ein Menschenalter in Weimar den größten Einfluß auf die verschiedensten Verhältnisse geübt hat, würde ein wichtiger Beitrag sein für die Entwickelungsgeschichte der gesellschaftlichen und künstlerischen Verhältnisse jener Zeit. Die bisherigen Veröffentlichungen beobachten über sie ein geheimnißvolles Schweigen. In den bekanntgewordenen Briefwechseln jener Zeit wird ihrer kaum gedacht,*) selbst nicht in dem Schiller-Körner'schen, der doch unter allen am wenigsten die mildernde und verwischende Hand eines ängstlichen Herausgebers zu erfahren gehabt hat. Und doch hatte gerade Schiller zuerst unter dem Einflusse der neuen Favoritin zu leiden. Er mußte es erleben, durch den Herzog selbst, um der Geliebten willen, seine Jungfrau von Orleans anfangs für die Aufführung in Weimar,

*) Nur in Sulpiz Boisseré's Aufzeichnungen finden wir sie mehrmals erwähnt, und zwar immer als Goethe'n eigentlich antipathisch (S. Sulpiz Boisseré 1862 Bd. I, S. 290 u. 291). Dort heißt es unter anderem wie Goethe dem Freunde erzählte: daß der Herzog mit der Familie Jagemann seine Noth habe, daß er nicht nur für seine mit ihr erzeugten eignen Kinder sondern auch für die ihrer Schwester, der Frau v. Dankelmann — im Ganzen acht — zu sorgen habe. Goethe rühmte das gute Benehmen des herzoglichen Hauses gegen die Jagemann und diese Kinder und daß der Erbprinz diese seine kleinen Geschwister besuche und mit ihnen spiele. Doch sei die unvermeidliche Spannung eines solchen Verhältnisses fühlbar.



wenn auch in der höflichsten Weise, abgelehnt zu sehen, wie denn das Stück in Berlin und anderwärts früher als in Weimar gegeben wurde. Die hierauf bezüglichen Briefe Karl August's, deren Bekanntmachung Goethe noch ein Menschenalter später zu verhindern wußte, findet man jetzt in dem Literarischen Nachlasse der Frau von Wolzogen mitgetheilt*). Am Schlusse der Korrespondenz, in welcher der Herzog ziemlich unverholen eine Art von ästhetischer Censur über Schiller's dramatische Arbeiten beansprucht, und Schiller's schweigende Ablehnung derselben sehr ungnädig vermerkt**), giebt er den in den früheren Briefen versteckten eigentlichen Grund seiner Ablehnung des Stücks für die Bühne ganz offen mit den Worten an: „Die Wahrheit zu gestehen, Caroline ist mir zu lieb, als daß ich ihr schönes Talent so zwecklos und ihr nachtheilig hier gezwungen sehen möchte."

Aber ein viel dunklerer Fleck in dem Lebensbilde der Geliebten Karl August's ist und bleibt es, daß sie ihre Hand bot zu der Intrigue, welche der fünfundzwanzigjährigen ruhmwürdigen

---

*) Thl. I, S. 449—456.

**) „So oft und dringend bat ich Schiller, ehe er Theaterstücke unternähme, mir, oder sonst jemandem der das Theater einigermaßen kennt, die Gegenstände bekannt zu machen die er behandeln wolle. So gerne hätte ich alsdann solche Materien mit ihm abgehandelt, und es würde ihm nützlich gewesen sein. Aber all mein Bitten war vergebens. Jetzt muß ich recht dringend wünschen, die neue Pucelle zu perlustriren, ehe das Publikum diese Jungfrauschaft unter dem Panzer bewundert." — Ueber Goethe's Bestreben, diese ganze Sache auch noch 30 Jahre später zu vertuschen, vergl. Literarischer Nachlaß der Frau von Wolzogen II. S. 260—261.

Thätigkeit Goethe's für die Weimarische und dadurch für die gesammte deutsche Bühne, ein unwürdiges Ende bereitete. Wenig fehlte daran, daß der Ausgang dieser kunstreich angelegten Kabale Goethe'n selbst an der Schwelle des Greisenalters von Weimar vertrieb, und den einzigen wahrhaften Freundschaftsbund eines Dichters und eines Fürsten, den die Welt gesehen, nach mehr als eines Menschenalters Dauer zerriß. Eduart Devrient hat in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst diese Katastrophe der Weimarischen Bühne vortrefflich geschildert. Allerdings war in den letzten sieben Jahren von Goethe's Verwaltung (1810 bis 1817) seine Direktion mehr und mehr nur noch ein Schatten dessen geworden, was sie früher gewesen war. Auch aus anderen Gründen begann das Interesse am Theater im Publikum zu erkalten. Uebelwollende verstärkten den Eindruck der hier und da vortretenden Mangelhaftigkeiten, indem sie dieselben am geeigneten Orte vergrößert hervorhoben. Karl August selbst konnte gewisse Ausdrücke der Unzufriedenheit nicht verbergen, und Goethe, der sie direkt und indirekt zu hören bekam, hielt es für rathsam, sich selbst wieder persönlich mehr um das Theater zu bekümmern. Er wohnte wieder, von seinem Sekretair begleitet, allen bedeutenden Theaterproben bei, und ließ seine Bemerkungen, Abänderungen und Ausstellungen, schriftlich redigirt an Regie und Theatermitglieder gelangen. Allein die Partei, welche es auf seine Entfernung von der Theaterleitung ja vielleicht auf seinen Sturz überhaupt abgesehen hatte, ruhete nicht. Zuerst ward seine Vormauer in der Theaterverwaltung niedergeworfen. Der alte Regisseur Genast, ein trefflicher Praktiker, thätig, einsichtsvoll, erfahren und dabei Goethe'n unbedingt ergeben, dafür aber der Frau von Hey=

gendorf umsomehr im Wege, ward von der Regie entfernt, und diese einem, von der Favoritin vorzugsweise begünstigten Mitgliede des Theaters, dem Sänger Strohmeier, übergeben. Goethe ließ sich herbei in diese Maßregel zu willigen, weil ihm zu gleicher Zeit der Großherzog den Titel eines Hoftheaterintendanten und seinem Sohne eine Stelle in der Intendanz verlieh. Da nun einige Zeit zuvor auch noch ein Hofmarschall Graf v. Edelink als Mitglied der Intendanz ihm zur Seite gegeben war, so war jetzt die ideale Weimarische Kunstanstalt an den Punkt gelangt, wo sie nach dem Vorgange anderer Hoftheater völlig „an die Hofcharge ausgeliefert" werden konnte. Es fehlte nichts als ein Anlaß zu Goethe's gänzlicher Entfernung von der Direktion, und auch dieser sollte nur zu bald gefunden werden, da das Interesse welches sich an Goethe's Entfernung vom Theater knüpfte weit über die Gränzen der gewöhnlichen Bühnenintriguen hinaus ging, und eigentlich einen unheilbaren Bruch zwischen Goethe und seinem fürstlichen Freunde beabsichtigte.

Es war um die Zeit wo der Pudel eines herumziehenden Schauspielers Namens Karsten als „Hund des Aubry" in dem bekannten Melodrama dieses Namens in Deutschland umhergastirte. Vornehme Theaterintendanten hatten den vierbeinigen Künstler mit offenen Armen aufgenommen. Ausgezeichnete Künstler, wie Ludwig Devrient in Berlin, hatten sich erniedrigt als die Partner einer Bestie zu agiren, und das Publikum jauchzte seinen Beifall zu der Hundekomödie.

Karl August war ein großer Thierfreund und Hundeliebhaber. Man machte ihn begierig die Künste des Pudels zu sehen. Unter der Hand wurde von einflußreichen Hofleuten an Goethe die Zu=

muthung gerichtet, das vierbeinige Talent nach Weimar zu berufen obschon man sehr gut wußte, daß Goethe sich mit Empörung über diese Entwürdigung der Bühne ausgesprochen hatte. Goethe erwiederte lakonisch mit dem Paragraphen der Weimarischen Theatergesetze, der es verbot Hunde auf die Bühne mitzubringen. Jetzt ging man weiter. Man stellte dem Großherzoge vor, wie es doch unrecht von Goethe sei, stets auf seinem Kopfe zu beharren, und seinem Fürsten auch nicht einmal in einer solchen Kleinigkeit — denn mehr sei es doch im Grunde nicht — nachzugeben. Das Schüren und Hetzen verfehlte seine Wirkung nicht. Karl August schrieb selber an Goethe und befürwortete das Auftreten des Hundes, der inzwischen bereits heimlich nach Weimar verschrieben war. Goethe war schwer betroffen, doch suchte er in seiner Antwort die Zumuthung als einen Scherz abzulehnen. Allein es war nichts weniger als Scherz. Es war gelungen in Karl August jenes dämonische Etwas wach zu rufen, das auch in der besten Fürstennatur nie getilgt wird, jenes unwillkürliche Hinzucken der Hand nach dem Blitze der despotischen Willensgewalt, der einmal ergriffen, auch den allernächsten nicht verschont, wenn er sich der Majestät als Schranke in den Weg zu stellen wagt. Der Schlag fiel. „Der größte Mann des Jahrhunderts, der Freund seines Fürsten mit dem er das brüderliche Du tauschte, mit dem er in einer Gruft ruhen sollte, wurde um des Gelüstes willen: einen Pudel Komödie spielen zu sehen, Preis gegeben*)!“ Goethe schrieb am Tage der Theaterprobe seinem Herzoge: Da ihm das Theater, dem er während so vieler Jahre Kraft, Talent und Liebe gewidmet,

*) Devrient a. a. O. 3, S. 392.

bisher ein Heiligthum gewesen, so erbitte er sich die Erlaubniß der Aufführung nicht beiwohnen und sich als beurlaubt ansehen zu dürfen. Er ging nach Jena. Von dort aus legte er seine Stelle als Intendant des Theaters nieder. Eine andere Nachricht, welcher Devrient in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst folgt, lautet noch härter. Nach ihr gab nicht er seine Entlassung, sondern sie wurde ihm gegeben, und zwar in kränkender Form. Ein vom 13. April datirtes, und allen Theatermitgliedern abschriftlich mitgetheiltes Schreiben des Großherzogs verkündigte ihm in Jena:

„Aus den Mir zugegangenen Aeußerungen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Herr Geheimerath von Goethe wünscht seiner Funktion als Intendant enthoben zu sein, welches ich hiermit genehmige.“

Karl August.

Goethe's kraftvolle Natur überstand den Schlag. Daß ihn derselbe aber bis in seine Wurzeln erschütterte, ja daß Goethe sogar im ersten Augenblicke tiefer Erregung den Gedanken faßte Weimar für immer zu verlassen, und großartigen Anerbietungen, die ihm von Wien aus gemacht wurden, Folge zu geben, scheint unzweifelhafte Gewißheit. Eben so gewiß jedoch ist es, daß Karl August sehr bald Reue empfand, über das was er an dem altbewährten Freunde und Bildner seiner Jugend, an dem Ehrenhaupte seiner Nation gethan. Schon nach Jena hin schrieb er ihm versöhnlich. Doch sein Andringen, daß Goethe die Leitung des Theaters wieder übernehmen solle, war vergeblich. Aber groß und würdig ist es, daß Goethe in seinen biographischen Aufzeichnungen auch nicht mit einer Sylbe eines Ereignisses erwähnte,

dessen überwältigender Schmerz im ersten Augenblicke ihm, wie es heißt, den erschütternden Ausruf erpreßte: „Karl August hat mich nie verstanden!"

Ich lasse hier die beiden Aktenstücke folgen, welche seitdem das Obige geschrieben ward in dem Briefwechsel Karl August's und Goethe's (II, S. 105—107) über dieses Ereigniß im Leben beider veröffentlicht sind. Sie bestehen aus zwei Briefen, von denen der des Großherzogs also lautet:

Lieber Freund!

Verschiedene Aeußerungen Deinerseits, welche mir zu Augen und Ohren gekommen sind, haben mich unterrichtet, daß Du es gerne sehen würdest von den Verdrießlichkeiten der Theaterintendanz entbunden zu werden, daß Du aber selbiger gerne mit Rath und That an die Hand gehen würdest, wenn, wie dieses wohl ofte der Fall sein wird, Du von der Intendanz darum ersucht würdest. Ich komme gern hierin Deinen Wünschen entgegen, dankend für das viele Gute, was Du bei diesem sehr verworrenen und ermüdenden Geschäfte geleistet hast, bittend, Interesse an der Kunstseite desselben zu behalten, und hoffend, daß der verminderte Verdruß Deine Gesundheit und Lebensjahre vermehren soll.

Einen offiziellen Brief, diese Veränderung betreffend, lege ich bei und wünsche wohl zu leben.

Weimar 13. April 1817. C. A.

Goethe antwortete darauf zwei Tage später:

„Ew. Königliche Hoheit kommen wie schon so oft — meinen Wünschen entgegen, ja zuvor. Ich glaubte sie nunmehr hegen zu

dürfen, da nach jenem, von Höchstderselben mit Beifall aufgenommenen Entwurfe die Instruktionen an die Untergeordneten abgegangen, und was daran zu modifiziren sein möchte durch Erfahrung nach und nach sich ergeben wird.

Nehmen Sie daher meinen verpflichteten Dank für alle Gnade und Nachsicht, die ich im Laufe des Geschäfts genossen; und auch in der Folge auf denjenigen Theil desselben einigen Einfluß zu haben, von welchem ich mir Kenntniß und Uebung zutrauen darf, sei mir gnädigst vergönnt. Zugleich erlauben Höchstdieselben die unterthänigste Bitte, meinen Sohn ebenfalls von diesem Geschäfte zu entbinden, da eigentlich seine Wirsamkeit dabei nur insofern bedeutsam sein konnte, als er die täglich, ja stündlich zudringenden Einzelnheiten aufnehmen und mit (mir) vermitteln konnte, mein gegenwärtiges Verhältniß sich aber nur auf solche Fälle beziehen kann, in welchen reife und ruhige Berathung gefordert wird."

Der Rest des Briefes der aus Jena 15. April datirt ist, enthält, außer der Bitte um vorliegenden Urlaub für sich, nur noch Berichte über Jenaische Angelegenheiten. Auf das erstere Gesuch antwortet der Großherzog in einem undatirten Billete:

„Zieh hin in Frieden, und wenn Du wieder kommst, so besuche mich."

C. A.

Weimar, im Juli 1851.

So oft ich zur Betrachtung der Bibliothek und ihrer monumentalen Ausstattung wiederkehre, drängt sich mir dasjenige in's Gedächtniß, was Goethe im Anhange zu den Tags- und Jahresheften über die Bedeutung des Individuellen so wahr und tief gesagt hat. Eben weil das Individuum verloren geht, ist ihm und andern daran gelegen, daß es erhalten werde. „Jeder," heißt es dort, „ist selbst nur ein Individuum, und kann sich auch eigentlich nur für's Individuelle interessiren. Das Allgemeine findet sich von selbst, dringt sich auf, erhält sich, vermehrt sich. Wir benutzens, aber wir lieben es nicht. Wir lieben nur das Individuelle." Und aus dieser Liebe zum Individuellen leitet Goethe dann weiter auch jene große Freude ab, welche wir empfinden, wenn wir außerordentliche Individuen, nachdem ihre Form längst und für immer zerstört ist, nicht nur in Bekenntnissen, Memoiren und Briefen, sondern auch, und vor allen, in getreuen Nachbildungen ihrer äußeren Erscheinung erhalten vor uns erblicken. „Man hat es, sagt er, Lavatern nicht gut aufgenommen, daß er sich so oft zeichnen, malen und in Kupfer stechen ließ und sein Bild überall herumstreute. Aber freut man sich nicht jetzt, da die

Form dieses außerordentlichen Wesens zerstört ist, bei so mannigfaltigen, zu verschiedener Zeit gearbeiteten Nachbildungen im Durchschnitt gewiß zu wissen, wie er ausgesehen hat?"

Wie Schade ist es, daß die Portraitgalerie der Weimarischen Bibliothek, welche offenbar ähnlicher Empfindung ihren Ursprung verdankt, nicht in dem Sinne, der ihr zum Grunde liegt, fortgeführt wird. Hier ist die Möglichkeit gegeben, mit verhältnißmäßig geringer Mühe und geringem Aufwande eine monumentale Sammlung zu stiften, die wenn man sie zu einer in sich geschlossenen zu machen strebte, selbst ein Kunstwerk sein, und Weimar zur Zier und Ehre gereichen würde. Leider hat man bisher die weitere Ausführung des Begonnenen und als Aufgabe geradezu Vorgezeichneten unterlassen. Diese Aufgabe wäre einmal: Vollständigkeit in der Aufstellung aller bedeutenden Persönlichkeiten der Weimarischen Glanzperiode, verbunden mit der Entfernung alles dessen, was jetzt von Portraits gleichgültiger oder doch nicht hierher gehöriger Menschen der Zufall hier zusammengeführt hat. Mit Gypsabgüssen, Kopien von Oelbildern und Kupferstichen ließe sich zur Erweiterung dieser Gallerie viel ausrichten. Ein Joh. Heinrich Merk, Klinger, Lenz, Fichte, Schelling, Hegel, Humboldt, Friedr. A. Wolf, Zelter und wie viele andere noch, vermißt man nur ungern in einer Sammlung, die so offenbar die Aufgabe an der Stirn trägt, alle bedeutenden Gestalten einer bereits historisch abgeschlossenen Kulturepoche, so weit sie sich an den Weimar'schen Kreis anschließen, in sich zu vereinen. —

Unter den zahlreichen Merkwürdigkeiten und Wunderlichkeiten, welche die mit der Bibliothek verbundene Kunstkammer enthält, zeigte man uns auch ein durch seine minutiöse Ausführung be-

rühmtes Portrait Goethe's auf einer Porzellantasse. Ein junger Braunschweigischer Maler Sebbers hat es gemalt, und aus Dankbarkeit hierher verehrt. Allerhand Zeugnisse von Kennern liegen dabei, auch eine Lupe mit der man es betrachten kann, um die vortreffliche Arbeit und die Aehnlichkeit aller Züge noch mehr zu bewundern. Goethe der überhaupt, und namentlich in den letzten Jahren sehr spärlich eins der unzähligen Künstlergesuche gewährte, machte bei diesem jungen Menschen eine seltene Ausnahme. Er selbst und seine mitgebrachten Arbeiten gefielen ihm so sehr, daß er ihm wohl zwanzigmal zu Stunden und halben Stunden saß, wie er ausdrücklich an Heinrich Meyer schreibt. Indessen hat doch die übermäßige Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Künstler verfahren ist, und die ihm nicht erlaubte, einen einzigen Strich und Punkt willkürlich oder aus dem Gedächtnisse zu machen, dem Bilde etwas Aengstliches, Getifteltes gegeben, zumal wenn man es ohne Lupe in seiner Miniaturgestalt sieht.

Auf einem andern Bilde in Oel, sieht man Goethe in seinem Arbeitszimmer, dem am Tische sitzenden Kopisten John diktirend, welcher den Kopf wie horchend halb zu ihm hinwendet. Dr. K. erzählte uns dazu, wie es einem Engländer, der dies Bild flüchtig gesehen, und in irgend einem englischen Journal beschrieben, passirt sei, die Personen zu verwechseln, und den sitzenden Schreiber mit pomphaften Worten als den Dichter des Faust, und den mit den Händen auf dem Rücken im gelblichweißen Hausrocke dastehenden Dichter, als den herbeigerufenen Diener ausführlich zu schildern.

Weimar, im Juli 1851.

Die Lektüre der Schiller'schen Briefe im literarischen Nachlasse der Frau von Wolzogen hat es mir auf's Neue deutlich gemacht, wie schwer es für Schiller gewesen ist, sich Goethe zu nähern, sowie für Goethe sich mit einer Natur zu befreunden, welche der seinigen in so vielem Betrachte geradezu entgegengesetzt war. Goethe hat wohl recht, wenn er später einmal aussprach, daß große Liebe und Zutrauen, Bedürfniß und Treue im hohen Grade gefordert wurden, um ein freundschaftliches Verhältniß ohne Störung immerfort zusammenwirken zu lassen zwischen zwei Menschen, welche „gleichsam die Hälften von einander ausmachend," nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge weit eher die Aussicht darauf hatten, sich gegenseitig abzustoßen, als sich aneinander anzuschließen und zu ergänzen.

Es ist interessant die Aeußerungen Schiller's über Goethe vor diesem Aneinanderschließen beider zu verfolgen.

Als Schiller zuerst nach Weimar kam (1787), war Goethe in Italien abwesend, und vermuthete schwerlich daß in seinem Gartenhäuschen am Stern der Dichter der Räuber mit Knebel und andern Freunden Goethe's den 28. August feierlich begehen

half, während der Gefeierte zu Castel Gandolfo in dem schattigen Albanergebirge Villegiatura hielt. „Ich habe am 28. August“ — schreibt Schiller (an Körnern I, S. 171) Goethe's Geburtstag mit begehen helfen, den Herr von Knebel in Goethe's Garten feierte, wo er in der Abwesenheit desselben wohnt. Goethe's Gesundheit wurde von mir in Rheinwein getrunken. Schwerlich vermuthete er in Italien, daß er mich unter seinen Hausgästen habe, aber das Schicksal fügt die Dinge gar wunderbar.“ Und wunderbar in der That war diese Schicksalsfügung. Denn Jahre lang sah es nicht darnach aus, daß gerade diese beiden Menschen, die größten ihrer Zeit, der Welt das Beispiel eines Freundschaftsbundes liefern würden, wie die Kulturgeschichte keinen ähnlichen aufzuweisen hat.

Die ersten Eindrücke von Goethe empfing Schiller durch Herder.

Die lange noch dauernde Entfernung Goethe's von Weimar ließ alle seine großen Eigenschaften auch vor dem so oft umdüsterten Auge eines Herder nur um so klarer hervortreten. „Goethe,“ schreibt Schiller an Körner, wenige Wochen nach seiner Ankunft in Weimar (12. August 1787) „Goethe wird hier von sehr vielen Menschen, auch außer Herder, mit einer Art Anbetung genannt, und mehr noch als Mensch denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder giebt ihm einen klaren universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles was er ist, ist er ganz, und er kann wie Julius Cäsar vieles zugleich sein. Nach Herder's Behauptung ist er rein von allem Intriguengeist, er hat wissentlich noch Niemand verfolgt, noch keines andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen

Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenso und noch mehr als Geschäftsmann, denn als Dichter bewundert wissen." Aehnliche Urtheile vernahm Schiller von Wieland und andern. Doch fehlte es auch nicht an solchen, deren Stimmen anders lauteten, und für die Goethe eben nichts war, als der fürstliche Günstling „der für das Nichtsthun 1800 Thaler in Italien verzehrte, während seine Kollegen daheim sich für ihn abarbeiten mußten*)!" Erst im Herbste des folgenden Jahres sahen sich beide Männer zum Erstenmale. Es war in Rudolstadt, wo Schiller damals in der Nähe der Familie Lengefeld lebte. Goethe's erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, welche man ihm von dem überwältigenden Eindrucke seiner Erscheinung beigebracht hatte. „Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so. Sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Meinung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll, belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein, oder etwas anders als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können."

---

*) Schiller an Körner I., S. 228.

Schiller berichtet dann dem Freunde noch mehreres von Goethe's Mittheilungen über Italien, „von dem er gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen“ gesprochen habe, und fährt dann fort: „Im Ganzen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Er ist mir, an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung, so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meine, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sichs aus solcher Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“

Vergleicht man diese höchst merkwürdigen Worte, mit dem, was Goethe seinerseits über dieses erste Zusammentreffen in den biographischen Jahresheften und anderswo ausgesprochen hat, so wird man überrascht, wie genau die Empfindungsweise beider in dem Wesentlichen des Eindrucks und der Folgerungen, welche jeder von ihnen aus demselben zog, zusammentrifft. Goethe befand sich zugleich damals in einem Zustande tiefster Niedergeschlagenheit. Er hatte sich von Rom und Italien mit blutendem Herzen losgerissen und fühlte sich grenzenlos unglücklich. Es schien anfangs sogar, als werde er es nicht mehr ertragen können, in Weimar zu leben.*) Obschon man ihn dort, wie Schiller erzählt, sehr zu seinem

*) Literarischer Nachlaß der Frau von Wolzogen, I., S. 200—201.

Vortheil verändert und viel weicher als früher fand, so muß doch diese weichere Stimmung Schillers Annäherung nicht begünstigt haben, gegen dessen Wesen Goethe offenbar eine Art von „Apprehension“ empfand.

Im Laufe des Jahres 1788 finden wir, daß Schiller mehrmals versuchte, Goethen näher zu kommen. Er klagt aber, daß es ihm nicht gelingen wolle: „Goethe ist so selten allein, und ich möchte ihn doch nicht gern bloß beobachten, sondern mir auch etwas für mich aus ihm nehmen. Der Herzog ist die Abende fast immer da, und den Vormittag belagern ihn die Geschäfte.“ *) Daneben fühlte sich Schillers freiheitstolze Seele zurückgescheucht, wenn er die „Vergötterung“ sah, welche Goethen von allen Seiten umgab, „der allen, die ihm nahe kommen, seinen Geist mächtig aufdrücke.“

Sogar Goethe's naturbetrachtende Weise erschien ihm als Karikatur bei den nachahmenden Anhängern, die sich den Anschein gaben, alles Philosophische und allen Idealismus mit der souveränen Verachtung ihres Herrn und Meisters abzuweisen.

Mehr aber als alles dies sollte ein Ereigniß, bei welchem Goethe tief in das Leben Schillers eingriff, den letzteren von ihm entfernen. Dies Ereigniß war Schillers Berufung als außerordentlicher Professor nach Jena.

Schiller, der noch immer in Weimar privatisirte, hatte in einer schwachen Stunde den Gedanken an eine solche Stellung fallen lassen, deren er bedurfte, um seine Verbindung mit Lottchen von Lengefeld möglich zu machen. Goethe griff diesen Gedanken

*) Ebendaselbst S. 229.

sofort auf. Er sah dabei zunächst bloß auf den Vortheil der Universität, welche seiner Aufsicht anvertraut war. Daß ein Dichter, ein Genie, dadurch Gefahr lief, für seinen eigentlichen Beruf zu Grunde zu gehen, und einer Arbeitslast, die ihm nicht einmal das kleinste Gehalt brachte, im wörtlichen Sinne zu erliegen, kümmerte zunächst ihn wenig. Das war sein sachlicher Egoismus, der überallda hervortrat, wo einem Allgemeinen gegenüber das Individuum ihn nicht von der Seite des Gemüths interessirte. Schiller aber mußte ihm und seinem Empfinden damals in Weimar offenbar unbequem sein. Noch heute existirt, wie mir ein Freund der letzten Lebensjahre Goethe's erzählte,*) ein Dokument über die Art, wie Goethe diese Angelegenheiten befürwortete. In einem Conseilsberichte von Goethe's eigner Hand geschrieben heißt es: „Ein Herr Friedrich Schiller, welcher sich durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande bekannt gemacht hat, soll geneigt sein, sich an der Universität Jena zu habilitiren. Die Möglichkeit dieser Acquisition dürfte um so mehr zu beachten sein, als man sie gratis haben könnte." Es war dieß derselbe Goethe, der später nicht ohne tiefe Erschütterung auf den bittern Kampf zurückblicken mochte, in welchem der Genius Schillers fast bis an seinen Tod um die Erfüllung der bescheidensten Ansprüche auf das Leben und um die Mittel zu dessen äußerer Führung sich abringen mußte! Goethe betrieb Schillers Professur auf das eifrigste und bestrebte sich, Schillern alle Vortheile seiner neuen Lebensstellung glänzend darzustellen. „Goethen habe ich unterdessen einmal besucht," schreibt Schiller an Frau von Wolzogen 28. Dezember 1788; er ist bei

*) Goethes Leibarzt Geh. Hofrath Dr. Vogel (Anmerk. zur 2. Ausg.)

dieser Sache überaus gütig gewesen und zeigt viel Theilnahme an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glücke beitragen werde. Ob es mich glücklich macht, wird sich erst in ein paar Jahren ausweisen." Aber in demselben Briefe gesteht er, „daß er sehr wenig erbaut sei von der Geschwindigkeit, mit der man die Sache betreibe, daß er sich habe übertölpeln lassen," und daß er eigentlich noch immer wenn er könnte gern zurücktreten möchte.*) Wie viel ist hier zwischen den Zeilen zu lesen!

Und diese Stimmung Schillers war die bleibende. Zwar machte er seinem Freunde Körner gegenüber einen verzweifelten Versuch, seinen Entschluß zur Annahme der Professorstelle zu rechtfertigen. Aber sein Herz war nicht bei jener Sophisterei des Verstandes, mit der er zu jenem Zwecke es sogar nicht verschmähete, Poesie und Dichterberuf gering und klein darzustellen gegen die Wirksamkeit eines Universitätsprofessors. Unzählige Stellen seiner Briefe sprechen es jetzt und später nur zu deutlich aus, wie unglücklich ihn dieß Ereigniß machte. Daß der Musenhof von Weimar für einen von drückender Noth um die Existenz gequälten Dichter nicht das Gehalt irgend eines Kammerjunkers übrig haben würde, hatte er doch nicht erwartet. Seine Briefe sind um diese Zeit oft in einem Tone der Verzweiflung geschrieben, der einem das Herz zerreißt. „Ich durchsuche alle Winkel der Erde, schreibt er einmal nach Rudolstadt um den Platz zu finden, den das Schicksal unserer Liebe bereitet haben könnte!"

Von dieser Zeit an war es, wo seine Verstimmung gegen

*) Schiller an Körner I, S. 891. Frau v. Wolzogen Nachlaß I, 234. 324. 326.



Goethe sich auf Momente bis zur Empfindung des Hasses steigerte. Noch in Weimar, ehe er nach Jena abging, schreibt er einmal. (2. Februar 1789) an Körner: „Oefters um Goethe zu sein würde mich unglücklich machen. Er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen. Ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen, aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dieß scheint mir ein Konsequenz und planmäßige Behandlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkulirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. — —*) Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen." Und diese Empfindung kehrt noch stärker und bestimmter im Motive wieder an einer andern Stelle. „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht war sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen! Einholen läßt sich alles Verlorene für mich nun nicht mehr — nach dem

*) Hier ist offenbar in dem Briefe ein Censurstrich des Herausgebers.

dreißigsten bildet man sich nicht mehr um — und ich könnte ja selbst diese Umbildung vor den nächsten drei bis vier Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich vier Jahre wenigstens meinem Schicksale noch opfern muß. Aber ich habe guten Muth und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft."

Und doch würde all sein Muth das Genie nicht errettet haben vor dem Untergange im Kampfe mit dem Leben, wenn nicht Rettung gekommen wäre durch jenes Almosen, welches das Ausland dem in Armuth hinsiechenden Lieblingsdichter Deutschlands bot. Der edle Körner hatte für diesen Akt der Großmuth, welchen Deutschland zwei dänischen Edelleuten gegen den deutschen Genius auszuüben verstattete, die allein richtige menschliche und nationale Empfindung: „wie traurig ist es, daß wir in einem Zeitalter und unter Menschen leben, wo eine solche Handlung angestaunt wird!" Es war die Zeit, in welcher Preußens König einen Kotzebue, dafür daß er „die Wintervergnügungen der königlichen Kinder geleitet hatte, eine Präbende von sechzehnhundert Thalern verlieh, welche das jährliche Einkommen des Dichters der „beiden Klingsberge" auf zwölftausend Thaler steigerte.*)

Das aber war das Große in Schillers Natur: sein hartes Geschick konnte ihn wohl auf Augenblicke bitter machen gegen den, von dem er eine Erleichterung seiner Noth gehofft haben mochte, aber es konnte ihm niemals den Blick trüben über die geistige Größe und Bedeutung eines Genius, dessen Ueberlegenheit er selbst damals anerkannte. „Mit Goethe messe ich mich nicht," schreibt er noch von Weimar aus an Körner, „wenn er seine ganze Kraft an-

*) Knebels Nachlaß II., S. 342—343.



wenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weitmehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichrere Sinnlichkeit, und zu allen diesem einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn; was mir in einem Grade mangelt, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht. Hätte ich nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht so viel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten auf das Gebiet des Dramas hinüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein."

„Was mir Goethe," heißt es ein Jahr später (1791), „zum großen Manne macht, ist, daß sein Geist nach allen Direktionen wirkt und forscht, und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen."

Und endlich als nach Jahren das Unerwartete, Ungehoffte geschehen war, als sich diejenigen endlich gefunden hatten, welche so lange mit gemischtesten Empfindungen neben einander hergegangen waren, wie edel, groß und frei und voll bescheidenen Stolzes spricht Schiller da das Wesen dieses Geisterbundes aus in den herrlichen Worten: „Man schleppt sich mit so vielen trüben und hohlen Verhältnissen herum, ergreift in der Begierde nach Mittheilung und im Bedürfniß der Geselligkeit so oft ein leeres, das man froh ist, wieder fallen zu lassen: es giebt so erschrecklich wenig wahre Verhältnisse überhaupt, und so wenig gehaltreiche Menschen, daß man einander, wenn man sich glücklicherweise gefunden, desto näher rücken sollte. Ich bin in dieser Rücksicht Goethe sehr viel schuldig, und ich weiß, daß ich auf ihn gleichfalls glücklich gewirkt habe." Es sind jetzt vier Jahre verflossen, daß wir einander näher gekommen sind, und in dieser Zeit hat sich unser Verhältniß immer in Bewegung und immer im Wachsen

erhalten. Diese vier Jahre haben mir selbst eine festere Gestalt gegeben, und mich rascher vorwärts gerückt, als es ohne das hätte geschehen können. Es ist eine Epoche meiner Natur."

Und so blieb es bis zu dem Tage, wo der Ueberlebende, bei der Nachricht von dem Tode des Freundes, empfand, daß ihm die Hälfte seiner Seele unwiederbringlich entrissen sei.

Weimar im Juli 1851.

Es liegt etwas so Erhebendes darin, wenn man in dem Leben unserer großen Dichter, in dem Leben Lessings, Schillers und Goethes es dargethan sieht, wie stark ihre Familienliebe, und wie sehr in ihnen allen, namentlich in Schiller, die bürgerliche Tüchtigkeit und hausväterliche Rechtschaffenheit ausgeprägt waren. Goethe und Schiller waren bei vorherrschender Neigung zur Großmuth und Wohlthätigkeit, strenge Haushälter und Rechner, und jene von der Leichtfertigkeit so beliebte Lehre: „daß das Genie nicht rechnen zu können und kein guter Wirth zu sein pflege oder zu sein brauche," erhält durch sie eine gründliche Widerlegung. Wenn es wahr ist, daß der Styl den Menschen verräth, so könnte man fast eben so gut sagen: wer fähig ist ein Kunstwerk rein und harmonisch auszugestalten, der müsse es auch verstehen, sein eignes Leben harmonisch zu ordnen. In der That es ließe sich grade aus dem Leben unserer deutschen Klassiker fast durchgehend der Beweis darfür herstellen; denn selbst Lessing, dem man mitunter den Vorwurf der finanziellen Unordnung zu machen beliebt, war sein Leben lang von solcher falschen Genialität sehr weit entfernt. Dazu hat Schiller in der Kunst wie im Leben den großen Zug, den selbst

Goethe zu entbehren sich anklagt, daß er an seine Zwecke die rechten Mittel wendet, und dann auch vor großen ökonomischen Wagnissen nicht zurückschreckt. Der Ruhe bedürftig, kauft er sich in Jena sowohl als in Weimar als Haus- und Gartenbesitzer an, und weiß sich durch seine Arbeit seinen Besitz zu erwerben und zu erhalten. —

Man liebt es so sehr von dem offenen Herzen des unblasirten Publikums zu sprechen, mit dem Schiller und Goethe es ihrer Zeit im Vergleiche zu der unsrigen zu thun hatten; aber die Lebensgeschichte dieser beiden Heroen thut es dar, — wenn man es nicht schon aus ihren Briefwechseln wüßte, — wie wenig jene Behauptung begründet, wie sie eben so ungerecht gegen die Dichter als gegen unsere Zeit ist. Wenn man es liest, wie gelegentlich selbst in Weimar der Hof und die Stadt zum Theil für Kotzebue als Dichter gegen Schiller und Goethe Parthei nahmen, wie es möglich war, daß selbst ein Herder und Knebel Schillers und Kotzebues Stücke zu vergleichen unternahmen, und sich dabei oft von den Dramen des Letztern befriedigter fühlten, als von den Schöpfungen Schillers, so darf man sich wohl gestehen, daß eine solche Vergleichung und ein solcher Ausfall des Vergleiches jetzt kaum noch möglich sein würden. Schiller und Goethe haben das volle Maaß der Widerwärtigkeiten und Anfechtungen, der Verkleinerung und der Böswilligkeit, der Nöthen und Scheerereien zu tragen gehabt, über welche die geringsten wie die größten unter den lebenden Autoren nur irgend klagend können. Und was jetzt dem tüchtigen Schriftsteller die sichere Aussicht gewährt, sich unabhängig von der Gunst der Großen selbstständig zu erhalten, die Sicherung des geistigen Eigenthumes, sie fehlte jenen Beiden. Wäre Schiller vor

dem Nachdruck seiner Werke geschützt gewesen, hätte er eine Tantième von seinen dramatischen Werken gehabt, wäre das Leben so bewegt und erleichtert gewesen, als der beförderte Verkehr es jetzt gemacht hat, keines Grafen Schimmelmann, keines Prinzen von Augustenburg hätte der edelstolzeste der Dichter bedurft, ihn über die Jahre der Krankheit fortzutragen, und selbst des Gehaltes von Weimar hätte er entrathen können, um dessen sehr allmähliche und spärliche Erhöhung anzuhalten, ihm sicher bitter genug gewesen ist.

Weimar, im Juli 1851.

Was mir den hiesigen Aufenthalt so angenehm macht, das ist unter anderm auch der Umstand, daß einen hier nicht auf Tritt und Schritt die bewaffnete Vorsehung in Gestalt von Gensdarmen, Konstablern und sonstigen Polizisten an das ureigenthümlich deutsche Glück erinnert, dem bestbewachten Volke Europas anzugehören.*)

Der alte Goethe, der schon seiner Zeit mit einem Seufzer der deutschen Paßscheererei gedachte, wenn er dieselbe mit den viel leidlicheren Zuständen seiner Jugend verglich, was würde Er jetzt erst sagen, wenn ihm beschieden gewesen wäre, den heutigen Blüthestand deutscher Polizei zu erleben, er, dem zuweilen selbst in seinem so gelind regierten Weimar des Polizeiwesens schon zu viel war. Wie richtig der alte Herr die Wurzel alles deutschen Philisterelends erkannt hat, das ist mir wieder einmal recht deutlich geworden, als ich heute den Vergleich las, welchen er bei Eckermann zwischen deutscher und englischer Jugend anstellt. Worin lag es,

*) Man erinnere sich, daß dies geschrieben wurde zu einer Zeit, wo in Preußen die reaktionäre Hinkeldeysche Polizeiwirthschaft in frechster Blüthe stand. [1871].

daß diese jungen Engländer, die er in Weimar sah, obschon nur ein Minimum ihrer Nation und schwerlich die besten derselben, daß diese jungen siebzehnjährigen Burschen sich in der deutschen Fremde keineswegs fremd und verlegen fühlten? daß sie sich vielmehr so bequem und voll Zuversicht benahmen, als wären sie überall die Herren und als gehöre ihnen überall die Welt? Waren sie gescheuter, geistreicher, gebildeter, unterrichteter, und von Herzen vortrefflicher als die deutschen? Lag es in der Geburt, im Reichthum, daß sie überall die Courage hatten, das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hatte, daß sie sich immer als komplete Menschen, wenn auch mitunter als komplete Narren darstellten? O nein! In allen diesen Dingen lag es nicht, sondern daran, wie Goethe meint, daß kein deutsches Polizeiregiment ihr Selbstgefühl geknickt und ihren Charakter gebrochen hatte von Kindheit an, daß keine übertriebene Schulzüchterei und Treibhausdressur sie alt und grau gemacht hatte, ehe sie jung gewesen waren.

„Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens, und welche Bedeutung ihm bei andern Nationen beiwohnt, kommt schon den Kindern zu Gute, so daß sie sowohl in der Familie als in den Unterrichtsanstalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und einer weit glücklich freieren Entwicklung genießen als bei uns Deutschen.“

„Ich brauche nur in unserem lieben Weimar zum Fenster hinaus zu sehen, um gewahr zu werden, wie es bei uns in Deutschland steht.“

„Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probiren wollten, gleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen

fliehen, so schnell sie konnten. Jetzt wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt, und sie mit ihres Gleichen vor ihren Thüren gern ein Spielchen machten, sehe ich sie immer genirt, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgend eines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Knabe mit der Peitsche knallen, oder singen, oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns Alles darauf hin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister."

Und nun dazu die auf Schulen und Universitäten durch die Hetzerei der Examina vor der Zeit oft geistig nnd leiblich ruinirte studirende Jugend, die Masse der durch das Schreiberleben körperlich anbrüchigen, dem Dämon der Hypochondrie verfallenen Staatsdiener, voll unnützen theoretischen Wissens und ohne geistige und körperliche Energie zu tüchtiger Praxis, ohne Wohlwollen in Behandlung der Menschen, weil ihnen selber nicht wohl ist — — ein Jahrhundert schien dem alten Herrn erforderlich, um die Deutschen aus abstrakten Gelehrten und Philosophen zu Menschen zu machen. Er selbst aber mochte sich lieber diese Gedanken aus dem Sinne schlagen, um „die grauen Nebeltage der Gegenwart, das Unbehagen und den Druck der Zustände um ihn her nicht ganz unerträglich zu finden." — Und das war Anno 1828, während wir jetzt im Jahre 1851 leben!

Ich habe neulich erzählt, wie es Schiller erfreute, als ihm zum ersten und letzten Male in seinem Leben die Jugend eine polizeiwidrige öffentliche Huldigung vor dem Theater in Weimar

zu bringen sich herausnahm. Ganz ebenso empfand Goethe bei einer ähnlichen Gelegenheit, wie er in seinen Tags- und Jahresheften erzählt. Es war im Jahre 1801, auf seiner Reise nach Pyrmont, die ihn durch Göttingen führte. Dort im Gasthofe angekommen bemerkte er bei einbrechender Dämmerung einige Bewegung auf der Straße. „Studirende kamen und gingen, verloren sich in den Seitengäßchen und traten in bewegten Massen wieder vor. Endlich erscholl auf einmal ein freudiges Lebehoch! aber auch im Augenblick war alles verschwunden. Ich vernahm, daß dergleichen Beifallsbezeugungen verpönt seien, und es freute mich um so mehr, daß man es gewagt hatte, mich nur im Vorbeigehen aus dem Stegreife zu begrüßen." Er empfing die Anstifter dieser Gesetzlosigkeit, welche sich schriftlich bei ihm meldeten, „mit Antheil und Vergnügen," und seine Erzählung schließt mit den Worten: „Ein so freudiger Empfang wäre den Gesunden schon wohlthätig gewesen, dem Genesenden ward er es doppelt."

Und wenn alle Nachrichten über die deutsche Polizeisklaverei verloren gingen, so würde diese einzige Stelle aus Goethe's Schriften Zeugniß geben von dem politischen Zustande einer Nation, in welcher der erste deutsche Dichter und zugleich der Staatsminister eines deutschen Fürsten sein Herz gehoben fühlt darüber, daß eine begeisterte Jugend, um ihm seine Verehrung auszudrücken, es „wagen" muß, dem Polizeiverbote heimlich und unter dem Schutze der Dämmerung ein Schnippchen zu schlagen. Und wer aus dem scheinbar Unbedeutenden und Kleinen das darin enthaltene Große und Bedeutende zu folgern vermag, der wird zugestehen, daß kaum eine Revolution zu denken ist, die nicht berechtigt wäre, wenn in

einem Volke endlich das Gefühl der Entwürdigung zu erwachen beginnt, zu welcher es vor dem Richterstuhle der Weltgeschichte eine solche Erniedrigung verdammt.

Ich las neulich in einem naturwissenschaftlichen Buche, welches unter dem Titel: „Die Macht des Kleinen sichtbar in der Bildung der Rinde unseres Erdballs“ *) das Leben der Polypen behandelt folgende Bemerkung. „Wenn die verschiedenen Polypen, welche einen Polypenstock bilden, ihre Fangarmen ausgebreitet haben, dann wird ein und dieselbe Ursache, zum Beispiel eine Bewegung in der Flüssigkeit, nicht selten sie alle plötzlich in demselben Augenblicke in ihre Höhlen zurücktreiben. Die anatomische Untersuchung erkennt den Grund dieser gemeinschaftlichen und gleichzeitigen Thätigkeit darin, daß alle die Thiere, welche eine solche Polypengemeinde bilden, wirklich einen Körper ausmachen, einen Körper mit vielen Köpfen, aber blos mit einem Sinne.“

Ein Körper mit vielen Köpfen, und nur einen dominirenden Sinn, der von außen bestimmt wird — ist das nicht das Ideal eines polizeieinigen Deutschlands?

Mit jener Freude des alten Goethe über die polizeiwidrige Huldigung, welche ihm die Studenten darbrachten, steht es nun allerdings wieder sehr im Kontrast, daß um dieselbe Zeit Goethe selbst in Weimar als Vorstand des Hoftheaters streng darauf hielt, keine Beifallsbezeugungen des Publikums im Theater aufkommen zu lassen. Bravo zu rufen in Gegenwart des Hofes galt damals in Weimar für unschicklich, und als Jenaer Professoren bei der

*) Von dem Holländer P. Harting, deutsch von Schwartzkopf 1851.



ersten Aufführung von Schillers Braut von Messina aus ihrer Loge am Schlusse der Vorstelluug einen solchen Beifallsruf erschallen ließen, in den das ganze Publikum alsbald einstimmte, gerieth Goethe so in Aufregung, daß er noch an demselben Abende eine Untersuchung anzustellen befahl, um die Schuldigen zu ermitteln!*)

---

*) „Aus Goethe's Leben," von einem Zeitgenossen, Leipzig 1849. S. 4 bis 5. Etwas anderes bei Hofmeister in Schiller's Leben, V. S. 61—62.

Weimar, im Juli 1851.

Bei Rath Kräuter, Goethe's langjährigem Sekretair, sah ich eine Büste Goethe's die zu den Seltenheiten gehört. Goethe hat dazu einen Abguß über seinem Gesichte machen lassen; er that es, wie uns Herr Kräuter erzählte, um einen armen jungen Bildhauer aufzuhelfen. Der Gesichtsausdruck ist von höchster Naturwahrheit, die Formen noch nicht schlaff hängend sondern kräftig und machtvoll. Nur der Ernst der Züge hat etwas, das finster zu nennen ist. Als Kräuter dies einmal als das Einzige bemerkte was ihm an dem sonst vollkommen getroffenen Abbilde nicht ganz recht sei, erwiederte Goethe, der gekommen war seinem früheren Diener in der eignen Wohnung einen Besuch zu machen: „Meinen Sie denn daß es ein Spaß ist, sich das nasse Zeug in's Gesicht streichen zu lassen, ohne eine Miene zu verziehen? Da ist's eine Kunst nicht noch viel unwirscher auszusehen!"

In dem Hause des alten treuen Gehülfen Goethe's war jedes Wort unserer Abendunterhaltung der Verehrung des großen Man-

nes geweiht. Rath Kräuter, seit vielen Jahren Bibliothekar der Großherzoglichen Bibliothek, gehört zu den Menschen in Weimar, von denen das Wort Immermanns eine Wahrheit ist, das ihnen mit Goethe's Hingange Licht und Leben aus ihrem Dasein hinweggethan sei; der Rest ist nur noch eine Klage um den unersetzlichen Verlust.

Ich ließ mir ihn beschreiben und schildern von dem Manne der ihn Jahrelang täglich gesehen; und nichts als Gutes und Großes, Edles und Würdiges war es, was ich vernahm. Der gütige, milde, nachsichtige Herr und Vorgesetzte, der liebevolle Hausvater und Gatte, der humane, überall menschlich theilnehmende, rathende und helfende Freund des Unglücks und des strauchelnden Fehl's und Irrthums, dies vor allem, das private, menschlich Sittliche, war es, was durch zahlreiche Züge und Beispiele belegt zur Sprache kam. Wie aufopfernd thätig er sich auch mit realer Geldhülfe erwiesen, wobei sein Arzt oft den geheimen Almosenier machte, davon, so wie von seiner Großmuth, die selbst dem, der gegen ihn sich vergangen, nicht nur verzieh, sondern ihm auch über die bürgerlichen Folgen solchen Fehltritts hinweg zu helfen suchte, hatte ich gar manches zu vernehmen, das freilich seiner Natur nach nicht öffentlich mittheilbar ist.

Von Goethe's imposanten Aeußern erzählte er folgende Anekdote. Es war eines Frühling-Morgens beim Diktiren, als Goethe plötzlich innehaltend sagte: „Es ist doch eigentlich unrecht, lieber Kräuter, daß ich so gar nicht mehr in die Natur hinaus komme, das Wetter ist so schön, wir wollen hinaus gehen, und draußen ein Stück weiter arbeiten.“ Damit gab er dem Sekretair aller-

hand Papiere und Bücher, und beide machten sich auf den Weg, um durch den Park nach dem Garten am Stern zu gehen. Goethe, damals schon ein Siebziger, im langen blauen Oberrocke, ein blaues Mützchen auf dem Haupte, die Hände auf den Rücken gelegt, wie er aus Gesundheitsrücksicht immer zu thun pflegte, schritt heiter stattlich daher. Auf dem breiten Wege des Parks begegnet ihnen einen alter Bauer, der in seiner Jacke mit vielen Knöpfen, langem Rock und Dreimaster, den Wanderstab lang aus der Hand hervorstehend, auf die beiden zukommt. Wie der Mann die stattliche hochaufrechte Greisengestalt erblickt, stutzt er, bleibt mitten im Wege stehen, stemmt den Stock auf die Erde, legt beide Hände und das Kinn darauf und betrachtet sich in dieser wunderlichen Stellung den heranschreitenden Goethe so starr und bezaubert, daß Goethe und sein Begleiter sich trennen und jeder seitwärts vorbeigehen mußten, weil der Alte sich nicht aus seiner Stellung rührte. Es war seiner Tracht nach ein Mann aus einer entfernteren Landesgegend, der Goethe nie zuvor gesehen, und das Ganze eine Bestätigung des Napoleon'schen: Voilà un homme! —

Goethe war recht eigentlich was man Kinderlieb nennt, sein ganzes Leben lang. Er war es in der Jugend, wo er in Weimar häufige Kinderfeste selbst veranstaltete, und wo er Jahre lang mit einem Knaben, dem Sohne der Frau von Stein zusammenlebte, in der Entfernung mit ihm briefwechselte, sogar aus Italien ihm Briefe schrieb, wie sie so ganz passend für eine kindliche Auffassung schwerlich jemals über die bedeutendsten Gegenstände der Kunst und des Lebens an einen Knaben von 11—12 Jahren geschrieben sind; und er blieb es bis in sein spätestes Alter. Einstmals am

Geburtstage eines seiner Enkel spielte eine Knabenschaar, unter der sich auch der junge Kräuter befand, ihr Räuber- und Soldatenspiel. Der Räuberhauptmann war eben gefangen und in eine Kammer des Gartenhauses gesperrt, als der alte Goethe, damals fast ein achtzigjähriger, zu den Knaben hinaustrat. Was seid ihr? fragte er die nächsten: „Räuber!“ Wo ist Euer Hauptmann? „Gefangen!“ — „Und Ihr schämt Euch nicht, Euern Hauptmann im Gefängniß zu lassen, statt ihn zu befreien?“ „Ja aber die andern haben die Thüre zugeschlossen!“ — Ist das ein Hinderniß für ordentliche Kerls, die ihren Hauptmann befreien wollen? Und so von ihm ermuthigt, stieß die Jüngerschaft mit lautem Hurrah die Thüre ein, und holte den Gefangenen heraus, während der alte Herr zufrieden lächelnd wieder in sein Grübelstübchen zurückkehrte. —

Der Anblick der oben gedachten Goethe'schen Büste brachte mich zu der Frage: ob und wie sich Goethe über seine Kolossalbüste von David ausgelassen, und ob sie ähnlich sei? Er hat sich darüber ausgesprochen, aber die unartikulirten tiefen Töne, die er wohl, wie er zuweilen pflegte, wenn ihn etwas frappirte, bei der Betrachtung derselben ausgestoßen, konnte, wer seine Art kannte, wohl dahin auslegen, daß ihm diese Darstellung seiner Gewaltigkeit sehr wohl gefiel. Und dies ist gewiß richtig. Die Auffassung des genialen Franzosen, der in Goethe die olympische Götternatur in kleiner und enger Umgebung sah, war manchen Weimaranern nicht zu Sinne. Goethe giebt dies in seiner Art sehr deutlich in einem Briefe an Zelter zu verstehen: „Die kolossale Marmorbüste von David's Hand, schreibt er 1831, ist angekommen und giebt

viel zu reden. Ich verhalte mich ganz ruhig; denn ich habe in und mit dem kleinen Format schon genug zu thun, als daß ich begreifen könnte, wie sich ein doppelt und dreifach vergrößerste Form benehmen könnte." Indessen findet er sie „vortrefflich gearbeitet, außerordentlich natürlich, wahr und übereinstimmend in allen ihren Theilen."

Weimar, im Juli 1851.

In der Weimarischen Kunstsammlung haben mich besonders die Handzeichnungen von Carstens beschäftigt. Und zwar sowohl ihrer selbst willen, denn sie sind ohne Frage das Kostbarste, was jene Sammlung enthält, als auch um des Künstlers willen, dessen Lebensschicksal, so oft ich auch seiner gedachte, mich immer mit tiefer Traurigkeit erfüllt hat. Das größte Talent aus Mangel an äußerer Zeitbegünstigung unvollendet bleiben, den Genius eines Michel Angelo sich lebenslang mit der Erbärmlichkeit seines Zeitalters abringen, einen heroischen Charakter mit der Barbarei und Rohheit seiner Umgebung und mit der Jämmerlichkeit alltäglichster Noth einen unaufhörlich erneuten Kampf bestehen zu sehen, in welchem sich der tapfere Kämpfer zu Tode siegt — solcher Art ist das Schauspiel, welches Jacob Asmus Carstens Leben dem Betrachter gewährt. Geneigt wie wir sind, aus unsern Nöthen uns Tugenden, aus unserer Bettelhaftigkeit einen Reichthum zu machen, haben wir's auch zu dem Gemeinplatze gebracht, den Kampf mit Hindernissen aller Art als eine gute, ja nothwendige „Schule des Genius" anzusehen! Hungernde Künstler, Poeten „im Dachstübchen" sind typisch geworden; — ein Gutzkow denkt sich dergleichen selbst in dem

Perikleischen Athen, statt der Dichter mit dem fürstengleichen Dasein eines Aeschylus und Sophokles! Wie anders Goethe! „Ein jedes Talent," sagt er einmal, „dessen Entwicklung von Zeit und Umständen nicht begünstigt wird, so daß es sich vielmehr erst durch vielfache Hindernisse durcharbeiten, von manchen Irrthümern sich losarbeiten muß, steht unendlich im Nachtheil gegen ein gleichzeitiges, welches Gelegenheit findet, sich mit Leichtigkeit auszubilden, und was es vermag ohne Widerstand auszuüben." Von dem Nachtheil, in welchem schon an und für sich jeder moderne Mensch gegen die Alten stehe, mochte er vollends gar nicht reden.

Was hätte ein Künstler wie Carstens werden können, wenn seinem Genie die Möglichkeit gegeben gewesen wäre, sich ungehindert natur- und kunstgemäß zu entwickeln, statt daß er in der Wirklichkeit auf den rauhesten Pfaden, über Klippen und Abgründe, durch Gestripp und Wildniß mühsam und blutend sich den Weg zu seinem Ziel suchen mußte, und im Augenblicke, wo er es vor seinen Augen aufleuchten sah, mit keuchender Brust und erschöpfter Lebenskraft zusammenbrach.

In der Armuth und Dunkelheit eines Schleswigschen Dorfs beginnt sein Leben. Ein Kirchenbild im Dome erschüttert den zwölfjährigen Bauerknaben zu Thränen freudiger Rührung, durch die Sehnsucht, einst auch zu Gottes Ehren so herrliche Gestalten malen zu können. Aus dem dürrsten Felsen saugen Strauch und Baum, aus dem ärmlichsten Boden Talent und Genie die Nahrung ihres Wachsthums. So Carstens. Die Holzschnitte seiner Schulbücher, die gemalten Blumen im Schrank seiner Mutter waren im zartesten Kindesalter die erste Nahrung seines Kunsttriebes. Alles Gestaltete sucht er zeichnend nachzuahmen; so ist die Nachahmung

nicht das Wesen, wohl aber ein Ausgangspunkt der Kunst. Dieser Trieb künstlerischer Nachahmung, der seine ganze Seele erfüllte, machte ihn zu dem schlechtesten Schüler der Stadtschule zu Schleswig. „Lehrt mich Zeichnen und Malen," rief er aus, als ihm der Lehrer wegen seiner Unwissenheit ausschalt, „und ich will besser lernen, als alle Mitschüler!" Eine Ohrfeige war seine Antwort. Dieser Vorfall war das Symbol seines ganzen Lebens. Wenn die Schule mit einem Genie, und gar mit einem künstlerischen, nichts anzufangen weiß, so hat das Leben meist noch weniger Raum dafür in einer Zeit, wo weder Staat noch Kirche einen Zusammenhang mit der Kunst haben, und wo diese höchste Blüthe menschlichen Geistes von beiden nur noch als eine überflüssige Schmarotzerpflanze betrachtet wird.

Der junge Carstens verläßt die Schule, und sucht bei einem genannten Maler als Lehrling anzukommen. Aber der eine fordert zu viel Geld, das er nicht hat, der andere greift ihm an das, wovon er zu viel hat, an sein Ehrgefühl. Er kann nicht sieben Jahre lang jährlich hundert Thaler Lehrgeld zahlen, die der eine fordert; und er will nicht drei Jahre lang als Stiefelputzer und Rockausklopfer Knechtsdienste thun und in Livrée hinter der Kutsche stehen, was der Herr Rath Tischbein in Kassel zur Bedingung freier Lehrzeit machte. Als bald darauf seine Mutter stirbt, zwingen ihn die Vormünder trotz seines flehentlichen Bittens, bei einem Weinhändler in die Lehre zu treten. Hier verliert er fünf kostbare Jahre, um am Ende derselben zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß es ihm eben so unmöglich sei, Kaufmann zu werden, als von der Kunst zu lassen. Mit Aufopferung eines Theils von seinem

kleinem Erbe kaufte er sich von den noch übrigen zwei Dienstjahren los und ging (1776) nach Kopenhagen.

Carstens war jetzt zwei und zwanzig Jahre alt. Während seiner fünfjährigen Kaufmannslehrzeit hatte er sich in den spärlichen Mußestunden im Portraitzeichnen geübt, und aus Webb's Untersuchungen über das Schöne in der Malerei die Namen und Werke der großen Italienischen Maler kennen gelernt. Ein Minervenkopf von Giuseppe d'Arpino und ein Gemälde aus Rubens Schule waren die einzigen Kunstwerke, die er während jener fünf Jahre gesehen, wie es die einzigen Gemälde blieben, welche er während seines ganzen Lebens kopirt hat.

In Kopenhagen ging ihm eine neue Welt auf. Die dortigen Antikenabgüsse zeigten ihm zum ersten Male in dem Vatikanischen Apollo, dem Laokoon, dem Borghesischen Fechter und dem Herkules Farnese das Höchste bildender Kunst. „Ein heiliges Gefühl der Anbetung (erzählte er später) durchdrang mich, und bewegte mich fast zu Thränen. Es war mir, als ob das höchste Wesen, zu dem ich als Knabe im Dome zu Schleswig oft so innig gebetet hatte, mir hier wirklich erschienen und nun mein Gebet erhört sei." Alles Nachzeichnen schien ihm unthunlich und nutzlos. Er that nichts als sehen und wieder und immer wieder sehen, um sich diese Formen so fest einzuprägen, daß er sie später selbst nach Belieben wieder zu erzeugen vermöchte. Daneben hörte er Vorlesungen über Anatomie und lernte lebendige Gestalten verstehen. Aber auch hier mochte er nur sehen, nicht nachzeichnen, welches ihm bei dem stärksten Triebe zur Kunst immer zuwider war und ihm eine unwürdige Art des Studirens schien. Darum konnte er sich auch nicht entschließen, die Kunstakademie als Schüler zu be-

suchen, weil ihm alles zerstückelte Lernen, so wie das ganze akademische Klassenwesen verhaßt war. Carstens hat von dieser seiner Lehrzeit und den nächstfolgenden fünf Jahren eine Art Autobiographie hinterlassen, welche sein Freund Fernow mitgetheilt hat. Kein junger Künstler sollte sie ungelesen lassen.

So studirt er vier Jahre lang still für sich hin. Ein befreundeter Bildhauer liefert ihm Theile von Kopien nach Antiken, die derselbe in gebranntem Thon zu Rom angefertigt hatte. Dazu lies't er die Schriften von Du Bos, de Piles, Gerhard Lairesse's „großes Malerbuch," und macht die Kupferstiche von Rafaels Logen, welche ihm zu derselben Zeit in die Hände kamen, zu seinem vornehmsten Wegweiser in der Komposition. Bei seiner Scheu, sich Menschen zu nähern, muß er sich wohl an Bücher halten. Da er es verschmäht, die Akademie zu besuchen, wird er gezwungen, sein eigner Lehrer zu werden und gleichsam alles selbst zu entdecken. Dafür bleibt er aber auch frei von allem „Schlendrian" akademischer Komponirkunst und von allen Irrwegen der Manier. Denn „Muster wie Rafaels Logen (sagt er) konnten mich nicht irre leiten." Daneben fing er an die Alten in Uebersetzungen zu lesen — sie blieben bis an seinen Tod seine liebste Lektüre. Seine erste größere Komposition, eine Scene von Milton, bestellt ein Graf Moltke, der die Zeichnung gesehen; aber der hochmüthige Edelmann weis't das fertige Bild auf kränkende Art zurück. Dafür kauft der Erbprinz von Dänemark dasselbe für den doppelten Preis, und nimmt eine Zeit lang den jungen Künstler unter seine Protektion. Carstens ließ sich jetzt bewegen, in die Akademie zu treten, weil sich an diese Bedingung die Aussicht auf eine Reise nach Rom mit königlicher Unterstützung knüpfte. Der

tüchtigste unter den damaligen akademischen Malern, Professor Abilgaard, von dessen Kolorit Carstens selbst zu sagen pflegte, daß es fast so schön gewesen, als das von Tizian und Paul Veronese, wünschte den genialen jungen Deutschen zum Schüler zu haben. Aber Carstens Selbstgefühl sträubte sich gegen solche Unterordnung. Dafür versagte ihm die gekränkte Eitelkeit des Akademikers nicht nur jede Förderung durch Mittheilung seiner Farbentechnik, sondern er suchte ihn sogar überhaupt von dem Entschlusse abzubringen, seine Künstlerlaufbahn fortzusetzen. Dieser Abrath hatte aber die entgegengesetzte Wirkung. Carstens erklärte laut: daß er trotz ihm ein Maler werden wolle. Bald aber sollte sein ganzer Zusammenhang mit der Akademie zerrissen und dadurch alle Aussichten auf eine Reise nach dem gelobten Lande der Kunst vernichtet werden.

Bei einer Preisbewerbung ward ein Verwandter Abilgaards mit dem ersten Preise gekrönt, während diese Auszeichnung nach dem allgemeinen Urtheile der Arbeit eines andern jungen Künstlers gebührt hätte. Carstens theilte die Empörung seiner Genossen über diese Ungerechtigkeit; aber während alle andern sich stille hielten, trat er allein offen dagegen in die Schranken. Er wies die ihm selber zuerkannte Preis-Medaille zurück, wenn nicht jener, der ihn verdiente, den ersten Preis erhalte. Ein solcher Trotz war unerhört. Carstens ward aus der Akademie verwiesen. Die Gunst des Erbprinzen und alle Aussichten, die sich daran knüpften, waren auf immer verscherzt. Jetzt macht er einen Versuch, Italien und Rom auf eigne Hand zu erreichen. Einige hundert Thaler, die Ersparnisse zweijähriger Portrait-Zwangsarbeit, bringen ihn bis Mantua, wo ihm in Giulio Romano's Meisterwerken eine neue Welt aufgeht. Vier Wochen lang weilte er zu ganzen Tagen im

Palast del Te, und suchte sich den großen kraftvollen Stil dieser kühnerfundenen Werke tief einzuprägen. „Die Erinnerung daran, sagt er, blieb mir, als ich bald nachher wieder unter dem nordischen Himmel, von allen Kunstwerken abgeschnitten, Jahre lang schmachten mußte, ein leuchtender Leitstern!“ Der wohlgemeinte Rath eines deutschen Grafen, der ihn mit einer Empfehlung an den kommandirenden General Stein nach Mailand gehen hieß, ward sein Unglück. Der General wies ihn barsch ab, das Reisegeld war geschmolzen, der arme Künstler mußte sich zur Rückreise entschließen. Pfenniglos erreichte er zu Fuße wandernd, Zürich, wo er durch den Verkauf einiger seiner besten Handzeichnungen und durch Portraits, die er für Lavater macht, zwanzig Laubthaler zusammenbringt, mit deren Hülfe er, zu Fuße weiter wandernd, arm und abgerissen die Heimath erreicht. Hier potraitirt er wieder fünf Jahre lang für's Brod, um in den freien Stunden an seinen eigenen Kompositionen schaffen zu können, ohne Nahrung für seinen Kunstsinn durch Natur und Kunstwerke, ohne Hülfsmittel, ohne Aufmunterung, ungekannt und unerkannt von seinen Umgebungen, und dabei kämpfend mit einem Brustübel, das Noth und Anstrengungen vorzeitig entwickelt hatten, aber immer ungebeugten Sinnes und Geistes, aufrecht erhalten durch die Begeisterung für seine Kunst. Ueber die Kupferstiche nach Rafael und Michel Angelo, Giulio Romano und Carracci blickte er wohl von Zeit zu Zeit sehnsüchtig hinaus nach Florenz und Rom, aber ohne alle Hoffnung je dahin zu gelangen. Nur einmal übermannte ihn während dieser langen Zeit, wie sein treuer Fernow erzählt, der Schmerz dieser Sehnsucht, und er klagte unter heißen Thränen dem Freunde sein

widriges Geschick, das ihn fern gebannt halte von dem Ziele seines Lebens in öder Sklavenarbeit des rauhen Nordens.

In dieser Zeit entstanden eine Reihe von Kompositionen theils allegorischer Art, theils nach Homer, Ossian, Klopstock und den griechischen Dichtern und Historikern. Einige von diesen, wie z. B. Kassandra vor dem Palast des Pelops in Argos weissagend, Sokrates, der dem Alcibiades bei Polidäa das Leben rettet, Ossian und Alpin zur Harfe singend, befinden sich unter dem Nachlasse des Künstlers in der Weimarischen Kunstsammlung. So unbekannt lebte der größte Genius deutscher Kunst in seiner elenden schwarzberäucherten Lübecker Dachstube, daß selbst der einzige Kunstfreund Lübecks, ein reicher Rathsherr, nur durch Zufall seine Bekanntschaft machte. Hochverwundert in so elender Umgebung und in so unscheinbarer Hülle einen Geist zu finden, der mit Homer und Pindar, Aeschylus und Shakespeare in vertrauter Bekanntschaft lebte, und Scenen aus ihren Werken in eigenen Kompositionen darstellte, gewährte er ihm die Mittel, wenn auch nicht nach Rom zu gehen, so doch Lübeck mit Berlin zu vertauschen. Auch hier in Berlin bleibt er Jahrelang unbekannt, ernährt sich kümmerlich durch Zeichnungen für Buchhändler — die Umrisse zu Moritz Götterlehre und Ramler's Mythologie u. dergl. m. sind von ihm — und durch anderen elenden Kunsttrödel, zu dem ihn die Noth zwang. Endlich gelingt es ihm durch Ausstellung einer großen Komposition: der Sturz der Engel, von nahezu 200 Figuren, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Er wird Professor an der „Akademie der Künste und mechanischen (!) Wissenschaften“ 1790, bedingt sich aber aus, nur allein unter dem Kurator derselben, Minister von Schleinitz zu stehen, wodurch er sich sämmt-

liche akademische Kollegen nach Gebühr zu Feinden macht. Das Glück dieser Anstellung brachte ihm 150 Thaler Jahrgehalt, die ein Jahr später auf 250 gesteigert wurden, so daß er wenigstens vor dem buchstäblichen Hungertode geschützt war. Dafür gab er den Schülern der Akademie täglichen Unterricht im Zeichnen nach Gypsabgüssen. Der freiheitsstolze Carstens hatte diese Stellung nur aus dem einzigen Grunde angenommen, weil sie ihm den schwachen Schimmer einer Hoffnung bot, nach Rom zu gelangen. Diese Hoffnung erfüllte sich endlich, vier Jahre nach Carstens Ankunft in Berlin. Nachdem er Geld, Kraft und Gesundheit bei der ihm übertragenen Ausmalung eines Saales im Dorville'schen Hause zu Berlin für den Minister zugesetzt hatte, erhielt er endlich ein zweijähriges Reisestipendium von einigen hundert Thalern, mit dem er nach Italien eilte.

Er war 38 Jahr alt, die Jugend und der schönste Theil des Mannesalters waren dahin, ihre Kraft verkämpft im unaufhörlichen Ringen gegen ein ungünstiges Geschick und eine elende Zeit, sein Körper vom Siechthum ergriffen und erschöpft; nur die Gluth der Begeisterung und der stählerne Wille eines großen Charakters hielten den Leib noch sechs Jahre lang aufrecht, ehe er zusammenbrach. Und auch dieser kümmerliche Lebensrest und mit ihm das Glück der endlichen Erfüllung seiner Lebenssehnsucht, im Genuß Italiens und seiner Kunstschätze, wurden ihm verbittert und getrübt. Einmal in Rom, konnte und wollte er nicht mehr zurück nach Deutschland. Aber der preußische Beamtenstaat kannte kein Erbarmen. Man entzog ihm seine Pension, ja man forderte Rückerstattung derselben als Schadenersatz für das Aufgeben seiner Berliner Lehrerstelle, und konfiszirte zu dem Ende seine eingesendeten

Werke! Das that an Deutschlands größtem Kunstgenius um weniger hundert Thaler willen der Minister eines Fürsten, der zu derselben Zeit, wie uns Vehse in seiner „Geschichte des preußischen Hofs und Adels“ erzählt, an Maitressen und Günstlinge Millionen verschwendete! Wenn man die zwischen Carstens und dem Minister bei dieser Gelegenheit gewechselten Briefe liest, so sollte man denken, der Bankerott des preußischen Staats sei unvermeidlich an die zweijährige Pension des Künstlers geknüpft. Als Carstens nun gar für seine Rückkehr die Bedingung gemacht hatte, daß man ihm dort eine Gallerie (d. h. einen öffentlichen Saal) mit seinen Kompositionen auszumalen gebe, weil er meinte: „öffentliche Kunstwerke dieser Art seien das einzige Mittel, im Volke das Gefühl des Schönen zu erwecken,“ da gerieth der Minister vollends außer sich. Er bildete sich ein, der Künstler verlange nichts Geringeres, als daß der König von ihm eine ganze Bildergallerie im deutschen Sinne des Worts malen lassen solle, und beeilte sich ihm zu schreiben: „Bildergallerien habe man bereits in Berlin, und sie seien zu freiem Zutritt für Jedermann eröffnet.“ Und dieser Edle war der höchste Vorsteher aller Kunstinteressen im damaligen Staate der Intelligenz!

In Rom stellte sich Carstens indeß bald ganz auf eigene Füße, und hier war es, wo alle Welt erkannte, daß man es in der Zeit der Zwerge mit einem jungen Riesen zu thun hatte. Er veranstaltete 1795 eine eigene Ausstellung von eilf großen Kompositionen in Tempera, Aquarell und Zeichnung. Kein Oelgemälde war darunter, denn die Farbe war nicht Carstens Stärke. Diese Ausstellung begründete seinen Ruhm in der ganzen Künstlerwelt. Die größten Talente aller Nationen, besonders die Eng-

länder und Italiener, unter den Letzteren Männer, wie Camoccini, Benvenuti und Bossi, sprachen laut ihre Bewunderung aus, und ehrten ihn als ihren Meister. Neider und Verkleinerer fand er allein an seinen deutschen Landsleuten, von denen nur ein Einziger, Wächter von Stuttgart, eine ehrenvolle Ausnahme machte.

Jetzt endlich stand Carstens wie und wo er stehen mußte. Sein Genie war anerkannt, sein Name verbreitet, die Schätzung der besten Zeitgenossen und Mitstrebenden erworben, die Verbindung mit reichen Kunstfreunden angeknüpft, seine Existenz im geliebten Rom gesichert — nichts fehlte ihm als — Lebenskraft. Aber ein Dasein voll Mühsal und Noth hatte diese vorzeitig erschöpft. Noch zwei Jahre angestrengten Schaffens gelang es ihm dem siechen Leibe abzuringen; in ihnen entstanden unter andern seine vierundzwanzig Darstellungen des Argonautenzuges und vier von den in Weimar befindlichen Zeichnungen. Von Krankheit niedergeworfen und an das Siechenlager gefesselt, war der letzte Gegenstand, der seine Hand und seinen Geist beschäftigte, eine Komposition nach Hesiod's „goldenem Zeitalter." Unter den Schmerzen tödtlichen Leidens, im Angesichte des Todes, blieb sein Geist doch frei genug, um die heitersten Bilder der poetischen Unschuldswelt menschlicher Zustände zu entwerfen. Die Komposition blieb unvollendet; Carstens starb am 25. Mai 1798. An einem Frühlingsmorgen, unter den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, senkten wenige Freunde bei der Cestiuspyramide den müden Leib des Mannes, der selbst den Sonnenaufgang neuerer Kunst herbeigeführt hatte, zur ewigen Ruhe ein. Vergeblich habe ich vor fünf Jahren die Stätte aufgesucht, um sie mit einem Kranze zu schmücken. Sie ist unbezeichnet, denn er hatte im Leben wie im Tode das Unglück — ein Deutscher zu sein.

Sein Schicksal hatte dem Künstler nicht vergönnt, irgend eine seiner größeren Kompositionen auszuführen. Sie waren bestimmt, im großen Style der besten Zeit die Gallerien und Säle öffentlicher Gebäude und Fürstenpaläste zu schmücken. Aber nur Eine Arbeit dieser Art — die Fresken des einst Dorville'schen Hauses in Berlin — hat er vollendet. Ich habe sie nicht gesehen, und weiß nicht einmal, ob sie überhaupt noch vorhanden sind.*) Sterbend hatte er nur den einen Wunsch, daß wenigstens sein Nachlaß zusammenbleiben möchte, „damit doch Etwas von dem Wenigen, was sein widriges Geschick ihm zu leisten vergönnt, die Spur seines Daseins erhalte."

Dieser Wunsch sollte erfüllt werden. Fernow, den er zum Erben seines Kunstnachlasses eingesetzt hatte, brachte denselben nach Weimar, wo durch Goethe's Vermittelung Karl August diese Zeichnungen ankaufte. Es waren die größeren Kompositionen, ursprünglich dreiunddreißig, von denen man jetzt nur noch einige zwanzig in der Kunstsammlung findet. Herr Sekretair Schuchardt hat den Anfang gemacht, dieselben durch den Stich von der Hand des tüchtigen Kupferstechers W. Müller weiter zu verbreiten. Bereits sind von diesem lobenswerthen Unternehmen zwei Hefte, jedes von vier Blättern, erschienen, welche kein Sammler und Kunstfreund, aber auch kein strebender Künstler sich entgehen lassen sollte. Mir werden sie eine liebe Erinnerung sein an die genußreichen Stunden, die ich im Anschauen der Originale verlebte.

Wenn man in diesen großartigen Kompositionen, in welchen sich Michel Angelo's Kraft mit Rafael'schem Schönheitssinne ver-

*) Sie sind bei dem Abbruche des Hauses zerstört worden.

einen, das eigentlich Charakteristische aufsucht, so findet man es in der eigenthümlichen und individuellen Lebensfülle und Wahrhaftigkeit, durch welche uns alle Gestalten vom ersten Augenblicke an als in sich vollendete Individuen erscheinen. Ich weiß keinen neueren Künstler, bei dessen im Bereich der Antike sich haltenden Kompositionen mir so ganz und völlig die Illusion antiken Lebens und Wesens geworden wäre, als bei diesen Carstens'schen Zeichnungen. Man fühlt es bei diesnn Darstellungen aus der Homerischen Heroenwelt, bei diesen Lapithen und Centauren, diesen Argofahrern, diesen Scenen aus Aeschylus und Sophokles, daß ihr Schöpfer sich ganz mit antikem Geiste erfüllt hatte, daß er, wie Winckelmann, selbst ein Grieche geworden war. Denn nur mit Winckelmann ist Carstens unter den Menschen seines Jahrhunderts in seiner Liebe zu den Alten zu vergleichen. Und wie Winckelmann durch seine begeisterte Beschreibung die Götterbilder antiker Plastik gleichsam zum zweiten Mal ins Leben rief, so ward Carstens der zweite Schöpfer der Heldengestalten hellenischer Poesie. Inmitten einer elenden Gegenwart und eines entarteten Kunstgeschmacks, in einer Zeit, deren Leben und Lebensformen auch nicht der schwächste Strahl des Lichtes reiner Schönheit erleuchtete — was blieb ihm übrig, als wie Schiller und Goethe zu fliehen in das Reich der Schatten, der Träume, der Ideale, in das Reich der antiken Poesie. Ihm hatte ein Gott gegeben, zu sagen, was er leidend erduldete. Alle seine Bilder sind nichts, als solch ein Sagen von dem tiefen Leiden einer großen Künstlernatur, die sich außer Zusammenhang findet mit der Welt um sich her. Er hätte leben müssen in der Zeit, wo die Lebensgenossen der alten italienischen Maler noch das Alterthum und seine Poesie verstanden,

wo Rafael die Farnesina malte, und die Carracci sich in die Poesie antiker Sage versenken durften. Mindestens hätte er vom Geschick begünstigt die Wandlung zu erleben verdient, welche sein Genius selbst unter den widrigsten Umständen durch seine Schöpfungen ausüben sollte auf die Richtung und den Geschmack der neueren Kunst. Nicht nur die Wächter, Koch, Schick, Genelli u. A. haben seines Geistes Hauch verspürt; nicht nur Thorwaldsen soll einige Jahre unter Carstens Leitung gezeichnet haben. Auch den größten und gefeiertsten der jetzt lebenden deutschen Meister, Cornelius, hat man ausrufen hören beim Anblick der Carstens'schen Zeichnungen: „Was wären wir, wenn der gelebt hätte!"

Carstens hat nie ein christliches Bild gemalt. Seine ganze Seele lebte in der antiken Welt, in der schönheitvollen Menschlichkeit hellenischen Daseins. Aber nicht nur die großen Heroengestalten Homerischer, Aeschyleischer und Sophokleischer Dichtung, die Thaten und Leiden eines Achill und Oedipus, eines Jason und seiner Argonauten, trieb ihn sein Geist, in sichtbares Leben zu rufen. Auch die Komödie und die Geschichte seiner geliebten Hellenen, sowie die Lyrik Pindars und die geistreiche Satire Lucians lieferten ihm die Gegenstände seiner Kompositionen. Sein Alcibiades in der Schlacht von Potidäa, beschützt von dem tapferen Sokrates, sein Strepsiades im Sokratischen Studienstübchen, horchend auf die aberwitzigen Lehren des Aristophanischen im Hängekorbe schwebenden Philosophen; sein Lucianischer Megapenthes auf Charons überfüllten Nachen mit Gewalt geschleppt, und wie viele andere Kompositionen noch bezeugen nicht minder die Kraft allseitiger Auffassung hellenischen Wesens und hellenischer Denkweise, welche diesem Genius innewohnte. Am wenigsten ansprechend

sind mir seine Zeichnungen nach Ossian und Klopstock, liebenswürdiger seine Allegorien nach Hesiod und Sanchuniathon. Aber vor Allem interessant bleibt es, daß ihm jenes Shakespeare zugeschriebene „Trauerspiel in Yorkshire" zu einer Komposition Anlaß gab. Hier hat der Künstler eine Verzahnung stehen gelassen für den Zukunftsbau der Kunst. Denn was man auch sagen, wie sehr man auch die Carstens'schen Kompositionen bewundern mag — die antike Herrlichkeit ihrer Stoffe ist zugleich ihr Mangel, ihre Stärke ist auch ihre Schwäche. Selbst groß ausgeführt in Gallerieen öffentlicher Gebäude würden sie doch nur eine, wenn auch noch so meisterhafte Huldigung sein, dargebracht der Idee der exclusiven Kunst. Das Volk, das Leben der Gesammtheit, würde keinen Schlüssel haben zu dem Verständnisse dieser Werke. Diese Helden sind ihm Nichts, diese Götter kennt es nicht, diese Mythen versteht es nicht. Dafür liegt sogar alles Biblische noch unendlich näher, und selbst Shakespeare's, Schiller's und Goethe's Gestalten sind dem Volke tausendmal zugänglicher als Lapithen und Centauren, Oedipus und Jokaste, Ganymed, Parzen und Nemesis. Wie Schade, daß der einzige Anfang, den man in Weimar gemacht hat, die Dichtungen unseres modernen Geistes in farbig gestaltetes Dasein zu rufen, bis jetzt, wenn man München ausnimmt, ein vereinzelter geblieben, und noch dazu theilweis keineswegs glücklich ausgefallen ist! Doch davon ein andermal.

Geht hin und seht Euch um nach den Hallen der Volksversammlungen und nach den Sälen, in welchen die Volkserwählten tagen, nach den Räumen, in welchen edle Geselligkeit die Menschen vereint, um die Meisterwerke der Musik zu hören oder die Dichtungen alter und neuer Zeit aus kunstgeübtem Munde vorgetragen

zu vernehmen. Seht Euch um nach diesen Hallen und Sälen, diesen Gallerieen und Arkaden, zum Lustwandeln bestimmt für den Arbeiter, der den Genuß sucht und suchen darf nach der mühseligen Arbeit, — seht ihre Wände und Wölbungen bedeckt mit den Gestalten, die den Menschen, welche sie schauen, vertraut sind aus Theater und Dichtung, aus Leben, Schule und Büchern, vertrauter noch durch das tägliche Anschauen selbst; seht Euch um nach diesen Räumen, geschmückt mit den Gestalten großer Menschen, und ihrer menschenwürdigen Thaten und Leiden, geschmückt mit Allem, was Poesie, Geschichte und Natur Großes, Edles und Schönes, den Menschen Erhebendes, Belehrendes, und Erfreuendes besitzen, geschmückt durch die Hand von Künstlern, die für die Zeit und für das Volk leben und schaffen, aus dem sie selbst hervorgegangen — seht Euch um nach solchen Rämmen, wo der Geringste unter dem Volke täglich und stündlich Herz und Seele erweitern und beleben kann im Schönen und durch das Schöne, das er verstehen mag — wo sind sie? Ich sehe Menschenställe, Kasernen genannt, für das Volk, tabakraucherfüllte Ressourcen und Casinos für die „Gebildeten," Paläste und Lustschlösser für die Herren der Erde, — und Kunstspeicher gefüllt mit Kunstwerken aller Art und aller Gattung, Gallerieen genannt, für die Kunstkenner; aber ich sehe kaum irgendwo einen Schatten von dem Zusammenhange der Kunst mit dem Leben, der als höchstes Ziel die Seele eines Carstens erfüllte, und den für sich zu erreichen, er sich selbst zu den Genossen eines Volkes machen mußte, dessen Leben zweitausend hinter seiner eigenen Zeit zurück und begraben lag.

Unter den Carstens'schen Zeichnungen, welche in die Goethe'sche Sammlung übergegangen sind, befindet sich auch eine Kom-

position nach Goethe's Hexenküche im ersten Theil des Faust. Goethe, der seinen ersten Theil des Faust erst acht Jahre nach Carstens Tode beendete, schrieb bekanntlich die Scene der Hexenküche in der Villa Borghese zu Rom. Dort in Rom wird sich eine Abschrift erhalten haben, nach welcher Carstens, der vier Jahre später nach Rom kam, seine Zeichnung entwarf. Sie könnte jedem Darsteller des Faust und Mephistopheles zum Muster dienen. Faust noch in der langen pelzverbrämten Mantelschaube des Gelehrten, das Professorenbarett auf dem Haupte, hager und langbärtig, die frühgealterte Gestalt auf einen Stab gestützt, ist in dem Augenblicke dargestellt, wo er Helena's Zauberbild, das dem Beschauer nicht sichtbar ist, erblickt. Hinter ihm bereitet die Hexe ihren Zauberspuk, während Mephisto eine hohe bärtige Gestalt, in weitem spanischen Beinkleid, mit einem Gesichte, dem man gar kein eigentliches Alter ansehen zu können meint, die rechte Hand auf Faust's Schulter legt, um ihn aus seiner Extase zurück und hin zum Verjüngungswerke zu rufen. Merkwürdigerweise hat der Künstler der sonst durchaus menschlichen Gestalt Mephistos den Pferdefuß gegeben, welchen die Hexe bei Goethe an ihrem Freunde vermißt, und zwar keinen Klumpfuß, sondern einen wirklichen Pferdefuß. Das kann schwerlich eine künstlerische Eigenmächtigkeit gewesen sein, vielmehr scheint es, daß Goethe selbst in der ersten Ausarbeitung jener Scene dies Zeichen der Volksphantasie beibehalten haben wird. Im Uebrigen hat sich, wie gesagt, Carstens den Mephistopheles des Dichters ganz menschlich gedacht und allen Ausdruck des Bösen nur in die verhärteten Züge des Antlitzes gelegt, das allerdings bei ihm so aussieht, als könnte es keine Seele lieben. Wie groß steht auch in dieser Beziehung Carstens über den Neue-

ren. Da sah ich in diesen Tagen Genelli's „Leben einer Hexe," die roheste Allegorie, die sich denken läßt, einen Teufel mit Krallen und Hornansätzen, der ein junges Mädchen um ihre Jungferschaft bringt. Aber das Mädchen ist schon als Kind von einer Hexe geraubt und auferzogen worden! Was braucht's da noch einen Teufel, „um solch' Geschöpfchen zu verführen!"

Gegen solche Sachen muß man die Carstens'schen Gestalten und ihre edle schönheitvolle Einfachheit halten, um den Unterschied zu sehen. Der Maler Rudolf Lehmann, mit dem ich gestern die Carstens'schen Kompositionen angesehen hatte, ging, als wir zurückkehrten, lange schweigend an meiner Seite. „Nicht wahr," sagte ich, „diese Carstens'schen Sachen sind erhaben?" — „Ja," erwiderte er mit einem tiefen Seufzer, „und dazu hat er die Schönheit gehabt!"

Was Fernow nicht erwähnt, und was ich bisher nur als Tradition anführen hörte, daß Carstens auf den Genius Thorwaldsens durch Lehre und Beispiel Einfluß geübt, das sehe ich jetzt durch eine, mir so eben in die Hände fallende Schrift: Thorwaldsen's Jugend von Thiele*), zur vollen Gewißheit erhoben. Schon in Kopenhagen hatte der neunzehnjährige Thorwaldsen die von Carstens dort zurückgelassenen Kompositionen bewundert, und gegen die Angriffe und Mäkeleien der akademischen Kritiker lebhaft für ihn Partei ergriffen. Aber einen noch tieferen Eindruck sollte der Genius des Künstlers auf ihn machen, als er ihm selbst im Jahre 1797 in Rom begegnete. Carstens war bereits von un-

*) Deutsch von Hans Wachenhusen. Berlin 1851.



heilbarer Krankheit ergriffen. Thorwaldsen lernte ihn bei dem dänischen Kunstforscher Zoëga kennen, und fühlte sich vor allen andern zu ihm hingezogen. Der dänische Biograph Thorwaldsens, welcher diese ersten sicheren Nachrichten über die Jugend des größten plastischen Künstlers der modernen Zeit aus dessen eigenen, erst von ihm entdeckten, Briefen und schriftlichen Aufzeichnungen geschöpft hat, sagt es ausdrücklich, daß die Carstens'schen Kompositionen ein Gegenstand von Thorwaldsen's Hauptstudium gewesen, und daß er dieselben theils vollendet theils kopirt habe. „Mehrere derselben wurden sein unschätzbares Eigenthum, das er später seinem Vaterlande hinterließ.“ Ja es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß diejenige Arbeit, welche auf Thorwaldsen's Schicksal den entscheidenden Einfluß übte, sein berühmter Jason, einer Komposition von Carstens seine Entstehung verdankt. Thorwaldsen selbst gestand, daß er Carstens Tod als ein persönliches Unglück empfand, als einen Verlust, der ihn schmerzlicher erschütterte, als selbst die gleichzeitige Wegführung aller Hauptwerke der plastischen Kunst des Alterthums aus Rom nach der Hauptstadt Frankreichs.

Thorwaldsen und Koch waren es auch, welche nach Carstens Tode seine Mappen ordnen halfen, und viele seiner Werke theils ausführten, theils kopirten. In der That, es liegt ein eignes Verhängniß darin, daß der Norden Europa's es sein mußte, der in Carstens und Thorwaldsen die beiden Erneuerer des Stils in Malerei und Plastik hervorbrachte. Und gleichsam als ob das Gunstgeschenk zu groß sei für die Zeit, ließ der Neid der Götter nur den Einen zur vollen Reife gedeihen, während er dem Andern die gleiche Vollendung seiner Bahn versagte. —

Carstens Neigung für die Allegorie, die sich in einigen Kom-

positionen zeigt, wird man billiger beurtheilen als Schiller es in dem Xenion: „Das Neueste aus Rom" gethan, welches lautet:

„Zeit und Raum hat man wirklich gemalt; es steht zu erwarten,
Daß man mit ähnlichem Glück nächstens die Tugend uns tanzt."

Diese Neigung gründete sich auf eine Vorliebe der Zeit, welcher selbst noch ein Winckelmann huldigte, und gerade Winckelmann, dieser deutsche Hellene, war dem Maler des Hellenenthums mehr als andere verwandt. Fernow hatte jene beiden Bilder seines Freundes im Merkur von 1795 lobend beschrieben. Dafür trat der sogenannte Maler Müller in Schiller's Horen gegen beide in die Schranken, und veranlaßte so jenes Schillersche Epigramm auf einen Künstler, der es vor allen verdient hätte, daß ihm in den Xenien ein bleibendes Ehrendenkmal gesetzt worden wäre. Aber auch dazu fehlte ihm, was er sein ganzes Leben hindurch entbehrt hat, — das Glück! —

Weimar, im Juli 1851.

Die Goethe'schen Kunstsammlungen habe ich gestern wieder einmal mit großem Interesse besucht. Genuß und Uebersicht derselben wird jetzt sehr erleichtert durch das beschreibende Verzeichniß, welches der Ordner und Beaufsichtiger dieser Sammlungen, Goethe's mehrjähriger Sekretair Herr Chr. Schuchardt, neuerdings herausgegeben hat. Dieser vierthalbhundert Seiten starke Katalog umfaßt indessen nur die Schätze der zeichnenden Kunst, welche Goethe während eines langen Lebens um sich zu versammeln gewußt hat.

Und doch war Goethe nicht, was man so eigentlich einen Sammler nennt. Zunächst und vor Allem unterschied ihn von einem solchen, daß ihm das Sammeln und die Sammlung nur Mittel, nicht Selbstzweck waren, Mittel zu eigner Ausbildung und stetiger Erweiterung seiner Erkenntniß der Kunst und ihrer Entwickelung nach allen ihren Richtungen. Das Wesentliche der Kunst in jeder Form zu erkennen und zu würdigen, das war die Tendenz, aus welcher sein Sammlerstreben hervorging. Der Beschreiber der Goethe'schen Kunstsammlungen bemerkt sehr richtig, daß sich aus dieser Tendenz das Vorhandensein vieler Sachen, namentlich unter den Kupferstichen erkläre, zu denen ein scrupulöser Sammler den

Kopf schütteln möchte. Allein für Goethe, sagt er, war der geistreiche Gedanke, die Art und Weise der Auffassung und Darstellung desselben die Hauptsache bei einem Kunstwerke. Diesen zu erkennen genügte ihm auch eine weniger gute Nachbildung, ein minder guter Abdruck, ja selbst das Fragment eines bedeutenden Werks. Der Sammler Goethe sammelte und sah das Gesammelte eben als Dichter, als schaffender Künstler. „Zur wahren Erkenntniß, schreibt er einmal an seinen Freund und Lebensgenossen Heinrich Meyer, braucht man eigentlich nur Trümmer. Diese guten, vortrefflichen aber höchst beschädigten, diese schwachen, ausgedrückten, diese ungeschickt aufgestochenen, kopirten und in so manchem Sinne versehrten und zerfetzten Blätter haben gerade meine kritische Fähigkeit aufgeregt und mir in einsamen Stunden sehr große Freude gemacht. Wie sehr Recht haben Sie nicht, daß es zur wahren Kenntniß nur wenig bedürfe; wie sehr Recht hätten Sie nicht, wenn es nicht eines großen Umwegs bedürfte, zu diesem Wenigen zu gelangen." Und wenn er auch dabei den Nutzen großer bedeutender Sammlungen zur Gewinnung kunsthistorischer Erkenntnisse und Resultate sich nicht verhehlte, so erschien es ihm doch „lustiger," dergleichen Kenntnisse und Resultate aus seinen „Spetteln," wie er sich in jenem Briefe an Meyer ausdrückt*) hervorzulocken. Freilich kam ihm dabei zu Statten, daß er selber auch das Vollendete und Vortreffliche in jahrelanger Anschauung großer Kunstschätze genossen und sich zu eigen gemacht hatte. Jene Aeußerung ist neben dieser auch noch

---

*) Briefe von und an Goethe, herausgegeben von Riemer. Leipzig 1845. S. 86.



mit einer andern Bedingung zu verstehen. Denn wenn auch dem Kunstforscher zur Ergründung des Gedankens und seines scharfen Ausdrucks gerade Kunstblätter von der oben angegebenen Beschaffenheit um so förderlicher waren, je weniger das Bestechende der Ausführung ihn von der Hauptsache ableitete, so weis't doch auch der Verfasser des Katalogs aus eigner Erfahrung nach, wie für den reinen Genuß des Kunstwerks als solchen der alte Herr eine dem Original entsprechende Vollendung bei Nachbildungen wohl zu schätzen gewußt, und in solchem Falle weder Mühe noch Kosten gespart habe. Die Art und Weise, wie er überhaupt bei Ankäufen verfuhr, stand gleichfalls im Verhältniß zu seiner Absicht. Da er nicht auf Vollständigkeit und sonst aus äußeren Rücksichten sammelte, da er keine Seltenheiten und Kuriosa suchte, so gab er niemals Aufträge bei Auktionen, wenn er nicht gerade aus einem besonderen Grunde den Besitz eines einzelnen Blattes wünschte. Statt dessen ließ er sich von Kunsthändlern zeitweise größere Zusendungen machen, die er allein und mit Freunden wiederholt betrachtete und bei jeder erneuten Durchsicht mehr und mehr Alles ausschied, was nicht auf die Dauer befriedigte. Was diese Probe aushielt, wurde gekauft und diente noch längere Zeit zu fruchtbringender Unterhaltung. Es wurde Alles herbeigeschafft, was zur weiteren Erklärung und zum völligen Eindringen in dem Gegenstand diente, und das Resultat gelegentlich in einem Aufsatze niedergelegt, dergleichen sich im 39. Bande der kleinen Ausgabe von Goethe's Werken (Bd. 31 der Ausgabe von 1840 in 40 Bänden) mehrere finden, wie z. B. Ruysdael als Dichter, Leonardo da Vinci, der Triumphzug Mantegna's u. a. m.

Bei dem Ueberblick dieser Goethe'schen Sammlungen erkennt

man so recht, wie wenig exklusiv und ablehnend Goethe sich zu den verschiedensten Richtungen verhalten hat. Und doch hatte er seinerseits das Härteste erfahren, was ein redlich strebender Freund und Förderer der Kunst in einem langen Leben erfahren kann: die Abweisung, Bekämpfung, Störung und endliche Zerstörung aller seiner kunstfördernden Lieblingspläne und Veranstaltungen durch die nazarenisch religiöse Kunstrichtung, oder wie er selber es einmal ausdrückt, „durch jenen wahnsinnigen Sektengeist, der keine Scheu trug, das Verwerfliche als Grundmaxime alles künstlerischen Handelns auszusprechen." Sie vernichteten ihm seine „Propyläen" und zwangen ihn seine Preisausschreibungen einzustellen. Sie hinderten und vereitelten ihm viele andere seiner redlichsten Bemühungen um die Förderung der Kunst, ja sie wußten selbst die Ausführung eines Planes zur Kopirung antiker Gemälde zu hintertreiben, wodurch er eine thatsächliche „Geschichte des Kolorits" in Beispielen vor Augen zu legen beabsichtigte. Sie verketzerten ihn wie in der Religion so auch in der Kunst als einen blinden Heiden, dem jeder Sinn für etwas anderes abgehe, und sie thaten dies um so zuversichtlicher, da die große Mehrzahl dieser neuromantischen Nazarener, zumal die Künstler selbst, sich niemals die Mühe genommen hatten, Goethe'sche Kunstschriften zu lesen, sondern sich mit der Tradition irgend eines, als Paradoxon formulirten, Ausspruchs begnügten. Sie verfuhren, wie Schuchardt es treffend ausdrückt, ganz in der Weise wie Leute, die ein Kunstwerk für schlecht erklären, weil ein Finger oder eine andere Kleinigkeit falsch gezeichnet ist. Weil Goethe selbst kein Maler oder Bildhauer war, sollte er auch nicht über Werke der bildenden Kunst urtheilen können. Goethe selbst war bescheidener. Er hat

nie behauptet, daß nur ein Dichter über Poesien gründlich urtheilen könne.

Allwöchentlich einmal an den Vormittagsstunden des Freitags ist dem Publikum der Zutritt zu den Goethe'schen Sammlungen gestattet. Leider sind frühere Bestrebungen, das merkwürdigste und kunstgeweihteste Haus Deutschlands zum Eigenthum der Nation durch Vermittlung des deutschen Bundes zu machen, gescheitert. Ueber das Warum? dieses Scheiterns vernimmt man hier ein chaotisches Durcheinander von Gründen, aus dem nicht leicht klug zu werden ist. Als Thatsache steht leider fest, daß jetzt in dem Hause des Mannes, dessen Name allein überall, wohin nur europäische Civilisation gedrungen ist, den deutschen Genius ehrenvoll repräsentirt, ein preußischer Militair zur Miethe wohnt, und daß das Arbeits- und das Sterbezimmer Goethe's für einheimische wie für fremde Verehrer des alten Dichterfürsten seit Jahren hermetisch verschlossen sind. Das gastliche Salve an der Schwelle der Wohnungsräume starrt dem abgewiesenen Besucher wie ironischer Hohn entgegen. Daß dies Haus Goethe's nicht Eigenthum der Nation werden konnte, bleibt eine deutsche Schande, mag die Schuld sein wessen sie wolle.

Mit den Kosten einer einzigen großen Revüe wäre es möglich gewesen, eine Schuld abzutragen, welche Deutschland gegen den Genius, gegen sich selbst, gegen die ganze gebildete Welt zu tilgen hat. Eine einzige Kompagnie Soldaten weniger im Bundesheere, und ihre ersparten Kosten gleichmäßig unter die deutschen Bundesstaaten vertheilt, gäben die jährlichen Mittel, um nicht nur Haus und Sammlungen des größten deutschen Dichters gegen eine Jahresrente anzukaufen, sondern auch nebenher die beabsichtigte Goethe-

stiftung ins Leben zu rufen. Es ist jammervoll! Die Kosten einer einzigen „Mobilmachung“ einer deutschen Großmacht verschlingen in wenig Monaten eine Summe, welche Alles in Allem gerechnet ausreichen würde, alle diejenigen Ausgaben zu decken, die seit einem Jahrhundert von derselben Großmacht für die Förderung des Schönen und der Kunst aufgewendet worden sind. Es ist schwer, solche Zustände und Verhältnisse als wahre Kultur oder gar als göttliche Ordnung anzuerkennen und zu verehren!

Es giebt in Deutschland zahlreiche Sammlungen von unendlich größerem Umfange und materiell bedeutenderem Werthe, aber keine einzige, welche, wie diese Kunstsammlung Goethe's, ein Bild gäbe von dem ganzen Sein und Wesen, von dem Bildungswege und der Universalität eines Mannes, der seines Gleichen nicht neben sich hat in seinem Volke. Seine Studien, seine Werke, sein ganzes Leben, das Alles findet in diesen Sammlungen den ergänzenden, erklärenden Kommentar. Diese Reliquien verkommen, diese Sammlungen verzetteln lassen, wäre eine That der Barbarei, welche allein hinreichen würde, den letzten Rest des Nimbus zu zerstören, mit welchem „das Volk von Denkern und Dichtern“ sich zu umgeben liebt. Vielleicht ist jedoch auch dieses beschlossen im Rathe der Götter, welche die Loose werfen über die Schicksale des deutschen Volkes.

Mich verlangte in den Goethe'schen Kunstsammlungen besonders nach dem, was Goethe selbst in der Kunst praktisch geleistet. „Wenn Sie sehen wollen, was Goethe selbst allein und ohne Beihülfe fremder Hand zu Stande gebracht hat,“ sagte mein freundlicher Führer, Herr Schuchardt, „so müssen sie dies Heft durchmustern.“ Es war ein Heft von einigen zwanzig Handzeichnungen, alle

entstanden im Jahre 1810 bei einem Aufenthalte in Jena, über welchen man das Nähere in den Tages- und Jahresheften (Bd. 32. S. 60 der kleinen Ausgabe) finden kann. Sie sind das Letzte, was Goethe in dieser Art gemacht hat. Er selbst hat diese Zeichnungen als das Resultat seiner praktischen Künstlerbestrebungen angesehen, und in einem handschriftlich dem Hefte beigegebenen Vorworte den Wunsch ausgesprochen, daß sie als Denkmal seiner künstlerischen Leistungen beisammen aufbewahrt bleiben möchten. Denn wenn er auch immerhin seine praktische Tendenz zur bildenden Kunst gegen Eckermann eine falsche nennen mochte, weil ihm die Naturanlage dazu gefehlt*), so blieb ihm doch eine gewisse Zärtlichkeit gegen seine vielfach wiederholten Versuche eigen, die sich auch in jenem handschriftlichen Vorworte ausspricht. Hier erzählt der alte Herr sehr behaglich: wie er, als er im April 1810 nach Jena ging, um seine zwei Bände zur Farbenlehre abzuschließen, der Erledigung von einer Last, die so viele Jahre auf ihn gedrückt, mit Wohlbehagen entgegen gesehen, und wie ihn dort inmitten der „abstrusen" Beschäftigung mit der Farbe ohne Bezug auf Gestalt und lebendige Natur „ein wunderliches Verlangen überfallen habe, das, was von Zeichnungsfähigkeit in ihm läge, noch einmal zu versuchen." „Dies geschah nun auf diese Weise, daß ich bei einsamen Spaziergängen mir gewisse Gegenstände so fest als möglich einprägte und nachher zu Hause mit der Feder aufs Papier fixirte, auch wohl an der Natur selbst Umrisse versuchte, oder nach Erzählungen mir Gegenden vorbildete — — und so entstanden denn nachstehende zweiundzwanzig Blätter,

*) S. Eckermann Gespräche mit Goethe I, S. 210.

die ich mit eben so wunderbarer Aufmerksamkeit (es war ihm zuletzt Alles wunderbar, dem Alten) aufzog, umrahmte und mehr oder weniger ausführte. Da mit dem August sich diese gewissermaßen angestrengte Neigung völlig verlor, auch von mir nachher der Art wenig hervorgebracht wurde, und selbst, wenn ich es versuchen wollte, nicht gelang, so habe ich diese Zeichnungen sämmtlich zusammengehalten, keine fremde Hand, wie ich sonst bei Skizzen gern that, darin walten lassen, und so dieser eigenen Lebens- und Kunstepoche ein Denkmal zu erhalten gesucht; wie ich sie denn auch gegenwärtig in einem Bande gesammelt, um sie für ein Ganzes zu erklären, woraus Fähigkeit sowohl als Unfähigkeit beurtheilt werden könne."

Muß man auch gestehen, daß der Inhalt dieses Bandes jener etwas feierlichen Wichtigkeit nicht entspricht, so sind doch einige Sachen unter diesen Blättern, welche allerdings eine vielgeübte künstlerische Auffassung landschaftlicher Erscheinungen bezeugen. Freilich blickt überall der Dilettant hindurch, der es gern zu einer eignen „Manier" im guten Sinne des Worts bringen möchte, ohne doch dahin zu gelangen. Die Gegenstände sind meist aus den Umgebungen von Jena und Karlsbad entnommen, wobei mir die böhmische Natur am glücklichsten erfaßt schien. Jedenfalls sind diese Zeichnungen unendlich besser als vieles andere, was in und außerhalb Weimar als Goethe'sche Handzeichnung gezeigt wird. Figuren, wo sie vorkommen, sind die schwächste Seite des zeichnenden Poeten, und im Ganzen möchte man doch bei dem Anblicke vieler dieser Sachen Goethe's Selbstbekenntniß unterschreiben, welches er einmal gegen Eckermann mit den Worten ablegte: daß er gar zu viel Zeit auf Dinge verwandt habe, die nicht zu seinem

eigentlichen Fache gehörten, und daß er sich mehr hätte an sein eigentliches Metier, das dichterische, halten sollen."

Was man aber vor Allem aus diesen Sammlungen lernen kann, das ist jene hastlos rastlose Thätigkeit eines geistigen Interesses, dem auch das Geringste bedeutend genug erschien, um einmal betrachtet, etwas daraus oder daran zu lernen. Nur aus dieser Eigenthümlichkeit ist ein Theil des Inhalts dieser Sammlungen zu erklären, der zuweilen Dinge aufzeigt, die man sich wundern möchte, in solcher Umgebung Goethe's zu finden. Aber ihm diente ein zerbrochenes Taschenuhrgehäuse, um zu untersuchen, wie die Arbeit des Kunsthandwerkers daran gemacht, wie das Email eingelegt oder die Perlmutterverzierungen befestigt waren, und darum konnte ihm selbst ein geringfügiger Gegenstand Stoff werden zu sinniger und lehrreicher Betrachtung. Denn dasselbe Auge, welches sich an dem Otrikolanischen Jupiter oder an der unsterblichen Großheit einer Juno Ludovisi erfreute, verschmähte es nicht, mit liebevollem Interesse zu verweilen auf dem geringsten Werke kunstthätiger ordnender Menschenhand.

Die Fürstengruft.

Ich hatte mir den Besuch dieser geweihten Stätte bis zum Ende meines Weimarischen Aufenthalts verspart, und mich begnügt, zuvor nur in manchen stillen Stunden den Friedhof zu durchwandern, der einem wohlgehaltenen Garten gleich, den einfach schönen tempelartigen Bau der Fürstengruft umschließt.

Auf den Friedhöfen kann man den Charakter einer Stadt und die Gemüthsart und Bildungsstufe ihrer Bewohner kennen lernen. Und da macht es denn einen überaus wohlthuenden Eindruck, wenn man die liebende Sorgfalt gewahrt, mit welcher die Menschen hier zu Lande überall ihrer Todten durch den freundlichen Schmuck ihrer Ruhestätten gedenken. Auch hier in Weimar, wie in Gotha, Eisenach und anderen thüringischen Orten verdient der Friedhof seinen alten schönen Namen Gottesgarten. Kein Grab erscheint vernachläſſigt oder verwildert, fast alle prangen im reichsten Blumenschmucke, und wohlgehaltener Baumwuchs und blühende Gesträuche fassen überall die breiten Wandelgänge ein, welche diesen Garten der Erinnerung in allen Richtungen durchschneiden. Rings an den mäßig hohen Einfassungsmauern ziehen sich die abgesonderten Erbbegräbnisse hin für die Reichen und

Wohlhabenden. Aber sie sind meist nur leicht eingefriedigte offene Plätzchen, von denen jedes wieder durch die liebende Sorge der Angehörigen zu einem kleinen Blumengarten umgewandelt ist. An der Mauer sieht man die Inschriften, Reliefbilder und andere sprechende Erinnerungszeichen, fast überall mit Kränzen, Blumenstöcken in Nischen und Blenden heiter geschmückt. In Jena sah ich selbst neben den Inschrifttafeln kleine Glasschreine angebracht für die Todtenkränze und ähnliche letzte Liebesgaben. Stolze Prachtgräber mit anspruchsvollen Monumenten in Erz und Marmor sind auf dem Weimarischen Friedhofe keine vorhanden. Alles ist bescheiden, schlicht und einfach. Neu und auffallend war mir, daß auf den meisten Denksäulen, Kreuzen und andern Bezeichnungsmitteln der Gräber, die Namen und sonstiges Schriftliche in Versen und Prosa fast durchgängig auf kleinen, wenig über handgroßen, eirunden Email- und Porzelanplatten mit hellpolirter Metalleinfassung zu lesen stand, ganz ähnlich den Schildern, welche an den Wohnungsthüren der Lebenden Stand und Beruf anzeigen.

Es war ein regentrüber Nachmittag als wir in Begleitung des Herrn Bibliothekſekretair Dr. Kräuter die Fürstengruft besuchten.

Auf der sachtansteigenden Höhe, recht in der Mitte des Friedhofs, erhebt sich über einem mehrfach abgestuften breiten steinernen Unterbau ein einfaches tempelartiges Gebäude, von mäßigen Verhältnissen. Es ist mit Vordach und Säulen geschmückt. Durch eine schwere Doppelpforte schreitend gelangten wir in eine gewölbte Rotunde von viereckten Pfeilern getragen, und durch das von oben her einfallende Licht genügend erhellt. Der Raum ist ohne allen Schmuck von Farbe und Stuckzierrath, als sollte Auge und Sinn

der Eintretenden durch Nichts abgezogen werden von dem, um dessentwillen sie gekommen. Nur eine umgitterte runde Oeffnung in der Mitte zeigt die Stelle, an welcher die Särge der Fürsten mittelst einer Versenkungsmaschine hinabgelassen werden in das unten befindliche Gruftgewölbe. Zur Linken führt eine Steintreppe in mäßiger Windung hinab. Mit der letzten Stufe stößt unser Schritt an die Sarkophage Schiller's und Goethe's. Sie sind ganz gleich gearbeitet, von antiker Form, schlicht und völlig schmucklos, aus dunkel gebeiztem Eichenkernholze. Die Namen Schiller und Goethe, in lateinischen Metalllettern oben auf dem Sargdeckel angebracht, umschloß je ein Kranz von Lorbeer, der immer erneut wird für die besuchenden Verehrer, welche nach Reliquien verlangen.

Karl August aber ruht nicht, wie die Sage geht, zwischen dem Dioskurenpaar seiner Dichter. Sein großer erzner, reichverzierter Sarkophag steht tiefer in die Gruft hinein. Eichengewinde, Lorbeer und Oelblatt, die Embleme der Gerechtigkeit und Tapferkeit, Schwert und Wage, umfassend, schmücken in getriebener Arbeit den Sarg des ruhmvollsten deutschen Fürsten, des Mannes, den Deutschland nie und nimmer zu ehren vergessen darf und vergessen wird, so lange die Namen Goethe und Schiller genannt werden. „Gerecht und milde, weise und tapfer" lautet die Inschrift, und sie sagt nicht zuviel von dem Manne, der als Fürst seiner ganzen Zeit ein Vorbild war freiester und edelster Menschlichkeit. Ein kleiner Sarg an seiner Seite birgt Louisens sterbliche Hülle. Amalie schläft in der Schloßkirche, wo Herder ruht, während Wieland's Gebeine der Rasen seines friedlichen Osmanstedt umschließt.

Der führende Küster machte Anstalt, noch andere fürstliche Särge zu erhellen; wir baten ihn, sie in ihrem Dunkel zu lassen. Wer möchte hier in diesen Räumen anderes suchen und andere Namen hören, als die unsterblichen, deren Gedenken gerade an dem Orte, der ihre verstäubende Hülle umschließt, in uns die Unendlichkeit und Ewigkeit ihres Lebens und Wirkens mit doppelter Stärke hervorruft. Ein solcher Gedanke aber wird von selbst zum Gebete, dem einzigen, das auch der längst entwöhnten Lippe bleibt, zu dem Gebete, das nach Besiegung „des Widerstandes der stumpfen Welt"

— Das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme!

Schiller's Gebeine wurden hier erst am 17. November 1827 beigesetzt, über zweiundzwanzig Jahre nach seinem Tode, und geraume Zeit nach der Auffindung der sterblichen Reste des Dichters. In der letzteren Zwischenzeit waren sie, und zwar der Schädel getrennt von den übrigen Theilen, provisorisch in der Bibliothek verwahrt geblieben. In jenem Jahre kam König Ludwig von Baiern nach Weimar, Goethen an seinem Geburtstage zu beglückwünschen. Man sagt er habe sich mißbilligend ausgesprochen über diese Art der Aufbewahrung von seines Lieblingsdichters sterblichen Ueberresten. Der Großherzog Carl August schrieb einige Wochen später an Goethe: „Es wird so verschiedentlich über die Aufbewahrung der Schillerschen Reliкten, seines Kopfs und Skelets, auf hiesiger Bibliothek hin und her geurtheilt, daß ich es für rathsam halten möchte, selbige in dem Kasten, in welchem sie liegen, inclusive des Hauptes, von welchem zuvor noch ein Abguß zu nehmen wäre, in die Familiengruft setzen und aufheben zu lassen,

welche ich für mein Geschlecht auf dem hiesigen neuen Friedhofe habe bauen lassen. So Du hiermit einstimmst, so werde ich dem Hofmarschallamte Anweisung geben, Schiller's Ueberbleibsel unter seinen Verschluß, bei meinen Ahnen zu nehmen." Vier Wochen später erinnerte er wieder daran in einem Billette durch die Frage: „Wie ist's mit der Beisetzung von Schiller's Ueberbleibseln?" *) worauf denn, nachdem inzwischen ein würdiger Sarg nach Goethe's Zeichnung hergerichtet worden war, am gedachten Tage die Beisetzung erfolgte. Fünf Jahre später folgte Goethe's Sterbliches dem großen Freunde nach zur selben Ruhestätte.

Wie Alles in Weimar voll ist von Erinnerungen an die Dichterwerke beider Heroen, so hat auch eine Stelle aus Schiller's Braut von Messina Karl August Veranlassung gegeben zu jener im obern Theile der Gruft befindlichen Einrichtung, durch welche die über jene umgitterte Oeffnung gestellten Särge während des Traueramtes durch eine Versenkung langsam den Blicken der Versammelten entschwinden:

„Und als der Chor noch fortklang, stieg der Sarg
Mit sammt dem Boden, der ihn trug, allmälig
Versinkend in die Unterwelt hinab;
Das Grabtuch aber überschleierte
Weit ausgebreitet die verborgne Mündung,
Und auf der Erde blieb der irdsche Schmuck
Zurück, dem Niederfahrenden nicht folgend."

*) S. Briefwechsel zwischen Karl August und Goethe Th. II, S. 305. 306.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

Gesammelte Werke

von

Adolf Stahr.

VI.

Weimar und Jena.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
(D. Collin.)

Oldenburg.
Schulzesche Buchhandlung.
(C. Berndt & A. Schwartz.)

Weimar und Jena.

Von

Adolf Stahr.

Zweite sehr vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag (D. Collin).
1871.

Inhalt.

II.

Jena.

„Mox te clivosae ceperunt moenia Ienae."

Iustus Lipsius.

Jena, Ende Juli 1851.

Seit acht Tagen bin ich in Jena, und begreife jetzt die Neigung und Vorliebe, welche Goethe für „das liebe närrische Nest," wie er es einmal nennt, bis an das Ende seines Lebens hegte. In dieser beruhigenden Weltabgeschiedenheit, die doch von fröhlicher Jugend so heiter belebt wird, in diesem lieblichen Thale mit seinem rauschenden Flusse, seinen schattigen Wandelgängen, seinen schöngeformten Berghöhen, die zuweilen Abends in ihrer zauberhaften Beleuchtung an die Sabiner- und Albaner-Berge der römischen Campagna erinnern, inmitten einer genügsamen und doch lebenslustigen, dabei zuthulich freundlichen Bevölkerung, fühlt man sich von selbst, bei dem Gedenken an Goethe, zugleich an sein Faustisches Wort:

„Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!"

erinnert. Wie liebenswürdig muthet es uns an, wenn wir uns Goethe, den in Weimar so zeremoniösen Staatsminister, in Jena vorstellen, wie er unter seines Freundes Knebel Fenstern in die Hände klatscht, um ihn zum Spaziergange abzurufen! Und es ist Goethe selbst, der uns dies kleine Genrebild in einem Briefe

1*

an Knebel gemalt hat. Goethe's eigenes Bekenntniß nicht minder wie alle Berichte seiner Freunde stimmen darin überein, daß er hier in Jena immer erst recht Er Selbst gewesen, daß er sich nirgends liebenswürdiger, behaglicher, theilnehmender gezeigt als in seinem lieben Jena, das für ihn im Großen war, was sein Arbeitszimmer zu Weimar im Kleinen. Schillers Gattin schrieb noch im Jahre 1798 an Frau von Stein, wie Goethe hier in Jena „so ganz anders sei" als in Weimar: „es ist recht eigen, welchen Eindruck der Ort auf ihn macht. In Weimar ist er gleich steif und zurückgezogen; hätte ich ihn hier nicht kennen lernen, so wäre mir viel von ihm entgangen und gar nicht klar geworden." Goethe selbst schreibt einmal an Schiller, wie ihm nur „die Jenaische absolute Stille und die Nähe des Freundes dazu verhelfen könne seinen Ideen Raum und Ordnung zu verschaffen." In der That war Jena für ihn recht eigentlich ein Bedürfniß. Es war gleichsam die stille ruhige Studierstube in welche er sich von Zeit zu Zeit aus all den Anforderungen und Störnissen seines Weimarischen Lebens zurückzuziehen genöthigt war, um nur irgend etwas zusammenhängend arbeiten zu können. „Goethe hat das Unglück," — so schreibt Schiller an Körner,*) daß er in Weimar gar nichts arbeiten kann. Was er binnen vier und fünf Jahren geschrieben, ist Alles in Jena entstanden."

Jenseits der Saale, dicht an der Brücke, welche von Jena nach Camsdorf führt, liegt das Wirthshaus, die Tanne genannt. In den Erkerräumen dieses Hauses, mit der entzückenden Aussicht auf Strom und Stadt und Berge, hat er oft Monate lang ge-

*) S. Briefe v. 3. September 1806.

wohnt; dort ist auch sein „Fischer“ gedichtet, dessen Entstehung man erst recht begreift, wenn man, wie ich gestern, in warmer Sommernacht von dieser Höhe niederschaut auf das strudelnde Gefluthe des kühlen Elementes, über dessen breiter Fläche das Gold des hellen Mondenscheines funkelte. Hier hat er in der „nahezu absoluten Einsamkeit“ seiner letzten Lebenszeit Wolkenformen und Himmelsfarben beobachtet und gar Vieles von seinen Arbeiten zur Morphologie und den entoptischen Farben und anderes Naturwissenschaftliche ist hier entstanden oder abgeschlossen. Noch vor Kurzem waren die schlichten weißen Wände seines Erkerzimmers mit Barometerbeobachtungen und Tabellen, auch mit manchen Verszeilen von seiner Hand beschrieben zu erblicken, die jetzt leider unter der Hand des Tünchers und des Tapezierers verschwunden sind. Dergleichen Benutzung der Zimmerwände gehörte zu Goethe's kleinen vergnüglichen Eigenheiten. Er schreibt einmal an Schiller (1802): „Es ist lustig, daß ich dort an einem weißen Fensterpfosten (in seinem Wohnzimmer auf dem Jenaer Schlosse) alles aufgeschrieben habe, was ich seit dem 21. November 1798 in diesem Zimmer von einiger Bedeutung arbeitete. Hätte ich diese Registratur früher angefangen, so stände gar Manches darauf, was unser Verhältniß aus mir herauslockte.“ Auch dies Andenken an den Genius ist bei einer Renovirung der Zimmer vernichtet worden. Doch kennt man noch die Zimmer, welche er, und früher Knebel dort bewohnte, und wo er „immer ein glücklicher Mensch war, weil er keinem Raume so viel produktive Momente verdankte.“

Sonst freilich sind der monumentalen Erinnerungen wenig an Jenas größte Periode, an jene Zeit, wo die Schiller und Humboldt, Fichte, Schelling, Hegel, Voß, Schlegel und wie viele

andere noch dies kleine Jena zur Hauptstadt deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft erhoben. Nur Schiller's Gartenhaus, jetzt die Sternwarte, ist noch erhalten, und Griesbach's Haus und Garten. Aber keine Inschrift, keine Tafel bezeichnet dem Fremden, den die Erinnerung an jene Zeit nach Jena führt, mit liebevoller Pietät die Wohnstätten jener großen und bedeutenden Menschen, die ein günstiges Geschick einst hier zusammenführte, und deren Namen Jena's größte Zierde sind.*) Vergebens suchte ich in einer neuen Beschreibung der Stadt Jena**) irgend eine Andeutung darüber zu finden. Die Verfasser, zwei Jenenser Einwohner, geben zwar bei jeder Straße, bei jedem Platze, ja bei jedem Hause genau an, welche Unglücksfälle, Feuersbrünste, Mordthaten und Todtschläge daselbst in alten und neuen Zeiten passirt sind, aber von den Häusern, in welchen Schiller und Humboldt, Hegel, Fichte, Schelling, Voß und Schlegel gewohnt, ist nichts zu lesen. Ein trauriges Zeichen, wie ohne Zusammenhang diese Namen noch sind mit dem Bewußtsein des Volkes, sogar an dem Orte, wo sie einst lange Zeit gelebt und gewirkt! Selbst von Schiller hat sich kaum die Spur einer lokalen Tradition erhalten. War er doch nur ein außerordentlicher Professor ohne Gehalt, wie so viele andere auch; weiter wußte das Volk der Stadt, in welcher er zehn Jahre lebte, wenig von dem „gefeiertsten Dichter Deutschlands.“

*) Spätere Anmerkung: Dies Versäumniß ist jetzt (1858) nachgeholt worden (1870).

**) Jena von seinem Ursprunge bis zur neuesten Zeit, von Carl Schreiber und Alexander Färber.

Jena, den 31. Juli 1851.

Je mehr ich die Umgegend von Jena kennen lerne, desto besser gefällt sie mir, und es klingt mir jetzt gar nicht mehr unwahrscheinlich was die Sage behauptet: Kaiser Karl der Fünfte, als er nach dem Siege von Mühlberg das Saalthal herauf zog, habe beim Anblick von Jena ausgerufen: das ist ja ein kleines Florenz! Denn in der That kann die reizende Lage der kleinen altersgrauen Stadt inmitten des lieblichsten Flußthales wohl einen leichten Schatten solcher Erinnerung erwecken an die prachtvolle Steinrose, die sich in den Fluthen des Arno spiegelt.

Das Thal von Jena welches sich von Süden nach Norden hinzieht, ist augenfällig nichts als ein gewaltiger Spalt, den einst die stürzenden Urgewässer durch jenes mächtige Hochland gerissen haben, das sich vom Thüringer Waldgebirge gegen Nordosten hinstreckt. So sind denn auch die Berge von Jena, welche das Thal begränzen, nicht eigentlich Berge zu nennen. Sie sind vielmehr nur Erhöhungen, die aus jener Hochebene durch das Wasser ausgeschnitten wurden', oder schroffe Abhänge der obern Thalränder, die sich in sanfte fruchtbare Anberge verlieren, zu deren Füßen der üppige Wiesengrund des Thales sich hinbreitet. Die Saale, nur für Flöß-

holz und leichte Fischernachen schiffbar, über zahlreiche Wehre schäumend, von steineren holzbedachten Brücken überspannt, von Erlen und Weiden, Rüstern und Pappeln beschattet, rauscht und strudelt eiligen Laufes vorbei an freundlichen Weilern und Dörfern. Aber am Fuße der nahe liegenden Höhen bezeugen scharf eingerissene Buchten und tiefe Höhlungen, daß hier einst ein mächtiger Strom das ganze Thalbett füllte; und noch jetzt schwillt nicht selten der kleine, scheinbar so friedlich dahintanzende Fluß, gleichsam seiner alten Mächtigkeit sich erinnernd, zu furchtbarer Höhe, den ganzen Thalgrund mit Verwüstung überfluthend, und das mühsame Werk der bauenden und ordnenden Menschenarbeit zerstörend. Mehr noch wie Weimar, das bedeutend höher liegt, und von einem kleineren Flusse bedroht wird, hat Jena in seiner Geschichte von solchen Nöthen zu melden, die hier mehr als einmal zu Carl August's und Goethe's Zeit die Energie beider in Anspruch nahmen und zweimal das Leben des zur Hülfe herbeigeeilten Fürsten in Gefahr brachten. Noch verderblicher für das Saalthal sind starke Gewitterregen, deren Wasserstürze von den Bergen niederrasend schwere Blöcke, Massen von Steingerölle und Kiessand mit sich niederreißen, Häuser zerstören, Bäume entwurzeln, und Weinberge, Felder, Gärten und Wiesen ganz oder auf Jahre hinaus zu Grunde richten. Spuren einer solchen kürzlich geschehenen Verwüstung, die wir auf unseren Spaziergängen bemerkten, gewährten einen traurigen Anblick. Aber immer wieder beginnt die fleißige Menschenhand den Kampf mit der Natur, und immer auf's Neue trägt sie die Kultur in Saatfeldern, Baum- und Weinpflanzungen bis dicht hinan an die kahlen, vulkanisch ausschauenden Häupter der Berge.

Die eigentlichen Bildner dieser Berge sind eine Reihe von

Querthälern, welche hüben und drüben, bald tiefer, bald breiter auslaufend, in das Hauptthal einmünden. Die so von drei Seiten steil abfallenden Abhänge der Hochebene, welche zwischen jenen parallel laufenden Quereinschnitten stehen geblieben sind, erscheinen als die Berge von Jena. Am steilsten ist bei den meisten ihr Abfall nach dem Hauptthale zu. Ihre landschaftliche Schönheit, die immer auf's Neue mein Auge erfreut, wird noch erhöht durch den Wechsel der mannigfaltigsten Formen, unter denen einige in der That durch den Schwung und die Feinheit ihrer Linien an italienische Gebirgsbildungen erinnern. Am meisten ausgearbeitet erscheinen diese Bergformen auf dem rechten Saalufer während sie auf dem linken sich in nichts von der gewöhnlichen Gestalt deutscher Höhen unterscheiden.

Von einem dieser letzteren, auf dem linken Ufer belegenen Berge, dem sogenannten Hainberge, hat man die schönste Uebersicht über Stadt und Thal und Höhenzüge. Schiller soll diesen Punkt am liebsten besucht haben, auf dem merkwürdig genug vor Zeiten das Jenasche Hochgericht stand, von dem der Berg auch heute noch den Namen Galgenberg führt. Es muß den armen Sündern, die hier ihr Leben lassen sollten, doppelt schwer geworden sein, im Anblick der wirklich reizenden Umgegend aus der Welt zu scheiden. Das Saalthal scheint gegen Süden hin geschlossen durch die Berghöhe, von deren Gipfel die stattliche Leuchtenburg, einst ein Fürstenschloß, jetzt ein Gefängniß, herabschimmert. Von dort aus gegen Norden zu strecken sich die Höhen der Saalberge auf dem rechten Ufer des Flusses in stetem Wechsel der Formen und Linien thalabwärts. Da hebt sich zunächst aus dem engen Wölnitzer Grunde in schroffer Steile der Johannisberg hervor.

Das mächtige Trümmerwerk auf seinem Rücken sind die Reste der alten stolzen Lobdenburg, auf der die Dynasten saßen, denen vor Jahrhunderten ein großer Theil der ganzen Umgegend sammt der Stadt Jena erb und eigen gehörte. Näher nach Jena zu erhebt sich die fast senkrechte Felsmauer der Kernberge, gestützt von einigen kegelförmigen Strebepfeilern. Von zahlreichen Schluchten durchfurcht, bilden sie mit ihren grotesken Sandsteinhöhlen, den sogenannten Teufelslöchern, und ihren nackten, fast aller Vegetation baren Höhen und Kuppen einen Vorsprung des Thalrandes, um welchen herumbiegend die Saale in grader Richtung auf Jena zuströmt. Diese Kernberge sind es hauptsächlich, 'welche den Bergen von Jena den Ruf der Kahlheit gemacht haben, den die meisten der übrigen, zum Theil mit Wald und Buschwerk bewachsenen und bis zur Höhe hinauf kultivirten Höhen keineswegs verdienen. Das kümmerlich nackte Aussehen jener Berge rührt aber keineswegs von ihrer absoluten Unfruchtbarkeit, sondern von dem Umstande her, daß vier oder fünf in der Nähe liegende Ortschaften aus unvordenklicher Zeit eine Triftgerechtigkeit auf diese Höhen besitzen, welche bisher jeden Anbau gehindert hat.

Ihnen zunächst, gegenüber der Stadt, erhebt sich der bei weitem interessanteste aller dieser Berge, der Hausberg. Als ich ihn zuerst von der Stadt aus und neulich von der Terrasse des ehemaligen Griesbachschen Gartens erblickte, erinnerte er mich mit seinem zweiköpfigen Gipfel und seinen sanft abfallenden Seitenlinien durchaus an den Vesuv; und schwerlich möchte sich in Deutschland noch ein ähnliches Miniaturbild jenes alten Städteverwüsters nachweisen lassen. Von andern Seiten und Standorten betrachtet, schwindet aber diese Illusion. Es wird nämlich alsbald der lang-

gestreckte, scharfe, wie eine kolossale Säge ausgezackte Rücken sichtbar, durch dessen schmalen Grat er letztlich nach Osten hin mit der rings das Thal umgebenen Hochebene zusammenhängt. Jene Einschnitte des Grates sind nur zum Theil natürlichen Ursprungs, zum größeren Theile sind sie Menschenwerk. Denn hier standen noch vor ein paar Jahrhunderten nicht weniger als drei Raubburgen, mit denen überhaupt diese Thalhöhen reich gesegnet waren, jede von der andern nicht viel über einen guten Pfeilschuß entfernt. Der steil aufsteigende sogenannte Fuchsthurm ist ein Rest der mittelsten dieser Burgen. Anderes Getrümmer und Mauerwerk von Gewölben und Unterbauten ist längst wieder zur Natur geworden und bildet, mit Erde und üppiger Vegetation überkleidet, — denn die Flora der Jenaischen Umgegend ist eine der reichsten von Deutschland — einen Bestandtheil der verschiedenen Berggipfel. Wenn der Hausberg, auf den ich ostwärts aus meinem Fenster blicke, mich an den Beherrscher des Golfs von Neapel mahnt, so führt der ihm zunächst nördlich liegende Jenzig mit seinen gelblich kahlen Abhängen, von Steingeröll bedeckt, mit seinen fantastisch gezackten, hellfarbigen krystallinischen Formen, im Glanze der Abendsonne strahlend, mir die Bergformen von Palermo vor die Erinnerung. Er bildet ein Hufeisen mit dem eine halbe Stunde weiter nördlich liegenden grünbewaldeten, von den Burgtrümmern der Kunitz malerisch gekrönten Kunitzberge, von dem sich sanfter gewellte Höhen, zum Theil mit Schwarzwald bedeckt, nach Rhoda hinabziehen.

Drüben auf dem rechten Saalufer, dem Jenzig gegenüber, liegt der Landgrafenberg, auf dessen Höhen Napoleon in der Nacht des Jenaer Schlachttages bivouakirte. Zu seinen Füßen schlängelt sich die Straße von Weimar durch Kieferngehölz hinab in das enge

vom Leutrabache durchflossene Mühlthal der Stadt zu, die allerdings von oben herab gesehen, nach dem Ausdruck eines Freundes, nicht sowohl in einem Thale als vielmehr in einem Graben zu liegen scheint.

Was die Höhe der Jenaischen Berge anlangt, so erreicht allerdings keiner derselben die des Ettersberges bei Weimar, dessen höchster Punkt 1440 Fuß über der Meeresfläche liegt. Der Hausberg und der Jenzig erheben sich wenig über siebenhundert Fuß, vom Spiegel der Saale gerechnet. Die südwestlichen Berge von Jena bilden für Jena die Wetterscheide und lenken die von jener Richtung heraufziehenden Gewitter meistens in östlicher oder nördlicher Richtung ab von dem Thale der Stadt.

Für die Liebhaber der Geologie haben die Jenaischen Berge zugleich das Interessante, daß ihre Schichtungsverhältnisse durch die zahlreichen Querthäler so zu sagen bloßgelegt erscheinen, so daß man ihren Bau ohne Mühe bis in's Einzelne der verschiedenen Lagen verfolgen kann. Zahlreich fossile Reste von Meergeschöpfen bekunden, daß die Bildung dieser Schichten durch Einwirkung des Wassers entstanden ist. Die unterste Schicht, die Sohle der übrigen, ist durchweg meist schiefriger und leicht zerbröckelnder Sandstein. Darüber gelagert zeigt sich Gips mit Thon verbunden; rother Mergel und endlich Kalk bilden den Schluß nach den Höhen zu.

Das Klima von Jena erscheint mir bedeutend milder als das Weimarische, und trotz der geringen, nur zweistündigen Entfernung beider Orte ist doch die Vegetation des durch seine Bergzüge geschützten Saalthals vor der Weimarischen Umgegend meist um vierzehn Tage voraus. Ich finde auch den Menschenschlag im

Volke hier schöner gebildet als in Weimar, und unter den Frauen und Mädchen der arbeitenden Classen trifft das Auge nicht selten wahrhaft feine und edle Formen und Gestalten. Nur schade, daß ein specifisches Krankheitsleiden häufig die hier gebornen Bewohner jeden Alters und Geschlechts entstellt. Das ist der Kropf, mit dem nach Angaben der Aerzte fast der zehnte bis fünfzehnte Einwohner von Jena behaftet erscheint. Zum Glück ist derselbe fast immer bei rechtzeitiger Behandlung heilbar. Aber das arme Volk betrachtet hier wie überall unter ähnlichen Verhältnissen jenes Leiden als ein nothwendiges und unheilbares Uebel, und thut darum in der Regel nichts gegen dasselbe. Indessen wenn man auch das Heilmittel gefunden hat, als welches sich die Meerschaumkohle und pila marina bewährt haben, so sind doch darum die Heilkundigen noch keineswegs im Klaren über die erzeugende Ursache dieser widrigen Mißbildung, welche nicht selten ein Gewicht von fünfzehn Pfund und darüber erreicht. Während einige das Wasser anklagen, das in Jena allerdings schlecht ist, finden andere den Grund des Uebels „in dem geminderten Einflusse des solaren Princips," aus welchem in andern ähnlich tief liegenden Bergthälern sich gleiche Mißbildungen erzeugen. In der That ist für Jena die Sonne eine halbe Stunde weniger sichtbar und wirksam als in flachen Gegenden.

Die Stadt selbst machte mir diesmal einen ungleich heitrern Eindruck als vor drei Monaten, wo ich sie im trüben Regenwetter des rauhen Frühlings zuerst besuchte. Aber dennoch sieht man es ihr auf den ersten Blick an, daß sie zu den stehengebliebenen und daher zurückgekommenen kleinen Landstädtchen Deutschlands gehört. Wenn es wahr ist, was ich neulich versichern hörte, daß Jena sich in den letzten fünfzig Jahren um einige sechszig Häuser vermindert hat, so kann schon daraus ein Schluß auf die Physiognomie der Stadt gezogen werden. In der That erinnere ich mich nicht, in irgend einem Orte so wenig Spuren von Neubau gesehen zu haben. Die Straßen sind, bis auf wenige, eng und winklicht obschon nicht ohne eine gewisse eigenthümliche alterthümliche Physiognomie, und in manchen Partien wird man lebhaft an das wüste graue hochstockige Häuserwesen einzelner Winkelgassen Roms erinnert. Die meisten Häuser sind auf Studenten eingerichtet, und man zeigte mir darunter eins, das zur Zeit der Blüthe Jena's mehr Studiosen in seinen Räumen zählte, als manche kleinere Universität deren überhaupt in ihren Mauern aufzuweisen hatte. So mag auch die Stadt damals ein schmuckeres Ansehen gehabt haben, wie sie denn Schillern bei seinem Einzuge von städtischerem Aussehen erschien, als das damals noch mehr einem Burgflecken ähnliche Weimar. Jetzt aber ist das anders. Jene Glanzzeit Jena's ist vorüber, die Zahl von tausend und mehr Studenten ist auf weniger als die Hälfte herabgesunken. Der kleine Ort, dessen Lebensunterhalt fast ganz auf die Universität angewiesen ist, empfindet diese Verringerung seiner Hülfsquellen sichtbar, und Weimar erscheint jetzt, mit Jena verglichen, in seiner schmucken äußern Gestalt ein klein Paris gegen den Verfall und die Verkommenheit,

welche überall in der Mehrzahl der Straßen und Häuser von Jena hervortreten. Wenige Privathäuser ausgenommen sind z. B. hier leidliche behagliche Wohnungen, wie sie selbst Weimar bietet, gar nicht zufinden, und ich sah Miethwohnungen in den besten Theilen der Stadt und in großen, äußerlich ganz stattlich ausschauenden Häusern, deren gänzlicher Mangel an jeder bequemen und zweckmäßigen Einrichtung, deren Treppen=, Corridoren= und Thürengewirr einem müßigen Menschen halbe Tage lang mit Nachdenken darüber beschäftigen könnte, wie die Erbauer darauf gekommen, diese wunderlichen Labyrinthe herzurichten.

Dagegen ist die Reinlichkeit der Straßen zu loben, welche durch die Schleusen bewirkt wird, mit deren Hülfe man wöchentlichen mehrmals das Wasser der Leutra, die in mehreren Kanälen die Stadt durchfließt, über die Straßen derselben leitet, und so neben der Sauberkeit des Pflasters auch eine in den heißen Sommertagen sehr anmuthige Kühlung der Temperatur bewirkt.

Einen freundlichen und bedeutenden Eindruck macht der Marktplatz in der Mitte der Stadt. Er ist ein regelmäßiges Viereck von hohen, meist alterthümlichen Häusern umschlossen, unter denen das schwarzgraue uralte Rathaus mit seinem künstlichen Uhrwerke, das unter die „sieben Wunder von Jena" gezählt wird, sich vorzugsweise bemerklich macht. Vor demselben wurden noch um die Zeit von Goethe's Weimarischer Jugendperiode oftmals die Raufhändel der Studenten im schnellgebildeten Ringe der Genossen am hellen Tage ausgefochten, während die Väter der Stadt das Wohl derselben beriethen. Die Tradition Jena's weiß noch von einem alten Rathsherrn zu erzählen, der von solchem Degenklirren auf

den Söller des Rathhauses gelockt, in einem der Kämpfenden den eigenen Sohn erblickte und ihm zurief: „Fritz, halte dich brav! du sollst auch 'nen neuen Rock haben!"

Das ist jetzt anders — und besser. Der Ruf roher Sitte und wüster Raufbolderei, in welchem das Jenenser Studentenwesen noch lange nachher stand, und dem man hier und da auch in unsern Tagen wohl noch begegnet, ist jetzt ein völlig unbegründeter geworden, und ich wüßte kaum eine deutsche Universität zu nennen, wo mir das Leben und Treiben der akademischen Jugend anmuthender und gemäßer als hier in Jena erschienen wäre. Von dem Alten ist eben nur noch soviel an bunter Romantik äußerer Erscheinung zurückgeblieben, um das Phantastische nicht ganz aus dem jugendlichen Behaben zu verbannen, während der Cynismus der ehemaligen Renommisterei in Kleidung, Auftreten und Lebensweise durchaus moderner Kultur gewichen ist. Man rühmte mir den Fleiß der hier studirenden Jugend, der freilich auch durch keinerlei Zerstreuung auf Seitenwege verlockt wird. Die Eisenbahn ist zwei Meilen von Jena entfernt, Weimar noch etwas weiter, und ein Ausflug nach dem letztern, um eine gute Oper zu hören, darf eher für ein Bildungsmittel als für eine Beeinträchtigung der Studien gelten. In Jena selbst ist der Student neben seinen Büchern und Collegien lediglich auf die Naturumgebungen angewiesen, die denn freilich einem jungen Menschen von nur einigem Sinne für Naturschönheit reichen Ersatz für das gleißende Wesen vieler größeren Universitätsstädte bieten.

Jena wäre übrigens so recht der Ort, um den Entwickelungsgang des deutschen Studentenlebens seit den letzten achtzig Jahren

in einer Reihe der interessantesten Bilder aufzuzeigen.*) Es würde sich ein solche Darstellung unter der Hand von selbst in eine Art von Geschichte der deutschen politischen und literarischen, philosophischen und sozialen Bildung verwandeln. Da würde uns zuerst die Periode jener unsäglichen Rohheit entgegentreten, welche bis an den Anfang der Französischen Revolution heranreicht, jene Zeit kurz vor der geistigen Blüthe der Universität Jena. In ihr erscheint der Jenenser Student, nach gleichzeitigen Zeugnissen**), „als ein Wesen, dessen Garderobe gewöhnlich in einem Ueberrock, einem Kollet und einem Paar ledernen Beinkleidern bestand, das einen großen durchlöcherten Hut und verhältnißmäßige Stiefeln trug, eine ausnehmende Geschicklichkeit besaß, eine halbe Tonne Bier in einer Sitzung hinunterzugießen, jeden, der ihm zu nahe kam, hinter die Ohren schlug und bereit war, die Sache gleich auf der Stelle „auszumachen." Seine Sprache war „ein Gemisch von eignen Kunstwörtern, sein Ideal der Vollkommenheit ein vollendeter Schläger, und das niedrigste Geschöpf ein Mensch, der nicht Lust hatte, sich jeden Augenblick um nichts zu raufen und der sich in seiner Kleidung einer gewissen Sauberkeit und Eleganz befliß." Als Heerde und Hegeplätze dieser Rohheit erscheinen in jener Darstellung die damaligen Landsmannschaften, Verbindungen die sich's zum Zweck machten, jegliche Art von Wüstheit, Ausschweifung und Gemeinheit in Ehre zu halten und dem Gesetze wie der Sittlich-

---

*) Dies ist seitdem theilweise geschehen in dem interessanten Buche: Geschichte des Jenaischen Studentenlebens 1548—1858. Von Dr. Richard und Dr. Rob. Keil (Leipzig. F. A. Brockhaus 1858).

**) Briefe über Jena. Frankfurt und Leipzig 1793.

keit den unverschämtesten Trotz zu bieten. Wie gebildete Menschen damals, d. h. im Anfange der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, von der Erscheinung des deutschen Studentenwesens berührt wurden, das hat Goethe im zwölften Buche von Dichtung und Wahrheit an Mercks Beispiel geschildert. Goethe selbst sah zu jener Zeit die Jenenser Studenten nur ungern in Weimar, und suchte sie im dortigen Theater auf alle mögliche Weise kurz zu halten. Giebt es einen traurigern Beleg für den Zustand des damaligen deutschen Studententhums, als diese Sorge und Nothwendigkeit, die Darstellungen des Schönen in der Kunst vor der Rohheit einer Jugend zu wahren und zu schützen, aus welcher die Lehrer und Bildner, die Richter, Prediger und Staatsmänner des Volks hervorgehen sollten!

Um die Zeit als Schiller in Jena lebte, hatten sich diese Zustände allmälig zu bessern begonnen. Freilich fand er als er im Jahre 1787 zuerst Jena besuchte noch manche Spuren der alten renommistischen Wüstheit. „Daß die Studenten hier was gelten (schrieb er an Körner) zeigt einem der erste Anblick, und wenn man sogar die Augen zumachte, könnte man unterscheiden, daß man unter Studenten geht; denn sie wandeln mit Schritten eines Niebesiegten." Aber doch fand er schon damals „die Sitten um Vieles gegen früher gebessert." An die Stelle der alten rüden Landsmannschaften waren die Orden getreten, Verbindungen, die wenigstens zum Theil von gewissen Gedanken der Bildung getragen wurden. Ehrengerichte zur Milderung des Duellunwesens wurden versucht, und an die Stelle der stupiden Brutalität eines trägen und faulen Hinschlenderns traten mehr und mehr Fleiß und Sinn für Wissenschaft und Bildung. Der Student entrohte sich

auch im Aeußern. Eleganz trat an die Stelle des Cynismus, ein anständiger Ton verdrängte mehr und mehr die urdeutsche Bierrohheit. Der Verfasser der um das Jahr 1798 erschienenen „Briefe über Jena“ findet sogar, daß die Kultur des Jenaschen Studententhums in übergroße Verfeinerung auszuarten, und daß durch sie das „ehrliche offene deutsche Herz“ Schaden zu leiden drohe. Während sonst die Bibliothek des gewöhnlichen Jenaischen Musensohns meist nicht über ein lateinisches Lexikon, Corpus Juris, Bibel und die nöthigen Kompendien hinausging, und seine Lecture sich gleichfalls nicht über dieselben verstieg, fand der Verfasser jener Briefe die Theilnahme an der Litteratur und ihren über die Brodfächer hinausreichenden Erscheinungen bereits allgemein verbreitet. Die Schilderung, welche er davon giebt, ist interessant genug, um sie hier mitzutheilen, zumal da sie im Vergleich zu den gegenwärtigen Zuständen die damaligen weit besser erscheinen läßt. Zwei öffentliche Leihbibliotheken, die Vogt'sche und die Strankmann'sche, boten in großer Auswahl und Vollständigkeit den Studirenden Gelegenheit, sich mit allen bedeutenden Erscheinungen der Poesie und der philosophischen Litteratur, sowie mit Allem, was nicht gerade in die „Brodwissenschaft“ einschlug, bekannt zu machen. Für ein Abonnement von nicht mehr als sechszehn Groschen vierteljährlich standen diese Sammlungen den Studirenden täglich zur beliebigen Benutzung offen, und auch an Veranstaltungen fehlte es nicht, die bedeutendsten Zeitschriften und Journale wissenschaftlichen und politischen Inhalts den Akademikern zugänglich zu machen. „Der Studirende,“ heißt es in den Briefen, „der hier in Jena ein Ignorant in der neueren Litteratur bleibt, hat nur sich selbst deswegen anzuklagen.“

Diesen Vortheil entbehrt das heutige Jena durchaus. Die öffentlichen Leihbibliotheken sind in dem traurigsten Zustande, und diejenigen öffentlichen Lehrer, denen es obliegt, über die deutsche neuere Litteratur der letzten dreißig bis vierzig Jahre Vorlesungen zu halten, befinden sich in schlimmer Lage, da es ihren Zuhörern unmöglich ist, sich auch nur von den bedeutendsten Erscheinungen durch eigenes Lesen einen Begriff zu verschaffen. Französische und Englische Litteratur sind durch gar keine Lesezirkel und ähnliche Veranstaltungen unterstützt.

Schiller, wenn er auch hier und da in seinen Briefen an Körner und die Wolzogen über die mangelnde geistige Vorbildung der Studenten klagt, ist doch in seinem Verhältnisse zu der studirenden Jugend von damals selber ein lebendiges Beispiel ihrer vorgeschrittenen geistigen und sittlichen Kultur. Sie ehrten gleich bei seinem ersten Auftreten als akademischer Lehrer in ihm den Genius, der dem deutschen Namen einen neuen Glanz verlieh, und dies Gefühl der Ehrfurcht sprach sich in einer Weise aus, die Schillern selbst erfreute.*) Es war bisher Sitte gewesen, neu auftretende Professoren bei der ersten Vorlesung mit wüstem Gelärm von Scharren und Stampfen zu begrüßen und zu entlassen. Aus Ehrfurcht vor Schiller entsagte man dieser althergebrachten Unsitte. Die versammelten Hunderte, welche bis in die Vorräume und Treppen das Auditorium füllten, verharrten in tiefem Schweigen, und brachten ihm dafür Abends ein Lebehoch und Fackelständchen. Seitdem blieb jener rohe Brauch für immer verbannt, an dem sich als an einer Ehrenbezeugung, wie ein Landsmann und

*) Briefwechsel mit Körner, Bd. 2. S. 100—102.

Lebensgenosse Schiller's aus jener Zeit erzählt, früher selbst ausgezeichnete Universitätslehrer erfreuten.*) Schillers bloße Gegenwart in Jena trug überhaupt dazu bei, Ton und Behaben der Jugend zu veredeln. Als ihm einmal bei einem Studentenaufruhr, den die unzeitige Strenge des damaligen Prorectors verschuldet hatte, die Fenster eingeworfen wurden, weil der Ruf „Lichter weg!“ bei ihm keine Beachtung gefunden hatte, sandten sämmtliche Verbindungen am andern Tage Deputationen an ihn ab, um von ihm Verzeihung zu erbitten. Bei Gelegenheit dieses Studentenkrawalls geschah es, daß Professoren und Bürgerschaft in feierlichem Zuge die ausgewanderten Studenten bei ihrer Rückkehr von Erfurt einzuholen sich herbeiließen, ein Handlungsweise, gegen welche Schiller öffentlich in den stärksten Ausdrücken protestirte, ohne daß dieser Protest die Verehrung der Studenten für ihn beeinträchtigte.

Ueber Schiller's freundliches Verhältniß zu den damaligen Jenaischen Studenten habe ich später noch ein Zeugniß erhalten, das ich hier einschalten will, und das die Zahl der Schiller'schen Gedichte möglicherweise um eins vermehrt, über dessen Autor man bis heute noch keine sichere Kunde hat. Es ist das alte wohlbekannte Studentenlied: „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude,“ u. s. w. um das es sich handelt. Siebzehn Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Buchs, theilte mir ein achtzigjähriger Greis, der verstorbene Archivrath Chr. Walter in Gotha, neben mehreren ergänzenden Notizen auch Folgendes mit: „Wenige Wochen nachdem ich Ostern 1808 die Universität Jena, drei Jahre nach Schiller's Tode, bezogen hatte starb daselbst der Jurist Pro-

*) Morgenblatt 1837, Nr. 86.

fessor Richter und wurde von den damaligen Landsmannschaften mit einem Fackelzuge zur Erde bestattet. Nach beendigter Ceremonie wurden, wie üblich, die Fackelreste auf dem Markte auf einen Haufen geworfen und verbrannt, wobei ein Lied (eben jenes: Vom hoh'n Olymp u. s. w.) gesungen wurde das mich so tief ergriff, daß ich mich nach dem Verfasser erkundigte. Da erfuhr ich denn Folgendes. Schiller habe sich einst bald nach seiner Ankunft in Jena mißbilligend über die damals üblichen Studentenlieder vernehmen lassen, worauf ihm dann der Wunsch und die Aufforderung gestellt worden: doch selbst etwas Besseres an deren Stelle zu dichten. So sei das Lied „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude" entstanden und sofort mit Jubel von den Studiosen aufgenommen worden. Ich habe in keinem Werke über Schiller dieses Umstandes gedacht gefunden, ja in dem bekannten Taschenliederbuch von Edmund Wallner ist sogar ein Herr Schnorr als Verfasser angegeben; in andern Liederbüchern fehlt jede Angabe, und in einem fand ich nur vermerkt, daß das Lied „nicht" von dem und dem Verfasser sei. Es dürfte nun zu erwägen sein, ob die mir damals drei Jahre nach Schiller's Tode gemachte Mittheilung eine unrichtige oder wahre gewesen ist. Für das Letztere spricht der ächt Schiller'sche Geist des Liedes, und wer Herr Schnorr sei oder gewesen sei weiß wenigstens ich nicht." — Ich auch nicht; und so möge denn diese Notiz den Historikern der lyrischen Litteratur zu freundlicher Beachtung empfohlen sein. —

Es muß ein wunderbares und in seiner Art einziges Leben gewesen sein, das während dieser Schillerschen Periode in Jena seine mannigfaltigen, oft grellen Kontraste entfaltete. „Eine größere Verschiedenheit in Manier, Kleidung, wissenschaftlicher und sittlicher Kultur," sagt der zuvor erwähnte Verfasser jener Skizze über Jena zur Zeit Schillers, im Morgenblatte von 1837, „wird schwerlich in Paris und London angetroffen werden. Vom Wilden in Sitte und äußerem Auftreten bis zu widerlicher Verfeinerung in Sitten und Kleidung, von der beschränktesten Ansicht der Wissenschaften, nach welcher z. B. ein Dozent die Diplomatik als das non plus ultra und den Mittelpunkt alles Wissens ansah und seinen Zuhörern vorstellte, bis zur edelsten Uebersicht und erhabensten Anschauung, trifft man alle Mittelstufen gleichsam als Repräsentanten und ewige Formen in Jena an." Die dort gezeichneten Skizzen und Portraits von Abnormitäten der ersteren Klasse reichen an das Fabelhafte, wenn man sie mit unsern Tagen vergleicht. Dazu herrschte in jener Zeit eine Rastlosigkeit der wissenschaftlichen Anstrengung, eine Schnelligkeit der geistigen Bewegung und ein Fleiß der Arbeit, welche selbst einen Goethe, wie er an Knebel schreibt, in Erstaunen setzten, während durch dies Treiben und Drängen doch keineswegs dem gesellig gemüthlichen Zusammenleben, wodurch Jena sich von jeher auszeichnete, ein wesentlicher Eintrag geschah. Alles dies mußte wieder auf die studirende Jugend vortheilhaft zurückwirken, deren geistige Kultur überdies durch die Nähe des kunstgebildeten Weimars mannigfach gefördert wurde.

Jene zweite Entwickelungsperiode des Jenaischen Studentenlebens reicht bis in die Zeit des Befreiungskrieges, durch welchen

das nationale Ferment in die jungen Gemüther geworfen wurde. Jena wurde die Wiege der deutschen Burschenschaft, deren Blüthe ein Menschenalter später in Gagern und der Paulskirche zu Tage treten sollte. Der alte Goethe, der sich öffentlich sonst nicht eben allzugünstig über das „Wartburgswesen" äußerte, freute sich dennoch insgeheim an dem erwachenden Geiste der Jugend, als sie bei jenem Feste den elenden Kotzebue in Effigie seiner Werke verbrannte. Freilich trat erst ein Jahrzehend nach Goethe's Tode jenes Gedicht an das Licht, in welchem er das Eisenacher Autodafé vom 18. October 1817 ausdrücklich belobte*).

---

*) S. Werke (Ausgabe letzter Hand) Band 56 S. 85—86:

An Kotzebue.

Eisenach 18. October 1817.

„Du hast es lange genug getrieben,
Niederträchtig vom Hohen geschrieben,
Hättest gern die tiefste Niedertracht
Dem Allerhöchsten gleich gebracht.
— — — — — — — — — —
Daß Du Dein eignes Volk gescholten
Die Jugend hat es Dir vergolten:
Aller End' her kamen sie zusammen,
Dich haufenweise zu verdammen.
Sankt Peter freut sich Deiner Flammen."

Die letzte Zeile des Gedichts bezieht sich auf die leichtfertige Beurtheilung der St. Peterskirche in Rom, welche Kotzebue in seine Reiseerinnerungen neben allerhand Ausfällen gegen Goethe zu Markte gebracht hatte.

Dann kamen die Verbote des Besuchs der von den Gedanken deutscher Nationalität und Einheit angesteckten Universität, Verbote, welche von der gegenseitigen moralischen Achtung deutscher Regierungen ohngefähr in derselben Art Zeugniß ablegten, wie auf dem materiellen Gebiete die gegenseitigen Verbote, mit denen noch heute ein deutscher „Staat" das Papiergeld des andern von den eignen Kassen ausschließt.

Jena, den 30. Juli 1854.

Einen großen Genuß hat mir der Besuch des archäologischen Kunstmuseums gewährt, dessen Stiftung Jena vorzüglich dem vortrefflichen Göttling verdankt. Zwei ziemlich große Säle in den untern Räumen des alten Fürstenschlosses enthalten eine Sammlung der bedeutendsten Bildwerke alter Kunst in mehr als dreihundert Gypsabgüssen. Die Laokoonsgruppe, die Venus von Milos, der Vatikanische Apollo und die Colosse von Monte Cavallo, der Otrikolische Jupiter und die Juno Ludovisi, und was sonst noch an Werken hellenischer Plastik in Statuen, Büsten und Reliefs den ersten Rang unter den geretteten Trümmern der alten Kunstwelt einnimmt, ist wenigstens zu einem bedeutenden Theile hier zu finden, oder doch in Fragmenten vertreten, welche für das nothwendige Bedürfniß der unmittelbaren Anschauung ausreichen. Ich mußte dabei meiner eigenen Jugend gedenken, der auf der Universität Halle auch so gar nichts dergleichen geboten wurde. Und noch giebt es deutsche Universitäten, wo der Lehrer der Geschichte und Kunst des Alterthums, der Archäolog, der Aesthetiker, der Professor der Kunstgeschichte gerade der allernothwendigsten Unterstützung durch eine solche Sammlung entbehren.

Was aber das Verdienstvollste ist an diesem Jenaischen Museum, das ist die Art und Weise seiner Herstellung. Die Universität ist bekanntlich arm an Geldmitteln. Da haben denn ihre Professoren sich zusammengethan und durch öffentliche Vorlesungen, zu denen Jedem gegen einen geringen Eintrittspreis der Zugang frei stand, einen großen Theil der zu diesen Anschaffungen nöthigen Gelder zusammengebracht, Geschenke der fürstlichen Patrone, deren die Universität Jena, wenn ich nicht irre, vier deutsche Souveraine hat, und von Privaten sind dazu gekommen, und so ist in wenigen Jahren, seit 1846, eine Sammlung entstanden, um die manche größere Universität Deutschlands das kleine Jena beneiden dürfte. Nicht nur jene großen Schöpfungen der alten Plastik, deren ich oben einige anführte und deren Originale die Zierden der Sammlungen von Rom und Florenz, von Paris und London, Berlin und Dresden bilden, sind hier in Abgüssen zu finden. Sondern der Lehrer der Archäologie findet erwünschte Gelegenheit, seine Zuhörer auch auf einige Originale von Vasen und anderem Geräth,. der Lehrer der alten Geschichte auf Abgüsse uralter Inschriften in Keilschrift und Hieroglyphen, auf die Anschauung altägyptischer Götterbildungen, auf die farbigen Darstellungen der ältesten architektonisch plastischen Monumente, wie das Löwenthor von Mykenä, auf Abbildungen altetruskischer Gräber, nicht minder wie auf eine plastische Nachbildung des antiken Theaters hinzuweisen. Es ist keine Frage, daß nur mit Hülfe solcher unmittelbaren Anschauung Vorlesungen über Kunst und Alterthum auf Universitäten wahrhaften Nutzen zu gewähren vermögen, und daß eine Stunde in diesen Räumen zugebracht, unter Kunstwerken, deren Verständniß obenein ein vortrefflicher raisonnirender Katalog

erleichtert, den Studiosen mehr fördert als jahrelanges Hören von Dingen, die vor Allem gesehen werden wollen. Es erfüllt sich dabei jenes Wort Goethe's, der über Kunst überhaupt gar nicht anders geredet wissen wollte, als in Gegenwart der Kunstwerke.

In diesem Museum befindet sich nun auch der Abguß eines herrlichen weiblichen Kopfes, dessen Züge mich auf den ersten Blick an einen andern erinnerten, den ich vor sechs Jahren in Florenz unter den weiblichen Statuen gesehen, welche das Innere der Loggia dei Lanzi schmücken. Und so war es in der That. Die Antiquare haben diesem Kopfe, dessen Original früher in Rom, jetzt in Berlin befindlich, den Namen einer trauernden Muse gegeben. Dagegen hat nun Göttling entdeckt, daß es ein Portraitkopf ist, und zwar obenein das Portrait einer deutschen Landsmännin aus Hermanns des Cheruskers Zeit. Das hängt so zusammen. Als Germanikus, Tiberius Adoptivsohn, durch glänzende Waffenthaten die Niederlage des Varus gerächt und durch den Verrath deutscher Landesfürsten, wie Malovendus und Segestes, nicht nur die verlornen Legionsadler wieder gewonnen, sondern auch Hermanns Weib, Thusnelda, in seine Gewalt bekommen hatte, hielt er einen großen Triumpheinzug in Rom, bei welchem unter den zahlreichen Gefangenen besonders Thusnelda, Arminius Gattin, und Ramis, Tochter des Kattenherzogs Aktumer und Gemahlin des Fürsten Sesithakus, als diejenigen fürstlichen Frauen genannt werden, welche den Triumph des Siegers schmückten. Nun hat Göttling in einer eigenen Schrift mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß jene herrliche Statue einer barbarischen Gefangenen in der Loggia dei Lanzi zu Florenz eben keine andere als die Portraitstatue der Thusnelda ist, welche den für Germanikus

vom Tiber errichteten Triumphbogen schmückte, und daß mit ihr zugleich auch ein Portrait des Thumelikus sich bis auf unsere Zeit erhalten hat: Mit diesen beiden Portraits zeigte nun der obenerwähnte weibliche Kopf eine so ausgesprochene Aehnlichkeit des nationalen Typus und des Styls der plastischen Kunstbehandlung, daß Meister Rauch keinen Anstand nahm, in ihm gleichfalls das Portrait einer edlen gefangenen Barbarenfürstin aus derselben Zeit zu vermuthen. Und diese Vermuthung erreichte durch eine Messung beider Frauenköpfe, welche völlige Gleichheit der Größe ergab, den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit. Diese Entdeckungen sind von einem doppelten Interesse. Einmal, weil sie uns den Typus urältester deutscher Gesichtsbildung von der Meisterhand antiker Plastik aufbewahrt darstellen. Dann aber auch, weil sie auf's Neue jenen Zug des historischen Realismus beweisen, welchen die hellenische Plastik bei den Römern annahm, als sie in den Dienst derselben trat. Noch Winckelmann in seiner Kunstgeschichte behauptete, wie man weiß, das Gegentheil bei Gelegenheit der berühmten, „Arria und Pätus" genannten Gruppe in Villa Ludovisi zu Rom. Er bestand darauf, daß die alte Plastik in ganzen Figuren, sei es in Statuen oder in Reliefdarstellungen, niemals Sujets aus der wirklichen Geschichte behandelt habe, und daß die alten Künstler in solchen Darstellungen nie über die Gränzen der Mythologie hinausgegangen seinen" *). Dieser Irrthum des großen Mannes, der sich durch alle seine Werke hindurchzieht, war es, der ihn so wesentlich an der richtigen Auffassung udn

*) Siehe Winckelmann's Geschichte der Kunst XI. 2. 28. S. 463. (der Stuttgarter Ausgabe von 1847).

Erklärung einiger der bedeutendsten erhaltenen Werke antiker Plastik hinderte, daß er in dem sterbenden Fechter, diesem Barbarenfürsten, der im Lustmordkampfe als Augenweide des römischen Volkes verendet, einen Hellenen, einen athenischen oder argivischen Herold aus der mythischen Zeit zu erkennen glaubte, und daß er die herrliche Ludovisische Gruppe des Barbarenhäuptlings, der nach seinem Weibe, das er getödtet, sich selbst das Schwert in die Kehle stößt, als die Darstellung eines Vorfalls aus der griechischen Mythologie erklärte!*)

Ich habe schon in meinem Italienischen Reisewerke den Fortschritt nachzuweisen versucht, welchen die antike Plastik unter dem Einflusse des römischen Geistes, der sie in seinen Dienst nahm, vom Mythologischen und Mythischen zum Gebiete des Historisch-Monumentalen gemacht hat. Wer die in jenem Buche an verschiedenen Stellen den Kunstwerken gegenüber entwickelten Gedanken seiner Aufmerksamkeit gewürdigt hat**), wird in diesen neuesten Entdeckungen des gründlichen Forschers und feinen Kenners alter Kunst finden, daß eine glänzende Bestätigung des neuen Prinzips zu Tage gefördert worden ist. Wie auf dem Triumphbogen des Marius zur Verherrlichung seines Sieges über die Teutonen und Cimbern auch der König Teutobog und andere Barbaren abgebildet waren, so sehen wir durch Göttling's und Rauch's Nachweisungen auch die Heldengestalten deutscher fürstlicher Frauen vor uns, deren Bildnisse dem gleichen Siegerstolze der römischen Weltüberwinder

*) Siehe Winckelmann's Geschichte der Kunst IX. 2. 36. S. 376. und 463.

**) Ein Jahr in Italien Th. I. S. 189—190., Th. II. S. 283—287. Th. III. S. 93—105.



ihren Ursprung verdankten. Denn auch der Kopf der Ramis, der sich in einem Abgusse auf dem Jenaischen Museum befindet, gehörte einer Statue an, die an dem Triumphbogen des Germanikus das Gegenstück zu der Statue der Thusnelda bildete. In diesem Sinne ist denn auch der Gegensatz beider Portraitköpfe ächt künstlerisch behandelt. Thusnelda erscheint nämlich in jenem Bildwerke zu Florenz ganz so aufgefaßt, wie sie Tazitus, vielleicht eben nach jener Statue, beschreibt: als die würdige Gattin des deutschen Helden, ungebeugt, thränenlos, mit geschlossenen Lippen, gewachsen dem furchtbar tragischen Loose, vom eignen Vater dem Gatten entrissen und verrathen zu werden an die Feinde des Vaterlandes. Dagegen sehen wir in dem Kopfe ihrer Genossin den Ausdruck eines hoffnungslosen, tiefen, ächt weiblichen Schmerzes, dem nur der Trost der Thränen Linderung verleiht. Das edle, schöne, typisch deutsche Haupt ist gesenkt, die Augen wie vom Weinen geschwollen, und der im bittern, schluchzenden Schmerze zuckende Mund mit den leise geöffneten Lippen, die aufgelös'ten, wie von Thränen feuchten prachtvollen Haarflechten — Alles drückt das Hingegebensein aus an einen Jammer, dessen Anblick den Beschauer im Innersten erschüttert.

Niemand würde an diesem Jenaischen Kunstmuseum größere Freude gehabt haben als Goethe, in dessen Sinn und Geiste diese für lebendige Wirksamkeit gegründete Sammlung so recht eigentlich gestiftet heißen darf. Man weiß, wie sehr er in den Propyläen auf solche Förderung der Anschauung von Kunstwerken drang, und wie er für sich selbst diesen Vortheil durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zu erneuern stets bestrebt war.

Goethe's Verhältniß zur bildenden Kunst und die Art und

Weise, wie er auf dieselbe einzuwirken suchte, ist auch für die richtige Beurtheilung seiner eigenen dichterischen Leistungen von großer Wichtigkeit. Bis in sein reifes Mannesalter hinein hat er selbst eine früh in ihm erwachte praktische Tendenz zur bildenden Kunst verfolgt. Er nannte diese Tendenz am Abende seines Lebens eine falsche, weil ihm eigentlich die Naturanlage dazu gefehlt habe. Eine gewisse Zärtlichkeit gegen die landschaftliche Umgebung sei es, was ihm eigen gewesen, und wodurch seine ersten Anfänge ihm und Andern eigentlich hoffnungsvoll erschienen. Die Reise nach Italien zerstörte dieses praktische Behagen. Eine weite Aussicht trat an die Stelle, aber die liebevolle Fähigkeit ging verloren (Eckermann I. S. 210). Dagegen gestand er auch, daß er die Gegenständlichkeit seiner Poesie jener großen Uebung des Auges schuldig geworden sei.

Aus Italien dem formenreichen zurückgekehrt in den formenarmen Norden, empfand Goethe das dringende Bedürfniß, seine dort gewonnene Erkenntniß für die Förderung der bildenden Kunst in Deutschland fruchtbar zu machen. Schon vor der Italienischen Reise war in Weimar eine Art von Akademie für die zeichnenden Künste gestiftet worden, an welcher zunächst Rath Kraus, später die Bildhauer Klauer und Kaufmann, und endlich Goethe's Freund Heinrich Meyer lehrend thätig waren. Jetzt griff man die Sache bedeutender an. Heinrich Meyer ward nach Weimar berufen und der Plan gefaßt, Weimar durch jährliche Preisaufgaben und Kunstausstellungen zu einer Art von Mittelpunkte für die deutsche bildende Kunst zu machen, — ein Plan, wie ihn ein halbes Jahrhundert später Franz Liszt mit dem Gedanken der Goethestiftung in einer großartigen Weise wieder aufgenommen hat. Eine eigene,

der Kunst gewidmete Zeitschrift sollte jenem Plane einen Stützpunkt geben und als Organ dienen, durch welches die Goethe'schen Kunstansichten praktischen Einfluß auf die Entwickelung der Kunst in Deutschland gewinnen möchten. Die Propyläen wurden 1798 gegründet. In ihnen sollte der Künstler die Natur als Schatzkammer der Stoffe im Allgemeinen kennen lernen, und Hand in Hand mit dieser Einführung in die Kenntniß der Natur, soweit dieselbe wichtig für die künstlerische Thätigkeit, sollte die Anleitung zur theoretischen Erkenntniß des Kunstschönen den Kunstjünger über das Endziel seines Schaffens aufklären. Rath, Hülfe und Vorschläge sollte er hier für seine Arbeiten finden. Er sollte den Werth der antiken Muster kennen und schätzen lernen, und eine genaue Kritik älterer und neuerer Kunstwerke, ein strenges Auseinanderhalten der verschiedenen Kunstarten, verbunden mit der steten Hinweisung auf die Nothwendigkeit sinnlicher Anschauung, sollte ihm seinen Weg erleichtern. Die Nothwendigkeit der menschlichen Bildung, der theoretischen Erkenntniß für den Künstler in einer Zeit allgemeiner Reflexion sollte fühlbar gemacht, die Schrankenlosigkeit der Theorie im Gegensatze zu der Beschränktheit der Praxis aufgewiesen werden. Philosophie und Kunst, schrieb Schiller an Goethe, hätten sich bisher noch gar nicht ergriffen und durchdrungen; es fehle ein Organ, wodurch sie miteinander vermittelt werden könnten. Dies Organon sollten die Propyläen sein. Diese Aufgabe sollten sie lösen in Bezug auf die bildende Kunst. Aber auch die Theorie und Kritik der Dichtkunst sollte sich anschließen und ein steter Bezug auf das Leben und die Erscheinungen der Gegenwart den Kreis vollenden.

Die Einleitung in die Propyläen kann großentheils noch jetzt

als Programm eines litterarischen Kunstorgans im höchsten Sinne betrachtet und benutzt werden. Sätze wie: „wer mit Gelehrsamkeit bedeutend oder allegorisch interessant sein will, der wird in der Hälfte seiner Arbeit oft bei unerwarteten Hindernissen stocken, oder nach Vollendung derselben seinen schönsten Zweck verfehlen; wer zu den Sinnen nicht klar spricht, redet auch nicht rein zum Gemüthe" — solche Sätze sind goldene Lehren, deren Befolgung später selbst Goethe'n nicht blos bei dem zweiten Theile seines Faust zu Statten gekommen sein würde. Und so voll von diesem Gedanken war er damals, daß er nicht übel Lust hatte, wie er einmal an Schiller schreibt, „auf die Kunst eine Art von geheimer Gesellschaft zu fundiren, da Sprechen, Schreiben und Drucken wohl etwas, aber nicht viel helfe."

Zugleich mit der Gründung der Propyläen begannen die Weimarischen Kunstfreunde ihre Ausschreibung von Preisaufgaben. Die eingesandten Preisstücke wurden ausgestellt und in Zeitschriften beurtheilt. In Uebereinstimmung mit dem Goethe'schen Dogma von der alleinseligmachenden griechischen Kunst gingen die Aufgaben vorzugsweise auf die antikheroische Zeit zurück. Paris und Helena, der Tod des Rhesus, Hektors Abschied, Achill auf Skyros, Achill's Kampf mit den Flüssen, Perseus und Andromeda, Herkules beim Admetus, — dies waren, verbunden mit einer Landschaft und einem biblischen Süjet: das Menschengeschlecht durch das Element des Wassers bedrängt, die Preisaufgaben, welche von 1799 bis 1803 gestellt und von Künstlern wie Hartmann, Nahl, Hoffmann, Hummel und Rhoden gelöst wurden. Goethe selbst hatte, wie er an Knebel schreibt (I. 264.), an diese Ausstellungen viel Mühe, Zeit und Geld verwendet, Karl August reichliche Mittel hergegeben.

Dennoch entsprachen die Erfolge nicht der angewendeten Mühe. Die Preisvertheilungen mußten schon nach dem fünften Jahre (1803) eingestellt werden, die Propyläen waren bereits drei Jahre früher eingegangen. Goethe suchte den Grund des Mißlingens beider Unternehmungen theils in dem Einflusse „böswilliger Menschen," welche sich dem Emporkommen der Zeitschrift entgegenstellt, theils in jener Richtung, welche die Frömmigkeit als alleiniges Fundament der Kunst festsetzen wollte, und endlich in dem Einflusse der Romantik, die durch schriftstellerische Talente beim Publikum eingeschmeichelt, auch die Künstler ergriffen habe. Allein wir werden sehen, daß der eigentliche Grund anderswo und tiefer lag.

So viel ist gewiß, daß Goethe seit jener Zeit nach seinem eigenen Bekenntnisse allen Einfluß auf die deutschen Künstler so gut wie gänzlich verlor. Zwar erhielt sich, wie Schöll in seinem werthvollen Buche über Weimar erzählt, als eine Nachwirkung jener Programme noch fernerhin ein Verkehr mit thätigen Künstlern, welche, wie Gmelin, Riepenhausen, Wilhelm Tischbein, O. Ph. Runge, Friedrich, Kolbe u. a., freiwillig einzelne ihrer Werke einsendeten. Aber der genannte Autor bemerkt zugleich, daß die besten der durch jene Konkurrenz Befreundeten selbst an der neuen Richtung Theil nahmen. Andererseits entwickelten die Weimarischen Kunstfreunde („die W. K. F.'s mit ihren Treffs") ihre Richtung theils in der beschreibenden Herstellung antiker griechischer Kunstwerke, wie Polygnot's Lesche, Myron's Kuh, Rogus des Hephästion, Phidias' Jupiter, Polyklet's Juno, Philostrat's Bilder u. s. w., theils geschichtlich kritisch in Wercken wie Winkelmann und sein Jahrhundert und Meyer's Kunstgeschichte. In „Kunst und Alterthum" ließ sich Goethe zwar herbei, den bedingten Werth

auch der gegnerischen Kunstbestrebungen anzuerkennen, wobei Sulpiz Boissereé's Mittheilungen, und geniale Schöpfungen romantischen Sinnes, wie Cornelius' Nibelungen und Faust, vermittelnd eingewirkt hatten. Allein das Dogma von der unbedingten Anerkennung des griechischen Princips ward daneben auf's strengste festgehalten, und dem mittelalterlich aufgewärmten Nazarenerthum und seiner „Kinderpäpstelei" ein schonungsloser Krieg gemacht. „Goethe warb förmlich gegen die letzteren, erfuhr auch Gegenangriffe von ihrer Seite, und empfand es besonders sehr übel, als sie in Rom die Kopien antiker Gemälde, zu welchen ein Künstler durch ihn beauftragt worden war, für völlig unnütz und zweckwidrig erklärten." Er klagte bitter über diesen „wahnsinnigen Sektengeist, der keine Scheu trage, das Verwerfliche als Grundmaxime alles künstlerischen Handelns auszusprechen" und suchte seinen Trost darin, „sich und die wenigen zunächst Verbündeten in vernünftiger Ueberzeugung zu bestärken."*) Erst später gewann eine mildere Ansicht bei ihm die Oberhand. In den von Riemer herausgegebenen Briefen (S. 336) erklärte er: „ich will diese ganze Rücktendenz nach dem Mittelalter und überhaupt nach Veraltetem recht gern gelten lassen, weil wir sie vor dreißig bis vierzig Jahren ja auch gehabt haben, und weil ich überzeugt bin, daß etwas Gutes daraus entstehen wird; aber man muß mir nur nicht damit glorios zu Leibe rücken." Er erklärte diese Neigung der Jugend zu dem Mittelalter für einen Uebergang zu höheren Kunstregionen, von dem er sich sogar sehr viel Gutes verspreche. Jene Gegenstände erforderten Innigkeit, Naivetät, Detail und Ausführung, wodurch denn alle und jede

*) Schöll, Weimar's Merkwürdigkeiten. S. 284 ff.

Kunst verbreitet werde. Doch werde es wohl noch einige Lustren brauchen, bis diese Epoche durchgearbeitet sei, deren Entwickelung man übrigens weder beschleunigen könne noch solle. Alle wahrhaft tüchtigen Individuen würden dieses Räthsel schon von selbst lösen. War es doch auch in den Gesprächen mit Eckermann „ein großes Talent," eine Art Messias, von dem er, der Verehrer des Einzelwesens und seiner Kraft, für die Zukunft unserer Malerei und Plastik das Heil erhoffte (I. 263).

Den wahren Grund von der Erfolglosigkeit der Bestrebungen Goethe's hat Schöll sehr richtig nicht aus dem „bösen Willen" einzelner Gegner, sondern aus der einfachen Wahrheit abgeleitet, daß überhaupt Kunstschöpfung nicht von der Theorie, sondern nur von dem Gemeingefühl und Thatsinn ihrer Zeit ausgehen kann. Er fragt mit Recht, woher in jener Zeit der ärgsten Staatenschwäche Deutschlands die Künstler hätten den Schwung nehmen sollen, um jenen von Goethe aufgestellten heroischen Idealen zu genügen? „In der That standen die Preisblätter meist in sehr geringem Verhältnisse zu den hohen Zwecken und schönen Erörterungen der Preisrichter. Und waren die Begriffe der Letzteren reiner und gesunder als die schwärmenden Begehrnisse der Romantiker, so waren doch diese mächtiger auf die bildende Phantasie, weil ihr Wiederholen der volksthümlichen Vergangenheit und der Ideale derselben dem zur Zeit durch die Unwürde des öffentlichen Zustandes in sich selbst zurückgetriebenen Nationalgefühl gemäß war. Daher standen auch unter den Malern größere Talente damals auf dieser Seite; und eine gehaltvollere, zum Wachsthum stärkere Kunst, als die akademische vor ihnen, brachten Overbeck, Veit, Cornelius und andere um sie gereiht zu Tage."

Dies ist vollkommen richtig. Die Niederlage, welche Goethe mit seinen Kunstbestrebungen erlitt, war eine nothwendige, und darum eine segensreiche. Es zeugt für die Unverwüstlichkeit der Wahrheit, daß selbst die Anstrengungen des Genies, die Autorität des größten Namens gegen den Drang und Zug der Natur und ihres wahren Bedürfnisses erfolglos bleiben müssen.

Goethe und seine Gegner begingen den gemeinsamen Fehler und sie begingen ihn aus gemeinsamen Ursachen. Beide wendeten ihrer Zeit und der lebendigen Gegenwart den Rücken, weil diese Zeit und dieses Leben der idealen Form und der schönen Gegenständlichkeit entbehrte. Beide griffen zurück in entlegene Zeiten, Goethe in die antike, die Romantiker in das Mittelalter, um dort zu finden, was sie und die Kunst bedurften. Welchen Einfluß dieses vollständige Brechen mit der Gegenwart und dem Lessing'schen Prinzip der schönen Wirklichkeit auf Goethe's und Schiller's Dichtungen ausgeübt hat, kann man in der gründlichen Entwickelung Hettner's in jener Schrift nachlesen, welche die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhange mit unsern Klassikern schildert. Wir leiden bis auf den heutigen Tag noch unter den Folgen dieses Mißgeschicks, das den größten Genien unserer Nation die Palme des entscheidenden Sieges versagte. Der wesentliche Punkt aber, in welchem die Romantiker trotz ihrer zahlreichen Verirrungen über jene antikisirende Kunstrichtung im Vortheil waren, und die Berechtigung jener christlich mittelalterlichen Opposition gegen das Bestreben, den modernen Geist gleichsam mittelst Zwangspaß in eine dritthalbtausendjährige Vergangenheit zurück zu dirigiren, finden wir in der einfachen historischen Betrachtung, daß eben Vergangenes nie wieder dauernd in's Leben geru-

sen werden kann. Goethe hat sich selbst in seinem Verhältnisse zur modernen Kunst mit Kaiser Julianus verglichen. Aber es war ein ungleich mehr Erfolg versprechendes Unternehmen zur Zeit Julians, den Paganismus gegen das Christenthum wieder aufzurichten, als zu Goethe's Zeit ein Princip herzustellen, dessen strikte Befolgung die Entwickelung von achtzehn Jahrhunderten ignoriren mußte. Goethe hat es nicht durchgesetzt, wenn gleich seine Polemik gegen die Ausschreitungen und Verirrungen des Nazarenismus sehr viel Gutes gestiftet hat. Aber eben dieser Nichterfolg seiner angestrengten Bemühungen war es wohl, der ihn verleitete, auf demjenigen Gebiete, wo er selbstständig und schöpferisch auftreten konnte, auf dem Gebiete der Poesie, nur um so strenger die Durchführung seines von der Kunst verschmäheten Princips zu versuchen. Ob zum Vortheile seiner Leistungen? darauf mögen die natürliche Tochter, Paläophron und Neoterpe, Helena, Pandora und Epimenides die Antwort geben.

Jena, den 31. Juli 1851.

An der südwestlichen Ecke der Stadt auf einer mäßigen Anhöhe liegt ein schmalaufsteigendes zweistöckiges Häuschen, unregelmäßig gebaut mit unsymmetrischen Fenstern, dem ein Anbau mit einem runden, kurzen, thurmähnlichen Aufsatze den Charakter einer italienischen Winzerwohnung giebt. Ein langer, schmaler, mit Gras bewachsener Pfad, das Mönchsgäßchen genannt, führt dahin, vorbei an verfallenen Seitengebäuden mit zertrümmerten Schindeldächern, zwischen Gartenzäunen und Hecken. Aus einem noch kleineren Häuschen, zwanzig Schritte weiter, da wo ein Bretterzaun den Pfad sperrte, trat uns ein Mann, Gärtner oder Handwerker, entgegen, der uns auf unsere Frage: „wo ist Schiller's Haus?“ nach dem ersteren zurückwies. „Gehen Sie nur dreist hinein,“ setzte er in seiner thüringisch zutraulichen Art hinzu, indem er uns bis an die Thür begleitete; „im Garten können Sie's noch sehen, daß er da gewohnt hat“. Da steht's geschrieben auf einem Steine: „Hier schrieb Schiller *seinen Tasso!*“ — Und der Mann wohnte nur zwanzig Schritte von der Stätte unsterblicher Erinnerung an die größte Schöpfung des „nationalsten“ deutschen Dichters. Wie weit ist es noch hin, bis unser Volk zu seinen

Dichtern ein Verhältniß gewinnt, wie es doch selbst den Italienern nicht fehlt, die wir so gern die Entarteten nennen.

Dies Haus ist Schiller's Gartenhaus, und der Anbau ist die Sternwarte, welche Karl August dort sieben Jahre nach des Dichters Tode gründete. An derselben Stätte, wo Schiller über den aberwitzigen Träumereien der Astrologie brütete, mit denen er seinen Wallenstein und Seni auszustatten hatte, beobachtet und berechnet jetzt die erhabenste Wissenschaft den Lauf und Wandel der Gestirne und ihre ewigen Gesetze. Poetischer konnte diese geweihte Stätte nicht verwendet werden. Aber ungern vermißte ich an dem Hause eine Inschrift, welche es dem Wanderer als Schiller's Wohnstätte bezeichnete.

Es liegt völlig einsam und abgeschieden von der Stadt, rings von Gärten umschlossen, so einsam und abgeschieden, wie sein Bewohner selbst damals in Jena lebte, den manche Jenenser erst im Theater zu Weimar bei der ersten Aufführung seines Wallenstein (1798) von Angesicht sahen, nachdem sie, ohne ihn in der Nähe zu erblicken, bisher Jahre lang mit ihm in derselben Stadt gelebt hatten. Ein Augenzeuge jener Aufführung erzählt im Weimaralbum, daß der Wunsch, Schiller'n zu sehen, gar manchen Jenenser bewog, die Reise nach Weimar zu machen.

Hinter dem Hause ist ein schöner hochgelegener Garten mit alten Bäumen. In der südwestlichen Ecke desselben hatte Schiller ein kleines Häuschen erbauen lassen, zu dessen einzigem Zimmer man auf einer Freitreppe gelangte. Hier liebte er meditirend die reizende Aussicht zu genießen, welche sich über Stadt und Thal und Strom dem Auge bietet. Jetzt ist das Häuschen abgetragen. Ein unbehauener Steinklotz mit der Inschrift:

Hier schrieb Schiller den Wallenstein.

bezeichnet die Stätte. Eine Linde, Tanne und Akazie beschatten mit ihren in einander verschlungenen Zweigen den Platz, der wie ein Erker hervorragt. Tief unten, außerhalb der Gartenumfriedung, fließt über Kieselgestein der Leutrabach. Von 1796 an, wo Schiller diese Besitzung kaufte, war sie des Dichters Aufenthalt, und auch als er schon in Weimar lebte, kehrte er noch oft Sommers dahin zurück, um irgend eine poetische Arbeit zu vollenden. Hier in seiner Mansardenstube mit der herrlichen, stundenweiten Aussicht hat Goethe den Freund besucht, und mit ihm über Wilhelm Meister und Xenien konferirt. „Und merken Sie es an als eine kulturhistorische Notiz," setzte Freund H. hinzu, „als eine Seltenheit in unserer Eisenbahnen- und Telegraphenzeit, daß die „Botenfrau," welche den schriftlichen Verkehr der beiden Herren zwischen Weimar und Jena hin und her beförderte, noch existirt; nicht die Person, versteht sich, sondern die Gattung." In der That ist noch heute „die Botenfrau" zu der Thurn- und Taxis'schen Post und dem täglichen Hauderer die Dritte im Bunde der Verkehrsbeförderer zwischen Weimar und Jena. —

In einer Laube des Gartens steht ein alter verwitterter Steintisch. Da haben sie oft zusammen gesessen, die beiden Freunde, und manches große und gute Wort mit einander geredet, manche Pläne erdacht und besprochen, aus deren Samenkörnern herrliche Früchte erwachsen sind für die Menschheit.

Ehe Schiller diesen Garten kaufte, wohnte er längere Zeit im Griesbachschen Hause. Vorher hat er auch noch eine andere Wohnung gehabt, aber keine davon ist durch eine verehrende Hand

bezeichnet.*) Ich selbst werde täglich an ihn erinnert, denn von meiner Wohnung in Camsdorf, unweit der Brücke, sehe ich gerade auf die kleine Dorfkirche von Wenigenjena, in welcher sich Schiller am 22. Februar bei verschlossenen Thüren in aller Stille und Heimlichkeit, aus dem Reisewagen steigend, mit Lottchen von Lengenfeld trauen ließ. „Ein sehr kurzweiliger Auftritt für mich!" schreibt er an seinen Freund Körner; und schwerlich wird ihn die Traurede „des kantischen Theologen, Herrn Adjunkt Schmidt," erbaut haben, ihn, der selbst nach einer Predigt Herder's gestand: „daß sie ihm zwar besser gefallen habe als jede andere, die er noch gehört, daß ihm aber überhaupt keine Predigt gefalle." „Eine Predigt ist für den gemeinen Mann, der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist entweder ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Heuchler!"**) Ich habe keine Spur gefunden, daß der nationalste Dichter Deutschlands bis an seinen Tod jemals wieder eine Kirche besucht oder eine Predigt gehört hat. Nur in dem Augenblicke seines Lebens, wo die Sehnsucht der Liebesleidenschaft ihren Stachel in seine starke Seele senkte, rang sich der Wunsch aus seinem Innern los, daß es ihm möglich sein möchte, an einen Gott zu glauben, der

---

*) Späterer Zusatz: „Die erste Wohnung, welche Schiller in Jena bezog, war eine sehr geringe, in der Jenergasse bei den beiden alten Jungfern Schramm. Diese lebten noch als ich Ostern 1808 die Universität Jena bezog. Ihr Haus nannte man die Schrammey". — So schrieb mir 1869 der obenerwähnte Archivrath Chr. Walther in Gotha. — Bei diesen beiden „Mamsells" hatte Schiller auch noch nach seiner Verheirathung die Kost, bis zum Frühlinge 1793, wo er dieselbe aufgab weil seine Gesundheit dieselbe nicht länger ertrug. (S. Brief an Körner vom 7. April 1793).

**) Briefwechsel mit Körner I. S. 131 ff.

ein Herz habe für das Sehnen und Wünschen der Menschen: „Ach! daß das Schicksal der Menschen in den Händen eines Wesens wäre, das den Menschen gleicht, vor dem ich mich niederwerfen und Euch von ihm erflehen könnte!" *) Das er dieses ergreifende Bekenntniß seiner Unfähigkeit zum Glauben an ein solches „Wesen" sogar der Geliebten unbefangen aussprechen mochte, ist wohl das höchste Zeugniß seiner vollen geistigen Freiheit.

*) Brief an Caroline von Wolzogen. Nachlaß I. S. 345.

Jena, Anfang August 1851.

Einer von meinen Lieblingsorten in der Jena'schen Umgebung ist der städtische Friedhof. Er liegt am westlichen Ende der Stadt und zieht sich von Norden nach Süden zu einem sachtansteigenden Hügel hinauf. Eine Kirche in seiner Mitte bildet die Gränze zwischen dem alten und dem neueren Theile. Der letztere, am höchsten gelegene, gewährt über die niedere Einfriedigungsmauer hinweg eine reizende Aussicht auf die Umgegend. Breite, wohlgehaltene Kieswege, mit blühendem Buschwerk, auch wohl mit Fruchtgesträuch eingefaßt, durchschneiden in allen Richtungen diesen sorgsam gepflegten Garten des Friedens. Schaaren von Singvögeln beleben die buschigen und baumbepflanzten Partien der älteren Abtheilung, deren versunkene Kreuze und verwitterte Denksteine, von halb verwilderten Anlagen umgeben', einen schwermüthigen Kontrast bilden gegen die heitere Sauberkeit und wohlgepflegte Blumenfülle, welche überall auf dem neuen Kirchhofe die zahlreichen jüngeren Ruhestätten umgiebt. Ringsher schauen Weinberge und Gärten, Korn- und Busch-bedeckte Hohenzüge und ferne Waldberge hinein in diesen lieblichen Raum voll ewig erneuter Spuren liebender Erinnerung. Von der Stadt, die versteckt am Fuße des

Hügels liegt, sieht man nur den spitzen Kirchthurm über den Baumgipfeln aufragen. Dafür schweift der Blick gen Süden weit hinaus in das Saalthal, aus dessen letzter Ferne heute die hohe Leuchtenburg in heiterer Helle uns entgegenstrahlte, ganz verklärt von einem Schlaglicht der sinkenden Sonne, die nach einem trüblich grauen Sciroccotage endlich siegend aus dem Gewölk hervorbrach. Durch den offenen Bogen eines Begräbnißplatzes gesehen, welcher mit wildem Weine dicht umrankt, einer italischen Veranda gleichend, den Durchblick von dem neuen über den alten Kirchhof hinweg gestattet, gab es das anmuthigste landschaftliche Bild. Unter diesem Bogen schläft der vieljährige Arzt Goethe's und Schiller's, der von beiden oftgenannte Hofrath Stark.

Wir waren hinausgegangen, um eine andere Ruhestätte, das Grab der Frau aufzusuchen, die mit Schiller's Gedächtniß unauflöslich verbunden, sein edles Bild am innigsten und treusten dargestellt und noch nach ihrem Dahinscheiden uns mit theuren Reliquien seines Geistes und Gemüths beschenkt hat. Karoline von Wolzogen, die Schwester von Schiller's Gattin, die geliebteste Freundinn Schiller's, schläft hier den ewigen Schlaf nach einem langen, an Glück und Leiden überreichen Leben. An der äußersten nördlichen Ecke des neuen Friedhofs erhebt sich ein einfaches graues Marmorkreuz, von einem weißen Sandsteinsockel getragen, in Mitte des Blumen=geschmückten, von einem feinen Eisengitter umschlossenen Plätzchens. Auf dem Kreuze steht neben der Angabe von Namen, Geburts= und Todesjahr die selbstgewählte Inschrift:

Sie irrte, litt, liebte,
verschied
im Glauben an Christus die erbarmende Liebe.

In halbreifer Jugend einem ungeliebten Manne vermählt um bald wieder von ihm getrennt zu werden, und eine andere Verbindung zu schließen, die zwar von reiner Neigung getragen, doch ihr Herz nicht vollkommen ausfüllte, geliebt von der idealen Leidenschaft eines Schiller, dessen Liebe zu seiner späteren Gattin sich eigentlich an der Liebe für die ungleich höher begabte, ihm verwandtere Natur der Schwester aufnährte; verehrt von den Besten, befreundet mit den Würdigsten und Größten ihrer Zeitgenossen, glückliche Gattin und Mutter, glücklich im Sonnenglanze des Ruhmes, der ihren theuren Schiller umstrahlte, — sah sie all dies Glück von dem ehernen Hammer des Schicksals Schlag auf Schlag zertrümmert, sah sie den Gatten, den einzigen Sohn, die Freude ihrer Seele, sah sie Schiller und Stolberg, die Schwester, den Enkel, Goethe selbst und Knebel, Karl August und Louise, alle Genossen ihrer Jugend und ihres Glückes vor sich in die Gruft sinken, ehe sie die vierundachtzigjährige Greisin ihnen am 11. Januar 1847 als die letzte folgen durfte.

In dem Leben dieser Frau liegt eine der größten Herzenstragödien verborgen. Aber den Schlüssel, der uns das volle Verständniß eröffnen konnte, hat sie mit sich hinab genommen unter den Hügel der ihre Hülle deckt. Der würdige Gelehrte und geistvolle Autor, dessen Sorgfallt wir die Anordnung und Herausgabe der beiden Bände von Karoline von Wolzogens literarischen Nachlasse verdanken, berichtet in der Vorrede, daß ein Theil ihrer Correspondenz von der Verstorbenen als der Vernichtung zu übergeben bezeichnet sich vorfand, und ohne die Siegel zu lösen verbrannt wurde. Wer die vorhandenen Blätter aufmerksam lies't, kann unschwer errathen, welche Lebenszeugnisse dadurch der Nachwelt

entzogen worden sind. Aber auch etwas Anderes erfahren wir aus jener Vorrede. Der wichtigste Theil dieses Nachlasses sind Briefe Schiller's. Es sind zumeist seine Liebesbriefe aus den Jahren 1788 bis 1790, oder vielmehr die Briefe, welche er an beide Schwestern zugleich gerichtet hat. Frau von Wolzogen hatte in ihrer Biographie Schiller's bereits selbst Einiges aus diesen Briefen mitgetheilt; aber sie hat dabei eine in ihrer Art vielleicht einzige Fälschung angewendet. Denn nicht nur, daß ihre Hand aus denselben alle scharfen Ecken und schroffen Kanten von Schiller's Wesen und Ausdrucksweise zu ebnen und zu stumpfen, alles Herbe und Verletzende zu mildern oder durch Auslassung, ja Veränderung zu entfernen beflissen war; sondern es begegnen uns nach dem Bericht des Herausgebers unter diesen Aenderungen auch solche, durch welche eins der merkwürdigsten psychologischen Probleme im Leben und Charakter Schiller's der Welt vollständig zu verhüllen die Absicht gewesen ist. Der Herausgeber giebt uns darüber folgende andeutende Aufschlüsse. „Es läßt sich nicht bergen, daß Frau von Wolzogen an jenen Briefen Schiller's das unschuldigste und liebenswürdigste Falsum begangen hat, das wohl je in der Literatur begangen worden ist. Man wird in den Briefen an die beiden Schwestern das psychologische Problem finden, im Reiche der Geister das durchzuführen, was die Volkssage vom Ehebett des Grafen von Gleichen erzählt. In der Sicherheit seines hohen Geistes geht Schiller auf dieser gefahrvollen Bahn mit der naivsten Bewußtlosigkeit über ihre Gefahr und doch mit klarem Bewußtsein über die Art seiner nichtgetheilten, aber zwiefachen Liebe. Als nun Frau von Wolzogen, bereits hochbejahrt, in ihrem Leben Schiller's einige dieser Briefe mittheilen wollte, mochte

dasjenige, was nachher in der reinen Natur dieser Menschen sich naturgemäß gelöst hatte, — ihr in der Erinnerung fremdartig erscheinen; sie zog sich gleichsam aus diesen Briefen zurück und überließ der glücklicheren Schwester die Ehrenstätte, welche dieser das Geschick nachmals bestimmt hatte. Man erkennt noch deutlich die Correctur der späten zitternden Hand in Schiller's fester, schöner Handschrift, wie an die Stelle des Plural oder vielmehr des Duals der Singular gesetzt, und an besonders leidenschaftlichen Stellen die „Caroline" gestrichen und eine „theure Lotte" zum damaligen Drucke eingeschoben ist.

Der Herausgeber des Nachlasses hat Recht gethan, die ursprünglichen Lesarten in diesen Briefen überall wieder herzustellen. Denn Mittheilungen solcher Art können nur dann einen Werth für die Nachwelt haben, wenn wir ihrer Treue und Zuverlässigkeit in allen wesentlichen Stücken gewiß sein dürfen.

Schiller's Lebens- und Geistesentwickelung erscheint auch dadurch in einem scharfen Gegensatze gegen die Goethe'sche, daß bei ihm die volle große Leidenschaft der Liebe niemals in ihrem ganzen Umfange zu Blüte und Frucht gekommen ist. Sei es mindere Begabung seiner Natur, die auch in seiner Liebesdichtung immer vorwiegend auf das Allgemeine gerichtet erscheint, und die in seinen dramatischen Werken keine einzige zu vollem Leben entwickelte Frauengestalt zu schaffen vermocht hat, oder sei es das Gewebe von Umständen und Verhältnissen, welche das Leben der Menschen und seine innere Entwickelung fördern oder hemmen — so viel ist gewiß, gegen den Reichthum Goethe'scher, Lebens- und Liebeserfahrung ist das Herzensleben Schiller's fast arm zu nennen. Seine Stuttgarter Liebe, die er als Laura besang, jene „gut-

müthige Hauptmannswittwe," von der uns Scharffenstein erzählt, und deren Clavierspiel ihm des „Chaos Riesenarm," „den Schöpfungssturm der Sonne" und ähnliche Unermeßlichkeiten vor die ekstatische Seele führte, war in der Wirklichkeit kaum minder armselig als Schiller's damalige äußere Umgebung überhaupt. Margaretha Schwan in Manheim, Lottchen von Wolzogen in Lauterbach waren wenig mehr als Anfänge der Neigung eines nach Liebe sehnsüchtig verlangenden Herzens. Sein Verhältniß zur Frau von Kalb erscheint einerseits als Bedürfniß nach gebildetem weiblichen Umgange, den er bis dahin völlig entbehrt hatte; andererseits nach Anlehnung an eine mütterliche Freundin, ein Bedürfniß, das dem aus der Heimath Vertriebenen sich doppelt fühlbar machte. Nur einmal, ehe er die Schwestern Karoline und Charlotte von Lengefeld kennen lernte, hatte die Gluth einer ächten großen Leidenschaft zu jener schönen Dresdnerin Marie von Arnim seine ganze Seele entzündet. Und diese seine erste und letzte leidenschaftliche Liebe war unglücklich, weil sie an einen ihrer nicht würdigen Gegenstand verschwendet wurde. Denn Marie von Arnim ließ sich von ihrer selbstsüchtigen und eiteln Mutter verleiten, mit dem Herzen und der Leidenschaft des Dichters wie uns Karoline von Wolzogen in ihrer Darstellung von Schillers Leben erzählt, ein leichtsinniges zu frevelhaftes Spiel zu treiben*) In der Griechin seines Geistersehers und in des Prinzen Liebe zu ihr hat Schiller wenige Jahre später seine eigene Leidenschaft und ihren Gegenstand zu schildern versucht. Als er die Anfänge dieses Romans im Jahre 1789 den beiden Schwestern Lengefeld mittheilte, fühlte er sich zugleich ge-

*) K. v. Wolzogen. Schillers Leben I, S. 220. ff.

drungen, ihnen, die sich mit jener Schilderung nicht befreunden konnten, zuzurufen (K. v. W. Nachlaß I. S. 246), daß es Fälle gebe, wo die Liebe, mit einem ungewöhnlichen Feuer behandelt, durch sich selbst als ein inneres Ganze auch ohne Leidenschaft imponiren könne, daß ein Mensch, der wahrhaft liebe, so zu sagen aus allen Gerichtsbarkeiten heraustrete und unter eigenen Gesetzen stehe, in einem erhöhteren Sein lebe, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maßstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden seien.

Als Schiller zwei Jahre später Karoline von Wolzogen und ihre Schwester Charlotte von Lengefeld kennen lernte, waren alle drei im Innersten des Herzens krank an unglücklicher Liebe. Schiller litt noch an dem Weh jener bittersten Liebes-Täuschung seines Lebens. Lottchen Lengefeld hatte eben erst aus Vermögensrücksichten einem heimlich Verlobten entsagen müssen, und ihre Schwester lebte in unglücklicher Ehe, mit der Qual einer glühenden Neigung ihres späteren zweiten Gatten im Herzen, die sie selbst, wie es scheint, nur theilweise zu erwiedern vermochte.

Es gewährt einen eigenen Reiz, einen Geist wie Schiller durch alle Stadien dieses Verhältnisses zu begleiten. Er ist in der ersten Zeit der Bekanntschaft offenbar unklar über sich selbst, darum verhehlt er Jahre lang sogar dem vertrautesten Freunde Körner den eigentlichen Zustand seines Innern und den Gegenstand seiner Neigung. Er verschmäht selbst die Maske eines ans Frivole gränzenden Tones nicht, um das Geheimniß, das ihm selbst noch ein solches ist, vor den Augen des Freundes zu verbergen. Unter andern fällt in jene Zeit das merkwürdige Geständniß: „daß er seiner Natur nach in der Ehe mit einer geistig be-

deutenden Frau nicht glücklich seine könne." Eine solche Frau war aber Karoline von Wolzogen, und es leidet kaum einen Zweifel, daß auch ihr Schiller als das Ideal ihrer Seele erschien, während er, wie seine Briefe an sie bezeugen, eigentlich mit ihr und in ihr die minder bedeutende Schwester liebte. Karoline entschloß sich zur Resignation, sie opferte sich dem Glücke der Schwester, während Schiller's Idealismus eine Liebe, die beide gleich umfaßte und keiner entzog was sie der andern gab, ja sogar eine vollkommene Lebensgemeinschaft aller drei Betheiligten für möglich hielt, und als letztes Ziel seiner Wünsche hinstellte! Wie die Welt und die Menschen um ihn her sich zu diesem „himmlischen Ideal seiner Liebe" verhielten, das hatte er freilich oft und schmerzlich zu empfinden. In einer solchen Stimmung schwermüthiger Verdüsterung finden wir ihn oftmals auch in den nach seiner Verlobung geschriebenen Briefen. „Ach," ruft er einmal aus (15. Novbr. 1789), in einem an beide Schwestern gerichteten Briefe, „es ist nur die Erinnerung an Euch, an die Seligkeit an Eurem Herzen, was mich gegen alle Erscheinungen um mich her so unverträglich und vielleicht auch manchmal ungerecht macht. Ich kann den Menschen und den Dingen den tiefen Abstand nicht verzeihen, in welchem sie zu dem himmlischen Ideal meiner Liebe stehen. Und das sie sich doch eindrängen in unsern Kreis und uns an einer Glückseligkeit hindern, die sie nicht fähig sind uns zu ersetzen, das macht mich heftig und bitter gegen Menschen und Schicksal." Nur im Zusammenleben, im geistigen Besitze beider geliebten Freundinnen hofft er Versöhnung mit der ihn umgebenden Welt, und „ein Dasein, das uns über alle Menschen um uns her hinwegrücken wird.

Unser himmlisches Leben wird ein Geheimniß für sie bleiben, auch wenn sie Zeugen davon sind."

Dieser selbe Brief ist voll der interessantesten Aufschlüsse über die Art und Weise, wie Schiller ein der Natur der Liebe nach unlösbares Problem zu lösen sich die Kraft zutraute. Seiner mehr prosaischen Verlobten wird bange geworden sein bei dieser Vermessenheit ihres künftigen Gatten. Sie fürchtet Beeinträchtigung durch einen solchen Dreiklang des Liebesverhältnisses. Schiller beruhigt sie darüber. Aber seine Gründe gegen ihre Besorgniß sind nichts als die Sophistik idealer Selbsttäuschung. Er gesteht, daß Karoline ihm näher sei im Alter und darum auch gleicher in der Form ihrer beiderseitigen Gefühle und Gedanken. „Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, meine Lotte, — aber ich wünschte nicht um Alles, daß dieses anders wäre, daß Du anders wärest als Du bist." Seine Lotte soll sein Werk, soll der Schwester durch ihn ähnlich werden! „Was Karoline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten und mein Geschöpf mußt Du sein." Er fühlt sich glücklich in der süßen Sicherheit, daß er der Einen nicht entziehe, was er der Andern sei und gebe. „Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter Euch, und immer liebevoller kommt sie von einem zu dem Andern zurück, derselbe Lichtstrahl, derselbe Stern, — nur widerstrahlend aus verschiedenen Spiegeln."

Indessen war es doch gut, daß die Probe, welche Schiller's Idealismus hiermit sich und seiner Gattin stellte, durch die im Jahre 1794 erfolgte zweite Verheirathung Karolinens mit Schiller's Jugendfreunde, Wilhelm von Wolzogen abgekürzt wurde. Wir dürfen annehmen, daß die erstere selbst durch ähnliche Motive

zu dem Eingehen einer Verbindung bewogen wurde, die von ihrem späteren Gatten seit Jahren leidenschaftlich ersehnt, von ihrer Seite ohne volle Erwiederung solcher Leidenschaft, wenn auch nicht ohne sanfte Neigung geschlossen, sich zu einem ruhig glücklichen Verhältnisse gestaltete*). –

Ganz nahe der Ruhestätte Karolinens von Wolzogen ummittelbar an der Kirchhofsmauer, an welcher sich die langen Reihen von Erbbegräbnissen hinziehen, ist ein eigenthümlich einsiedlerisches Grab zu schauen. Ein Dickicht von jungen Tannen, Platanen und Ebereschenbäumen umschließt und versteckt den etwa sechs Schritte breiten viereckten Platz, und macht zugleich einen niedrigen schlichten Holzzaun, der ihn umgiebt, völlig unsichtbar. Wenn man die Zweige zurückbiegt, erblickt man einen mosigen Felsblock, der die Mitte eines Halbkreises von aufeinander geschichteten Feldsteinen einnimmt. Darunter schläft Knebel, der Einsiedler aus Weimars Glanzperiode, und diese Ruhestätte, die Eremitage des Friedhofs von Jena, ist bezeichnend für den Mann, der die rauhe Einsamkeit des Thüringer Waldgebirges von Ilmenau und die Abgeschiedenheit Jena's über vierzig Jahre lang freiwillig dem Leben in dem Geist-strahlenden Weimar vorziehen mochte. Wie ich höre, wird in diesen Tagen sein fünfzigjähriger Briefwechsel mit Goethe, von Riemer geordnet, herausgegeben werden, und sicher eine werthvolle Bereicherung unserer Kenntniß und Würdigung einer Periode deutscher Kulturentwickelung gewähren, die sobald nicht wieder ihres Gleichen haben wird.

*) Karoline v. Wolzogen literarischer Nachlaß I. S. 32.



Jena, August 1851.

In der Nähe des „Paradieses“ liegt das Haus Knebels, des letzten Veteranen der glänzenden Periode Weimar's, der zuerst von allen seinen Genossen Weimar, und als der letzte von ihnen die Welt verließ. Hier in der Einsamkeit seines kleinen, reizend gelegenen Besitzes, den seine hochbejahrte Gattin noch jetzt bewohnt, hat er über ein Menschenalter gelebt, ohne Lust und Neigung zur Rückkehr nach dem verlassenen Hofleben von Weimar.

Was Knebel forttrieb von der gelobten Stadt und ihrem Musenhofe, das spricht er deutlich genug an vielen Stellen seiner Briefe aus. Die Sehnsucht nach Ruhe, nach einem naturgemäßen Dasein, nach Abgeschiedenheit von dem zerreibenden, ewig aufgeregten Hof- und Gesellschaftsleben war es, die ihn zuerst unter allen Genossen aus dem Kreise der Weimar'schen Jugendepoche in die grüne Einsamkeit von Ilmenau und Jena bannte, wo er, der älteste jener Theilnehmer an der Glanzzeit Weimar's, sie alle überleben sollte.

Dazu kamen andere Verstimmungen. Die französische Revolution, welche die ganze Welt in zwei Heerlager spaltete, hatte auch in die Verhältnisse des damaligen Weimarischen Lebens einen

tiefen Riß gebracht. Auch in Weimar's bisher politisch so unbefangenen Kreisen standen sich seit dem Jahre 1789 zwei Parteien, oder doch zwei politische Ansichten, schroff gegenüber. Die eine, welche die ganze ungeheure Bewegung von Grund des Herzens verwünschte und in Pausch und Bogen verdammte; und die andere, welche die Größe, Wichtigkeit und Berechtigung der Revolution anerkannte, ja sogar in Einzelnem sich zu einem Enthusiasmus hinreißen ließ, welcher jene Schiller-Goethe'schen Angriffe wenn nicht berechtigte, doch der Natur jener Männer nach herausforderte. Die Majorität, die fürstlichen Personen, der Hof, Goethe, Schiller, Wieland u. a. gehörten der ersteren an. Auf Seiten der zweiten finden wir unter den Weimarischen Größen besonders Knebel und Herder. Aber wie frei und menschlich hoch erhaben über den Erscheinungen der Gegenwart tritt hier das Verhalten uns entgegen, welches die edle Herzogin Louise einem Manne wie Knebel und seiner schroffen politischen Meinungsverschiedenheit gegenüber bewährte! Knebel hatte von Anfang an die französische Revolution mit ächt historischem Sinne theilnehmend betrachtet, und kein Geheimniß aus seinem Antheile an dem Siege des neuen Prinzips gemacht. Dennoch entzog ihm weder der Fürst, von dessen Gnade seine materielle Existenz abhing, seine Gunst und Freundschaft, noch dessen Gemahlin ihr Wohlwollen. Erst als Kaiser Napoleon mit seinem Heere ganz Deutschland bedrohte (um 1805), schreibt Herzogin Louise an Knebel, den sie aus Ansbach nach Weimar zurückzukommen einladet, „daß sie sich zugleich schon im Voraus darauf freue, jetzt wenigstens seine Gesinnungen für Frankreich verändert zu finden." „Denn jetzt ist es doch in der That unmöglich, daß Sie dieses Reich sammt seinen Demokraten nicht seinem Schicksal

und seinen philosophischen Träumen überlassen sollten." Ein Fieberparoxysmus republikanisch demokratischen Aufschwunges', der nach wenigen Jahren mit einer Despotie wie die Bonapartesche endete, und ein Frankreich das diesem Despotismus zujauchzte und seinem Tyrannen die Füße küßte, waren allerdings geeignet auch bei andern Leuten als einer deutschen Fürstin die Sympathie für die französische Nation zu schwächen und den Glauben an den Freiheitsberuf einer solchen Nation wankend zu machen.

Knebel und Herder befanden sich von Anfang der Revolution an in einer politischen ecclesia pressa, zumal den fürstlichen Personen von Weimar gegenüber. Ihre Briefe geben darüber manchen interessanten Aufschluß. So schreibt Herder an Knebel im Herbste 1790: „Die regierende Herzogin lebt nach ihrer alten stillen Weise, vielleicht mehr gegen Frankreich eingenommen als jemals; daher ich, wie der König David im neununddreißigsten Psalm, mit mir einen Bund gemacht habe, zu schweigen und nicht mehr zu sündigen mit meiner Zunge." Knebel seinerseits war vielleicht in Weimar der Einzige, der die französische Revolution über ein Menschenalter hindurch nur als den Anfang einer großen allgemeinen Entwickelungsepoche der Europäischen Menschheit betrachtete, der sich in diesem Urtheil niemals beirren ließ, und der selbst das Elend und die Schmach, welche Napoleon, der untreue Sohn und Erbe der Revolution, zunächst über Deutschland verhängte, als wohlverdiente und heilsame Nothwendigkeit ansah, deren Eintreffen Herder, der den Gipfel damaliger deutscher Schmach nicht mehr erleben sollte, „oft genug prophezeit hatte."*)

*) Knebel's Nachlaß 2, 395.

Knebel's Urtheil über die französische Revolution und ihre welthistorische Bedeutung auch für Deutschland wurzelte auf dem Boden einer richtigen Anschauung von dem Elende der deutschen Zustände und der Versunkenheit des deutschen Nationalcharakters. Unter seinen Gedichten finde ich nur drei politische, aber sie sprechen deutlich den tiefen Schmerz seiner Seele aus über die Erniedrigung des Vaterlandes. Das eine ist betitelt:

Deutschland,

Terra obedientiae.

(Land der Unterthänigkeit.)

Also benannte dies Land vor Zeiten der heilige Vater;
Deutschland! bücke dich tief, daß du den Segen empfängst.

Ein zweites Distichon spricht die Wirkung aus, welche das Gefühl, ein Sohn dieser terra obedientiae zu sein, auf ihn machte:

Große Menschen sind meist melancholischen Temperamentes,
Sagt Aristoteles. Du, Vaterland, machest uns groß.

Er selbst betheiligte sich öffentlich nicht an dem litterarischen Kampfe, der sich in dem letzten Jahrzehend des achtzehnten und in dem ersten Lustrum des neunzehnten Jahrhunderts über die Revolution erhob. Eine Aufforderung dazu im Jahre 1798 lehnt er mit den Worten ab: „Etwas Politisches oder auch Politisch-Moralisches für uns Deutsche zu schreiben, finde ich ganz unwerth. Wir sind hierin, d. h. in unserm politischen Zustande, noch zu weit unter allen kultivirten Nationen, als daß dieser Zustand einen philosophischen Ausdruck auch nur aushalten könnte."

Was das heißen will, lehrt uns ein Klageruf Herder's, der seinem Freunde Knebel klagt, daß er mit seinen „Ideen" nicht aus und ein wisse, weil er sich überall gehemmt empfinde durch politische Rücksicht: „Ich habe," schreibt er, „wieder weggeworfen, was ich geschrieben habe, und doch kann ich nichts Besseres schreiben. Die Rücksichten auf die Regierungen placken mich auf unerhörte Weise. Lügen will und kann ich nicht, darum wende und drehe ich mich, und ihr Faden durch die ganze Geschichte bleibt doch, — was er ist, für die beeinträchtigte Menschheit." Und das war noch vor der Zeit des Sündenfalles, vier bis fünf Jahre vor der Revolution von 1789!

Was aber Knebeln vornämlich zurück hielt, sich öffentlich gegen die Art und Weise auszusprechen, in welcher ein Wieland und seines Gleichen damals im Merkur Weimarische Weltpolitik gegen Frankreich trieben, das sieht man am besten aus einem Briefe, in welchem er einen Freund bittet, den guten, aber schwachen und aus Schwachheit sogar „politische Mantelträgerei" übenden Wieland von seiner politischen Schreiberei abzubringen. „Zu Anfang der Revolution" (schreibt er 1798) „mag es erlaubt gewesen sein, Manches auf diese Art zu raisonniren und zu deraisonniren und weil man noch nicht wußte, was aus dem Kinde werden sollte, es mit Fabeln und Geschichten voriger Zeiten zu vergleichen. Aber jetzt erwartet man von einem Manne wie Wieland tiefere Blicke, allgemeinere Resultate, nach den Angaben und Fortschritten, die wirklich der menschliche Geist vor jenen Zeiten voraus hat, und die in moralischen wie in chymischen Dingen durch eine Veränderung des Prozesses und Hinzuthat neuer Materialien auch einen ganz veränderten Zustand hervorbringen. Wir Andern,

die wir noch das Brod der kleinen Fürsten Deutschlands essen, sollten von politischen Dingen lieber ganz schweigen. Erstlich sieht man uns den bornirten Horizont gar zu sehr an, und dann spürt man doch immer etwas von der unterthänigen Nachschleicherei." Und dann ein andermal: „Des politischen Gewäsches von Wieland bin ich satt; und wenn man die Mantelhängerei dabei bedenkt, die ich kenne, und dabei doch das weise Ansehn, das man sich giebt, so erweckt das Gefühle, die eben nicht die angenehmsten sind." — Ich will nicht dafür stehen, daß Knebel und Herder es waren, welche damals an den guten Wieland jenes anonyme Verbot veranlaßten, die Fortsetzung seiner Gespräche im Merkur drucken zu lassen. Goethe gedenkt in einem Briefe an Schiller dieses demokratischen Vehmgerichts als einer der lustigsten Begebenheiten des Zeitalters, und beschreibt sehr heiter die Wirkung, welche dies Verbot auf „den armen Verfasser des goldenen Spiegels" machte, an dessen aristo-demokratischen Produktionen ohnehin Niemand recht Antheil nehmen wolle.*) Goethe, der diese Sache komisch nahm drückte sich doch sehr heftig und bitter aus gegen alles, was damals im liberalen Sinne in Deutschland gesagt und geschrieben wurde, und die Forderung der Preßfreiheit, welche um diese Zeit Genz an den jungen König von Preußen richtete, erschien ihm der Gipfel demokratischen Schwindels. Knebel fühlte und dachte anders. „Die Demokratenspürerei," welche damals auch in Wei-

---

*) Scherr (Schiller und seine Zeit S. 551—552) führt überhaupt Schillers zeitweiligen Rückzug von dem politischen Gebiete auf den Einfluß Goethe's und der engen Weimarischen Zustände zurück.



mar herrschte*), freute er sich in Ansbach und Nürnberg, wohin er sich 1797 zurückgezogen hatte, nicht zu finden. Und wie richtig er erkannte, was Deutschland Noth thue, dafür zeugt eine andere Briefstelle (um 1798). Es war um die Zeit des Rastatter Congresses, wo, wie er sagt, „die Franzosen einen so richtigen Takt hatten für die deutsche Verächtlichkeit und Selbsterniedrigung." Wieland, mit dem Monarchismus liebäugelnd, bildete sich in seinem Merkur „ein neues Ideal von Monarchen zur Erhaltung der alten Ordnung der Dinge, wie keiner jemals gewesen ist und also auch wohl schwerlich jemals werden wird." „Unsere Herren in Rastatt dagegen", fährt Knebel fort, „arbeiten indeß sorgfältiger daran, diese alte Ordnung der Dinge mehr und mehr verschwinden zu machen, und den Franzosen den Weg dazu zu erleichtern. Wir müßten einen Monarchen haben, der das Genie hätte, sich selbst gewissermaßen absetzen zu können, — dann könnte vielleicht so Etwas noch bestehen." Weder „der gute Kaiser, noch der brave junge König in Preußen" seien dazu die Leute. Es sei also sehr wahrscheinlich, daß wenigstens der größte Theil des südlichen Deutschlands noch in Zukunft schweizerisirt werden dürfte. Ihn irrte es nicht, daß Napoleon seinen Kaiserthron auf dem wankenden Boden Frankreich errichtete. Sein Blick sah weiter hinaus in die Zukunft und glaubte auf Frankreichs noch immer nicht ganz unterdrückt republikanische Freiheitsliebe" Hoffnung setzen zu dürfen. „Es wohnt (schrieb er 1803) noch ein alter Samen von ganz republikanischer Freiheit in Frankreich und der kann leicht wieder

---

*) Nachlaß 3, S. 26.

lebendig werden. Auch in Deutschland wird es noch anders." An Napoleon, den er am Tage der Schlacht bei Jena bewirthete*), wurde er gleichfalls nicht irre, und wir wissen, daß sich Goethe in späteren Jahren zu seiner Ansicht bekehrte. Als dann das Genie des Despotismus gefallen war, und an Knebeln die Einladung Luden's erging, an seiner Nemesis mitzuarbeiten, da gab der Greis ihm eine Antwort, die allein schon hinreichte die politische Ueberzeugungstreue dieses alt-Weimarischen Republikaners in partibus zu bezeugen. Er sah über den patriotischen Enthusiasmus des nationalen Befreiungsjubels hinaus auf die Weltentwickelung der Menschheit, die nach Jahrhunderten zählt. „Die französische Revolution," sagt er, „war — die Revolution der Menschheit, nur brach sie an dem wundesten und leichtentzündbarsten Flecke aus. Was Wunder, daß sie da schnelle und große Entzündbarkeit erregte. Das Volk war nicht im Stande, die Wunden zu stillen, noch weniger sie aus dem Grunde zu heilen. Man suchte also Hülfe in Pflastern, wovon jedoch keins die erwünschte Befriedigung gab." Napoleon sei der geschickte und kecke Wundarzt gewesen, „der sich schon während der langen Krankheit des Staats ziemlich versucht hatte, und nun bei diesem verzweifelten Zustande an dem corpore miserabili seine Erfahrungen anbrachte. Der Körper wurde so taliter qualiter hergestellt, und sein Talent und seine Gaben allgemein gepriesen. Schade nur ist es, daß dieser Wundarzt, dessen Einsichten und Gaben nicht genug zu bewundern sind, auf den Einfall kam, da er die andern, nicht minder kranken und elenden Staatskörper vor sich liegen sah, sie auf

*) Nachlaß 3, S. 105.

gleiche Art zu heilen, und zuletzt sie als — sein Eigenthum für sich zu behalten."

Was aber die Befreiungskämpfe und ihr Resultat für das deutsche Volk anlangt, so hat Knebel dasselbe in dem Distichon niedergelegt, welches lautet:

Riese ging mit dem Zwerg hinaus den Drachen zu tödten.
Riese schlug ihn, doch Zwerg kehrt triumphirend zurück.

Knebel war einer der wenigen Deutschen jener goldenen Litteraturperiode, auf dem schon während der höchsten Blüte derselben das Gefühl der Unzulänglichkeit dieser exklusiven theoretischen Kultur, gegenüber der allgemeinen politischen Erniedrigung des Volks lastete, dem obenein von jener Kultur fast nichts zu Gute kam. Kant hat oft gesagt: „er kenne kein abscheulicher Leben als unter bloßen Gelehrten." „Dies Dictum," setzt Knebel hinzu (1797), „haben wir in Weimar fast wahr gemacht, und ob uns gleich die Eitelkeit, bei Hofe etwas zu gelten, hier und da gefälliger gemacht hat, so konnte doch, da dieser Eitelkeit die Nahrung nach und nach benommen wurde, die Sache nicht mehr bestehen. Nun sind wir krank, ohne Hülfe und Verein weder von oben, noch neben, noch unten. Mein einziger Wunsch und Bitte ist, mich unter diesen Umständen nur nicht in Weimar weiter fortleben zu lassen. — — Man muß jetzt bald anfangen, Höhlen zu suchen, denn allem Anscheine nach werden die Umstände beschwerlicher."

Und er suchte und fand diese „Höhle" in seinem lieben Thale zu Ilmenau und Jena, und blieb ihr treu, bis sie den Neunzigjährigen hinaustrugen auf den Friedhof, wo uns, versteckt unter dichtem Busch- und Rankenwerk, von der Wand der Kirchhofsmauer der Name:

Knebel

zuruft, daß unter dem Rasen zu unsern Füßen eins der edelsten und freiesten Menschenherzen ruht, welche jene Zeit von Weimar aufzuweisen hat.

Knebel selbst sagt es uns wiederholt, daß er unter seinen Weimarischen Genossen zur Zeit der französischen Revolution mit seinem politischen Urtheil über dieselbe sehr allein stand. „In Weimar (schreibt er 1797) hat man über politische Sachen gar kein Urtheil, und es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß in gewissen Stücken unter den Gelehrten in Deutschland gerade die wenigste Aufklärung herrscht." Die deutschen Gelehrten mögen sich an ihn halten für das Epigramm, welches er ihnen gewidmet hat. Es lautet:

Der Gelehrte.

Gleich dem Arme von Holz, der Andern zeiget die Straße,
Die er selber nicht kennt, nie zu durchwandeln begehrt,
Steh ich und zeige den Weg zu Wissenschaft, Tugend und Ehren,
Steif ist mein Arm und er steht Jedem, der Richtung ihm giebt.

Jena, im August 1851.

Die so eben erschienenen Denkwürdigkeiten des verstorbenen Kanzler v. Müller*), leider nur ein Fragment der von dem ausgezeichneten Staatsmanne vorbereiteten Lebenserinnerungen, — geben unter anderm auch den ersten vollständigen Aufschluß über das Zusammentreffen der beiden größten Menschen des Jahrhunderts, über die Zusammenkunft Goethe's mit Napoleon in Erfurt am 2. October des Jahres 1808.

Wie bedeutend selbst den stolzen Franzosen diese Begegnung erschien, erhellt wohl am besten daraus, daß Talleyrand in jener Zeit den Wunsch an Müller richtete, ihm ein Memoire über die Unterredungen Napoleons mit Goethe und Wieland in jenen Tagen zu entwerfen, ein Verlangen, dem der gewandte Deutsche geschickt auszuweichen wußte. Goethe selbst konnte erst wenige Jahre vor seinem Tode durch den Kanzler Müller dazu vermocht werden, eine immer noch sehr lakonische Notiz über seine Unterredung mit

*) Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813.

dem Gewaltigen nieder zu schreiben,*) die im zwanzigsten Bande seiner nachgelassenen Werke, dem sechszigsten der Gesammtausgabe, sich gedruckt findet. Diese Niederschrift hat nun der seit dem 21. October 1849 gleichfalls dahingeschiedene Freund des Dichters aus dessen mündlichen Mittheilungen ergänzt, und wir erfahren bei dieser Gelegenheit denn endlich auch, was es eigentlich mit jenem ästhetisch-kritischen Urtheil Napoleon's über Goethe's Werther auf sich hatte, welches der Dichter, aus wunderlicher Lust am Geheimniß, selbst seinen Vertrautesten vorenthielt, und um das ihn noch in seinen letzten Jahren sein Eckermann vergeblich befragte. In der That ist die Aeußerung Napoleon's gerade eine solche, welche dem kritischen Scharfsinne des Helden zur großen Ehre gereicht.

Es war in jenen verhängnißvollen Octobertagen des Jahres 1808 zu Erfurt, wo Talma „vor einem Paterre von Königen" spielte, und der wachthabende Offizier einst bei der Anfahrt des Königs von Württemberg den, nur für die beiden Kaiser bestimmten dreimaligen Trommelschlag der Wache mit einem heftig dazwischen fahrenden: Taisez vous, *ce n'est qu'un roi!* verstummen machte, — es war in jenen Tagen tiefster Demüthigung des Stolzes der deutschen Fürstenhoheit, daß der Stolzeste der Stolzen dem deutschen Dichterfürsten seine Huldigung darbrachte. Nicht Goethe war es, der sich an Napoleon drängte; sondern Napoleon hatte kaum durch Maret von Goethe's Anwesenheit in Erfurt gehört, als er ihn sogleich am 21. October zu sich einladen ließ. „Die

---

*) Im Jahre 1824. (S. Müller's Unterhaltungen mit Goethe S. 80—81.)

Audienz, sagt Müller, dauerte eine volle Stunde." Und das war in einer Zeit, in der Könige und Fürsten oft vergebens um wenige Minuten Gehör bei dem Gewaltigen bitten mußten, der in diesem Augenblicke auf dem Höhenpunkte seiner Macht stehend, gerade in diesen Tagen die Angelegenheiten Europas vom Tajo bis zum Pregel und von der Meerenge Siziliens bis zu dem Dünenstrande der Nordsee entschied und ordnete.

„Ich hatte, erzählt der Kanzler v. Müller, Goethe bis ins Vorzimmer begleitet und harrte da seiner Rückkehr. Nur Talleyrand, Berthier und Savary waren bei dieser Audienz gegenwärtig. Gleich nach Goethe's Eintritt in das kaiserliche Kabinet kam auch noch der General-Intendant Daru hinzu. Der Kaiser saß an einem großen runden Tische, frühstückend. Zu seiner Rechten stand Talleyrand, zu seiner Linken Daru, mit dem er sich zwischendurch über die preußischen Contributions-Angelegenheiten unterhielt. Er winkte Goethe'n, näher zu kommen, und fragte, nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hatte, nach seinem Alter. Als er erfuhr, daß er im sechszigsten Jahre stehe, äußerte er seine Bewunderung, ihn noch so frischen Ansehens zu finden, und ging alsbald zu der Frage nach Goethe's Trauerspielen über, wobei Daru Gelegenheit nahm, sich näher über sie auszulassen und überhaupt Goethe's dichterische Werke zu rühmen, namentlich auch seine Uebersetzung von Voltaire's Mahomet. „Das ist kein gutes Stück," sagte der Kaiser, und setzte umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. Werther's Leiden versicherte Napoleon, siebenmal gelesen zu haben (bekanntlich fand sich dieses Werk nach Bourienne unter den wenigen Büchern, welche Bonaparte auf seinem Zuge

nach Aegypten mitnahm). Zum Beweise seiner Kenntniß dieser Dichtung machte er sofort eine tief eindringende Analyse des Romans, wobei er jedoch an gewissen Stellen eine Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe tadelte. „Das ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Lesen die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, welchen die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das gethan?“

„Goethe (fügt hier der Erzähler hinzu) fand die weitere Begründung dieses Tadels so richtig und scharfsinnig, daß er ihn späterhin oftmals gegen mich mit dem Gutachten eines kunstverständigen Kleidermachers verglich, der an einem angeblich ohne Nath gearbeiteten Aermel sehr bald die fein versteckte Nath entdeckt.

Dem Kaiser erwiederte er: es habe ihm noch Niemand diesen Vorwurf gemacht, allein er müsse ihn als richtig anerkennen. Einem Dichter jedoch dürfe zu verzeihen sein, wenn er sich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffes bediene, um eine gewisse Wirkung zu erringen, die er auf einfacherem natürlichem Wege nicht hervorbringen könne.

Napoleon kam jetzt auf das Drama zurück und machte darüber mehrfache, sehr bedeutende Bemerkungen, die den Beweis lieferten, daß er die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit, gleich einem Kriminalrichter, betrachte, und die deutlich genug zeigten, wie tief er das Abweichen des französischen Charakters von Natur und Wahrheit empfand. Die Schicksals-Tragödien mißbilligte er alle höchlich. „Sie haben einer dunklen Zeit angehört — was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!“

Hierauf sprach er lange mit Daru über die Contributions-

angelegenheiten, während dessen der Marschall Soult eintrat, den der Kaiser scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Posen ansprach. Auf einmal stand Napoleon auf, ging auf Goethe zu, und fragte mit gemäßigterer Stimme nach Goethe's Familie und seinen Verhältnissen zu den verschiedenen Personen des herzoglichen Hauses. Die Antworten, die er erhielt, übersetzte er sich sogleich, nach seiner Weise, in entschiedenere Urtheile. Doch bald wieder auf das Trauerspiel zurückkommend, sagte er: „Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein, das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie zum Beispiel, Sie sollten den Tod Cäsar's auf eine vollwürdige Weise schreiben, großartiger als es Voltaire gethan. Das könnte die schönste Aufgabe ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Plane auszuführen. Kommen sie nach Paris, ich fordere es durchaus von ihnen. Dort giebt es größere Weltanschauung. Dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden."

Jedesmal, wenn er über Etwas sich ausgesprochen hatte, setzte er hinzu: »Qu'en dit Monsieur Goet?«

Als nun Goethe endlich abtrat, hörte man den Kaiser bedeutsam zu Berthier sagen! »Voilà un homme!«

Der Kanzler v. Müller erzählt dann noch weiter, wie Goethe lange ein tiefes Schweigen über den Hergang bei dieser Audienz beobachtet, ja wie er selbst den Fragen seines Herzogs über den Inhalt der Unterredung auf geschickte Weise auszuweichen verstanden habe. Zum Theil lag dieses Geheimnißwesen in Goethe's Charakter. Er liebte es Verstecken zu spielen, und selbst in kleineren

Anlässen die Leute mit ihrer Neugier über gewisse Dinge in fortdauernder Unwissenheit und Spannung zu lassen. Aber dieser Charakterzug erklärt doch ebensowenig als Goethe's „Bescheidenheit und Delikatesse,“ welche Müller hier als Gründe anführt, das räthselhafte Schweigen des Dichters. Wahrscheinlicher ist, daß die Aeußerungen Napoleons, welche ihm, wie Müller sagt, „einen mächtigen Eindruck hinterließen,“ ihn in einen der tiefsten Punkte seines Wesens trafen, daß sie das Dämonisch-Titanische seines Geistes und mit ihm allerhand Entwürfe und Betrachtungen wunderbarer Art über sein eigenes Schicksal als deutscher Dichter wach riefen. Ihm hatte seine Nation nichts entgegengebracht, keinen nationalen Heros, keine nationale Großthat, keine nationale Geschichte. Hier stand ihm der größte Held der modernen Welt gegenüber, und dieser Held — war der Besieger seines Vaterlandes, der persönliche Feind seines fürstlichen Freundes! und diesen selben Helden sah sich Goethe gedrungen bewundernd zu verehren! Dazu kam die Aufforderung: nach Paris zu kommen, um dort, „von einer größern Weltanschauung umgeben, die höchste poetische Aufgabe seines Lebens auszuführen.“

Soviel ist gewiß, und Müller bestätigt es uns, daß diese Einladung Napoleons Goethe'n lange Zeit hindurch lebhaft beschäftigt hat. „Er fragte mich (heißt es in den Erinnerungen Seite 241) mehrmals nach dem ungefähren Betrage des Aufwandes, den es wohl erfordern würde, nach den verschiedenen, für ihn nöthigen Einrichtungen in Paris, Zeitabtheilungen u. s. w. Später mochte ihn wohl die Erwägung mancher nicht zu beseitigenden Unbequemlichkeit in Paris von dem Vorhaben abgebracht haben.“

Goethe hat bekanntlich Paris nie gesehen. Wie hoch er aber für einen nationalen Dichter den Vortheil anschlug, in solchem Mittelpunkte der modernen Bildung zu leben, und von dem dort konzentrirten Volksgeiste getragen, empfangend zu geben, gebend zu empfangen, das hat er noch in den letzten Jahren seines Lebens, im Hinblick auf die traurige Vereinzelung der Geister in Deutschland, gegen seinen treuen Eckermann klagend ausgesprochen.

Als der Herzog von Weimar während jener Erfurter Tage Napoleon nebst all den versammelten Fürsten nach Weimar zu einem Feste zu laden sich genöthigt sah, beauftragte er Goethe'n, etwas auszusinnen zur Verherrlichung dieser für Weimar so merkwürdigen als bedeutungsvollen Tage. Goethe gab auch wirklich, wie Müller erzählt, mehrere höchst großartige Vorschläge. Theils aber hätte ihre Ausführung zu viel Zeit erfordert, theils erschienen sie in der That zu gigantisch. Man sieht auch hieraus, wie in der Seele des Dichters jener Eindruck der ersten Begegnung mit dem Manne des Jahrhunderts noch nachdröhnte. Napoleon hatte mit ihm noch einmal eine längere Unterredung während des Balles, den der Herzog im Saale des Weimar'schen Schlosses veranstaltet hatte. Wieder war es die tragische Kunst, welche den Gegenstand der Unterhaltung bildete. Napoleon sprach ihm sein lebhaftes Interesse an Veredlung der tragischen Kunst aus. Er wiederholte dabei, „daß man das Trauerspiel nicht nur für die würdigste Schule der Fürsten und Staatsmänner achten müsse, sondern daß es in gewisser Hinsicht selbst weit über der Geschichte stehe." Schwerlich wußte er, daß er damit die Ansicht des ersten und

tiefsten Denkers über die Tragödie, das Aristotelische: „Die Tragödie ist gedankentiefer und erhabener als die Geschichte," aussprach.

Ich hatte in der letzten Zeit in irgend einem aus der Weimarschen Bibliothek entliehenen Buche, dessen ich mich durchaus nicht mehr erinnern kann, zu meinem Erstaunen gelesen, daß einige preußische Offiziere in jenen Tagen dem Kaiser heimlich nach dem Leben getrachtet. Als Napoleon nach der vom Herzog auf dem Schlachtfelde von Jena veranstalteten Jagd am 7. October 1808 im Wagen nach Weimar zurückkehrte, hätten sie sich in dem Gehölze des Webicht mit Feuerwaffen postirt gehalten, und nur der Umstand, daß ein preußischer Prinz — ich glaube, Prinz Wilhelm, Bruder des Königs — neben Napoleon gesessen oder an seiner Seite neben dem Wagen geritten, habe die Verschworenen abgehalten, ihre Mordgewehre auf den Kaiser abzufeuern. Jetzt ersehe ich aus den Müller'schen „Erinnerungen," daß der Sache wirklich ein Thatsächliches zum Grunde liegt. Napoleon hatte bekanntlich seine französische Schauspielertruppe von Erfurt nach Weimar kommen lassen, um dort Voltaire's Tragödie la mort de César aufzuführen. Man sieht, daß er den gegen Goethe geäußerten Gedanken nicht aus den Augen verloren hatte, und daß er durch die seltsame Wahl gerade dieses Stückes den größten deutschen Dichter wieder an jenen Gedanken und an die daran geknüpfte Aufforderung, dasselbe Süjet würdiger zu behandeln, erinnern wollte. Müller erzählt nun ausführlich, wie bei den Worten Cäsars gegen Antonius, der ihn vor den Senatoren warnt:

Je les aurais punis, si je les pourrais craindre;
Ne me conseillez pas de me fair haïr.
Je sais combattre, vaincre, et ne sais point punir.
Allons, n'écoutons point ni soupçons ni vengeance,
Sur l'univers soumis régnons sans violence!

ein elektrischer Funke mächtig alle Zuschauer durchzuckte. Dann fügt er am Schlusse der Erzählung hinzu: „Hatte die Aufführung des französischen Trauerspiels la mort de César immerhin etwas seltsam Ominöses gehabt, so mußte es auf diejenigen, welche persönlich diesen Abend erlebt hatten, noch lange nachher einen erschütternden Eindruck machen, als sie erfuhren, wie wenig gefehlt hätte, daß diese Aufführung wirklich zum größten Trauerspiele der neueren Weltgeschichte geworden wäre. Es hatte sich nämlich ein kleine Anzahl verwegener preußischer Offiziere, das Unglück und den trostlosen Zustand ihres Vaterlandes tief empfindend und von glühendem Hasse gegen dessen Unterdrücker erfüllt, verschworen, den Kaiser Napoleon bei seinem Heraustreten aus dem Theater zu erschießen. Sie hatten die Localität auf's genaueste erkundet, Voranstalten zu eiliger Flucht nach vollbrachter That getroffen (das hat Staps später nicht gethan), und sich zum größten Theile in Weimar unbemerkt versammelt, als noch im letzten Momente einer der Mitverschworenen ausblieb. Sei es, daß dieser Umstand die Uebrigen erschreckte, oder daß sie Reue empfanden; genug, das Vorhaben unterblieb. Welche Verwirrung, welche Gräuel das Gelingen so grausiger That unmittelbar und zunächst für Weimar nach sich gezogen hätte, ist kaum zu ermessen."

Jena, 10. August 1851.

Gestern bestiegen wir den Landgrafenberg auf dessen Höhe Napoleon in der Nacht vor der Jenaer Schlacht inmitten seiner Garden bivouakirt hatte nachdem er seine Geschütze durch die unwegsamen Schluchten auf die von den Preußen unbesetzt gelassene wichtige Position dieses alle Wege beherrschenden Hochplateau's hinaufgeschafft hatte. Hier auf derselben Stelle, wo er drei Jahre zuvor Preußen vernichtet hatte, wurde ihm zu Ehren die zuvor erwähnte Jagd — es war eine „Hasenjagd" (!) — veranstaltet, weil der Uebermüthige gewünscht hatte, dem Kaiser von Rußland und den übrigen Königen und Fürsten, welche zu Erfurt seinen Hofstaat bildeten, das Siegesfeld zu zeigen und zu erklären! An der Stätte wo damals sein Zelt gestanden hatte war ein Tempel mit Säulen und zwei Altären hergerichtet, dessen Eingangspforte der Jenaer Professor Eichstädt mit folgendem lateinischen Akrostichon geschmückt hatte, das lateinisch verfaßt in seinen Buchstaben die Jahreszahl 1808 zeigte:

Praesentes DIVos nVnC prIsCa ThVrIngIa IVnXIt
. En noVVs attonItos IVnget aMor popVlos.

Das heißt etwa zu deutsch:

Wie hier die Höchsten der Welt das alte Thüringen vereinigt,
So schlingt Liebe hinfort fest neu um die Völker das Band.

Wir wissen jetzt, was aus dieser akademischen Schmeichelprophezeiung geworden ist, die mir ein achtzigjähriger Greis mittheilte, der sie als Jenaer Student sich abschrieb*). Derselbe war Augenzeuge des auf dieser Stelle veranstalteten Hasenjagdschauspiels, mit dem der boshafte Uebermuth des Siegers es angemessen fand seinen zu Boden geschmetterten Gegner zu verhöhnen. Es fehlte nur noch, daß er den König von Preußen gezwungen hätte, diesem Jagdvergnügen beizuwohnen! Bezeichnend aber für die Stimmung der damaligen Menschen ist es, daß Niemand an dieser grausamen Verhöhnung und Erniedrigung Preußens und Deutschlands Anstoß nahm. Der Landgrafenberg ward seitdem vielmehr zum „Napoleonsberge“ umgetauft, und Goethe schickte seinem Freunde, dem Preußen Zelter, einige Wochen später einen Kupferstich mit der Abbildung der Oertlichkeit, wobei er hinzufügte: „Der Punkt wo der Tempel steht ist der fernste, wohin diesmal Napoleon gegen Nordost gekommen ist. Wenn Sie uns besuchen, so will ich Sie auch auf den Fleck stellen, wo hier das Männchen mit dem Stocke in die Welt deutet.“ Ich finde nicht, daß der Preuße Zelter die Aussicht auf dies Vergnügen mit Entrüstung von sich gewiesen hätte.

Dies führt mich auf die Stellung, welche Goethe überhaupt Napoleon gegenüber eingenommen hat. Doch diese Betrachtung verdient ein besonderes Kapitel.

*) Der Archivrath Chr. Walther in Gotha.

Goethe's Beurtheilung Napoleon's.

Die Stellung, welche der größte deutsche Dichter während seines ganzen Lebens zu Napoleon und zur Beurtheilung dieses Genie's der Gewalt genommen hat, ist nicht nur für seine Widersacher Gegenstand heftiger Angriffe, sondern selbst für viele seiner Verehrer ein betrübender Stein des Anstoßes gewesen. Es lohnt daher wohl der Mühe, einmal gründlich nachzusehen, in wiefern und in wie weit die Empfindung und das Verhalten der einen wie der andern berechtigt war und ist, und ob es nicht vielleicht richtiger sein dürfte, statt Goethe's Sympathie und Bewunderung für den gewaltigen Bedränger und Unterdrücker Deutschlands einfach zu verdammen oder ungenügend zu beschönigen, lieber aus dem Wesen und der Natur des Dichters selbst das Verhalten desselben objektiv zu erklären und in seiner bedingten Berechtigung nachzuweisen.

Goethe und Napoleon! Ein stärkerer Gegensatz scheint kaum denkbar. Hier der Mann des Friedens, wie er selbst sich nannte, der Todfeind des Krieges und seiner Barbarei, der ausschließliche Freund „ruhiger Bildung" der Menschheit zum Schönen und Guten durch die Mittel und Künste des Friedens; dort der fleischgewordene Kriegs- und Schlachtengenius, dessen Lebenselement die

Werke des männermordenden länderverwüstenden Ares, dessen ganzes Leben ein steter Kampf war gegen alle Ideen und deren Vertreter, und dessen einziger Lebenszweck sein Ich und die Ausbreitung seiner Herrschermacht, die Erhebung seines Willens zum Regulator Europa's und der Welt! Wie war es möglich, daß Goethe Sympathie und Bewunderung empfinden konnte für Napoleon? Und doch ist dies Verhältniß eine unbestreitbare Thatsache, und von Goethe selbst in zahlreichen Aeußerungen bezeugt. Bei seinem Widerwillen gegen die blutdürstige französische Revolution, welche ihm die Welt des Bestehenden in Trümmern zu zerschlagen drohte, und bei seiner eigenartigen Natur, zufolge deren er nach seinem eignen Geständnisse lieber eine Ungerechtigkeit begehen als chaotische Unordnung ertragen mochte*) erschien ihm zunächst die Usurpation der Kraft über das anarchische Chaos der Revolution durch Napoleon als eine rettende That. Dazu imponirte ihm das ununterbrochene Sieghafte in der aufsteigenden Laufbahn des Bändigers der Revolutionshydra, der wie Goethe sich gegen Zelter im März des Jahres 1806 ausdrückt, „sagen konnte, an welchem Tage er kommen, sehen und siegen wolle." Sehen wir genauer zu, so finden wir, daß es eben das Naturbestimmte der Ueberkraft in der gewaltigen Erscheinung Napoleon's war, was ihm Bewunderung abnöthigte. Sein Timur, den er im westöstlichen Divan ausrufen läßt:

„Wie? Ihr mißbilliget den kräftigen Sturm
Des Uebermuths! verlogne Pfaffen!
Hätt' Allah mich bestimmt zum Wurm,
So hätt' er mich als Würm geschaffen —

*) Werke 30, S. 321.

ist kein andrer als Napoleon, der moderne Welteroberer und Weltverwüster.

Es ist ein alter Satz, daß es die Gegensätze sind, welche einander anziehen. Diese Wahrheit bestätigt sich in dem Verhalten Goethe's zu Napoleon. Es war grade dasjenige was seinem eignen Wesen fehlte, was wir ihn in dem Wesen und der Begabung seines Antipoden vorzugsweise bewundern sehen. Er selbst hat sich darüber in seinen Unterhaltungen mit Eckermann wiederholt ausgesprochen. Schon daß Napoleon „die Welt wie ein Virtuos sein Instrument behandelte“ mit einer Leichtigkeit, die jedem Zuschauer wunderbar und unbegreiflich erscheinen mußte — diese „Facilität,“ das sichere Kennzeichen eines großen Talents, die der Dichter selbst auf seinem Gebiete ebenfalls besaß, war Gegenstand seiner Bewunderung. Weit mehr aber imponirte ihm an dem Gewaltigen jene nie mangelnde Entschiedenheit seines Wollens und Thuns die er selber in sich vermißte. Daß Napoleon „zu jeder Stunde derselbige war, vor einer Schlacht, nach einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, immer auf festen Füßen stehend, immer klar und entschieden, was zu thun sei, immer in seinem Elemente, jedem Augenblicke und jedem Zustande gewachsen“ — darin vor Allem fand er die bewundernswürdige Größe dieses Gewaltheros, dieses „Compendiums der Welt,“ wie er ihn wohl zu nennen liebte. In diesem „Angebornen der Natur“ stand ihm Napoleon unerreichbar dar. Er pflegte es auch wohl als die Sicherheit einer „fortwährenden Erleuchtung“ zu bezeichnen, durch welche Napoleon vor allen andern Sterblichen ausgezeichnet gewesen sei, während die Menschen meistens über ihr

Wollen und Nichtwollen im Dunklen tappten. „Da war der Napoleon ein Kerl! Immer erleuchtet, immer klar und entschieden, und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was er als vortheilhaft und nothwendig erkannt hatte, sogleich ins Werk zu setzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man wohl sagen, daß er sich in einem Zustande fortwährender Erleuchtung befunden, weßhalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und auch vielleicht nach ihm nicht sehen wird." *)

Man sieht: Goethe betrachtete die dämonische Erscheinung wie der Naturforscher ein Naturphänomen, und zugleich wie der Dichter, der das Gewaltige in seiner Erhabenheit auffaßt, ohne an sittliche Zwecke und Absichten moralischer Art zu denken. Ja, er spricht das Letztere offen aus in seiner Charakteristik einer Schrift des preußischen Militairschriftstellers, des Obersten von Massenbach der bei dem Ausbruche des Krieges von 1806 ein Pamphlet gegen Napoleon geschrieben hatte, in welchem der frühere phantastische Bewunderer des französischen Heros, denselben jetzt auf das Heftigste angriff. Massenbach wollte dasselbe in Jena drucken lassen. Goethe, von dem Drucker und einigen Jenaer Magistratspersonen dringend aufgefordert, verhinderte den Druck, welcher bei der Nähe des französischen Heeres der Stadt nothwendig Verderben bringen mußte. „Ich ließ mir, so erzählt er in seinen Tages- und Jahresheften, das Pamphlet übergeben

*) Eckermann III, S. 226—227.

und fand eine Folge von Perioden, deren erste mit den Worten anfing: Napoleon ich liebte dich! die letzte aber: ich hasse dich! Dazwischen waren alle Hoffnungen und Erwartungen ausgesprochen, die man anfangs von der Großheit des Napoleonschen Charakters hegte, indem man dem außerordentlichen Manne sittlich menschliche Zwecke unterlegen zu müssen wähnte. Mit wenigen Veränderungen hätten man es in den Verdruß eines betrogenen Liebhabers über seine untreue Geliebte übersetzen können!" — Goethe hat diesen „Wahn", diesen Glauben an „sittlich menschliche Zwecke" bei Napoleon, nie getheilt. Er verhehlte es sich nicht, daß Ehrgeiz und Ruhmsucht die Haupttriebfeder seines Handelns und daß er geartet war, für seinen persönlichen Namensruhm die Welt in Stücke zu schlagen. „Ein Name ist nichts Geringes; hat doch Napoleon eines großen Namens wegen fast die halbe Welt in Stücke geschlagen!"*) Und ebenso richtig beurtheilte er das Hauptmittel, welches Napoleon zur Erreichung seiner Zwecke angewendet habe. Es war nicht allein die Gewalt seiner überlegnen Persönlichkeit, meint er, welche bewirkt habe, daß ihm die Menschen zufielen und anhingen; sondern „die Hauptsache bestand darin, daß die Menschen gewiß waren, ihre Zwecke unter ihm zu erreichen. Deßhalb fielen sie ihm zu, so wie sie es jedem thun, der ihnen eine ähnliche Gewißheit einflößt. Dies ist ein altes Märchen das sich immer wiederholt. Die menschliche Natur ist einmal so eingerichtet. Niemand dient einem Andern aus freien Stücken; weiß er aber daß er damit sich selber dient, so thut er

*) S. Eckermann II, 104.

es gern. Napoleon kannte die Menschen zu gut, und er wußte von ihren Schwächen den gehörigen Gebrauch zu machen."

Daß aber dieses Spekuliren des großen Egoisten auf den Egoismus der menschlichen Natur seine gefährliche und schädliche Seite habe, daß aus Argem und Schlimmen nur Arges und Uebles erwachsen könne, entging dem großen Kenner der Menschennatur ebenso wenig. Er hat über die Folgen dieser Handlungsweise Napoleons für das französische Volk ein wahrhaft prophetisches Wort ausgesprochen. Es war bald nach der Julirevolution von 1830 als er bei Gelegenheit der in Paris fortdauernden revolutionären Zuckungen, zumal in der Jugend, äußerte: „Das Beispiel Napoleons hat, besonders in den jungen Leuten von Frankreich, den Egoismus aufgeregt, und sie werden nicht eher ruhen, als bis wieder ein großer Despot unter ihnen aufsteht, in welchem sie das auf der höchsten Stufe sehen, was eigentlich jeder von ihnen selber zu sein wünscht."*) Die Erfüllung dieser Prophezeiung liegt heute vor aller Welt Augen in dem Erfolge des Dezembernapoleons, der mit denselben Mitteln arbeitete wie der erste Napoleon, und dem um sein Despotenthum länger als zwanzig Jahre zu erhalten und zu befestigen nichts fehlte als das Eine, daß er kein Soldat war; — eine Qualität ohne welche, nach Goethe's richtiger Ansicht, selbst Napoleon nie hätte auf die Dauer in seiner Tyrannenlaufbahn reüssiren können.**) Denn ein „Tyrann" war und blieb Napoleon in Goethe's Augen, und weit entfernt sein endliches Schicksal pathetisch zu beklagen, wie

*) Eckermann a. a. O. S. 321.

**) Eckermann a. a. O. S. 91.

das spätere Poeten — obenan als Chorführer und Tambourmajor des Napoleonskultus H. Heine — bis zum Uebermaße gethan haben, nannte er noch im Jahre 1830 dieses Endschicksal ein verdientes, ja vielmehr ein „noch sehr mildes für einen Mann, der das Leben und Glück von Millionen mit Füßen getreten hatte." *) Karikaturen freilich auf den gefallenen todten Löwen mochte er nicht sehen, weil solche Zerrbilder seinen sittlichen wie seinen ästhetischen Sinn beleidigten. **)

Als sich das Verderben in Napoleons Gestalt gegen Norddeutschland heranwälzte, als die Schöpfung Friedrichs des Großen in der Jenaer Doppelschlacht zerschmettert, nicht nur der friedliche Musensitz Weimar der Schauplatz von Feuer, Schwert und Plünderung ward, sondern der Zorn des Siegesgewaltigen sich auch über dem Haupte von Goethe's fürstlichem Herrn und Freunde vernichtend für dessen Thron und Land zu entladen drohte, da brach auch bei Goethe das empörte Menschengefühl für sein Vaterland und seinen Fürsten in hellen Flammen gegen den Vergewaltiger aus, wie uns dies ein Zeitgenosse aus Goethe's Weimarischer Umgebung, der bekannte Johannes Falk in seinem Buche über Goethe so beredt geschildert hat. ***) „Steht denn Euer Kaiserthum von gestern schon auf so festen Füßen daß Ihr keine, gar keine Wechsel menschlicher Schicksale zu befürchten habt!" rief er im bittern

---

*) Eckermann a. a. S. 183.

**) Müller Unterhaltungen mit Goethe, S. 40.

***) Man findet die hierher gehörige Stelle aus Falk's Buche („Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt") mitgetheilt in der Biographie Goethe's von H. Viehoff Th. IV, S. 24—26.

Zorne über des Siegers Verfahren gegen seinen Carl August aus, und er drohte den übermüthigen Franzosen schwere Vergeltung von Deutschland, wenn dasselbe einst, was nicht ausbleiben könne, über das was ihm noth sei, zum Bewußtsein komme. Dazu aber war freilich damals noch sehr wenig Aussicht, und Napoleons dämonische Energie und jene von Goethe bewunderte Sicherheit des Wollens und Vollbringens strahlte durch die Folie der allgemeinen Schwäche und Haltlosigkeit seiner gekrönten Zeitgenossen auf Deutschlands und Europa's Thronen nur noch leuchtender und überwältigender hervor. Goethe hatte jetzt den bisher nur von fern angestaunten Gewaltigen in unmittelbarer Nähe am Werke gesehn, er hatte von Augenzeugen wie Müller darüber Bericht erhalten und konnte sich nicht enthalten, ihn und sein Genie auf's Neue zu bewundern. „Wenn man" — so schrieb er an Knebel dritthalb Monate nach der Jenaer Schlacht — „wenn man diesen Kaiser und seine Umgebungen mit Naivetät beschreiben hört, da sieht man freilich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht sein wird."

Was in Goethe's Augen den glücklich zugreifenden Sohn und Erben der Revolution von den ersten Menschen in dieser Revolution unterschied und ihn zugleich mächtiger als sie alle machte, war seine absolute Unbekümmertheit um die Meinung und Neigung der Menschen, wenn er nur seinen Willen und seine Pläne durchsetzte. „Die ersten Menschen in der Revolution," sagte er einmal zu einem Freunde,*) „wie Lafayette und andere, waren noch eitel, und wollten noch, daß die Menge etwas auf sie

*) Riemer II, S. 713.

halten solle. Napoleon hat ihnen gezeigt, daß daran gar nichts liege. Und das ist das Ungeheure welches die Menschen gar nicht klein kriegen können, daß nämlich auch der Gegensatz von jenem existire.“ Es ist auch hier wieder das Bewußtsein des diametralen Gegensatzes seiner eignen, durchaus auf Liebe und Theilnahme der Menschen gestellten und von der Rücksicht auf dieselben oft bis zur Schwäche abhängigen eignen Natur, welche dieser staunenden Bewunderung der absoluten nach gar nichts fragenden Rücksichtslosigkeit zum Grunde liegt.

Es kam dann die berühmt gewordene persönliche Zusammenkunft Goethes mit Napoleon in Erfurt im Jahre 1808, nach welcher Napoleon den Dichter mit dem Orden der Ehrenlegion dekorirte und ihn demnächst bei einer zweiten Unterredung im Schlosse zu Weimar mit einer schmeichelhaften direkten Einladung nach Paris zu kommen beehrte.

An diesem Vorkommnisse haben nicht nur Deutsche vielfach Anstoß genommen. Selbst ein französischer Schriftsteller und zwar ein so edler und großgesinnnter wie der vortreffliche neuste Biograph Napoleons, dem Frankreich die erste wahre, von der traditionellen Verherrlichung des großen Despoten entkleidete und von zahllosen Fälschungen befreite Geschichte Napoleons des Ersten verdankt — selbst Pierre Lanfrey glaubt den großen deutschen Dichter um dieses Schrittes willen tadeln zu müssen. „Nach der politischen Demüthigung, sagt er,*) welche Deutschland in Erfurt erfahren, wo die deutschen Kronenträger glücklich und stolz waren die unterwürfigen Höflinge des Königs der Könige zu sein, kam eine noch härtere. Die

*) Histoire de Napoleon premier, Tom IV, p. 407.



Könige im Reiche des Geistes kamen, um sich vor dem Cäsar zu verbeugen. Goethe und Wieland wurden Napoleon vorgestellt; sie zeigten sich an seinem Hofe und ließen ihren Ruhm dazu dienen seinen Triumph zu schmücken. Der deutsche Patriotismus hatte in Erfurt starke Prüfungen zu erleiden, aber keine wurde wohl so tief von den Deutschen empfunden als die: zu sehen, daß der größte Genius ihrer Litteratur sich mit den Gunstbezeugungen des Unterdrückers schmückte. Wir können es dem Dichter erlassen als Patriot zu handeln aber nicht als Patriot zu empfinden wenn wir ihn nicht in den Rang gewöhnlicher Virtuosen verweisen sollen. Ein Goethe aber der herbeikam Napoleon zu begrüßen und von ihm in Gegenwart des gedemüthigten Deutschlands den Orden der Ehrenlegion annahm, war weder ein Gleichgültiger noch ein Neugieriger; er gab eine Zustimmungserklärung ab, er verließ die Haltung passiver Resignation und führte einen empfindlichen Streich gegen diejenigen, welche sich rüsteten für die Befreiung des Vaterlandes zu kämpfen."

Es ist eine edle Empfindung, welche den französischen Schriftsteller also sprechen und ihn das Verhalten Goethe's, in welchem er sonst den großen Dichter und Menschen anerkennt, in diesem Falle als das eines gewöhnlichen „Kammerherrn" verdammen läßt. Aber das Verdammungsurtheil selbst ist falsch und beruht auf unrichtigen thatsächlichen Voraussetzungen.

Zunächst: Goethe kam nicht freiwillig nach Erfurt, um Napoleon zu huldigen. Er hatte sich vielmehr, wie der Kanzler von Müller in seinen Memoiren berichtet, „nach seiner eigenthümlichen Sinnesweise bisher ganz von der Nähe des Gewaltigen fern gehalten. Es war der Befehl seines Fürsten und Landesherrn, des

Herzogs Karl August von Weimar, der ihn am 29. September 1808 zu sich nach Erfurt berief*). Er suchte ebensowenig eine Audienz bei Napoleon, sondern der französische Kaiser selbst war es, der ihn durch seinen Minister Maret, Herzog von Bassano, zu sich entbieten ließ. Sich einer solchen Einladung zu entziehen lag nicht in seiner Macht, — selbst wenn er es gewollt hätte. Er würde durch eine solche Weigerung seinen Fürsten, dessen Schicksal damals von der Gnade des Gewaltigen abhing, in die größte Verlegenheit gebracht ja dessen Interessen schwer geschädigt haben. Noch weniger stand in es seiner Macht, den ihm verliehenen Orden zurückzuweisen — eine Beleidigung des Gewalthabers, welche sich damals kein Herrscher Europa's hätte erlauben mögen. Goethe konnte und durfte in der ihm verliehenen Auszeichnung mit Grund nur eine Huldigung sehen, welche der Besieger Deutschlands oder vielmehr der deutschen Fürsten — denn es gab damals kein Deutschland — dem Genius des überwundenen Volks, wenn auch in eigennütziger Absicht, darzubringen sich bewogen fand. Goethe theilte übrigens diese Auszeichnung nicht nur mit Wieland, der beiläufig bemerkt gar nicht nach Erfurt gegangen ist, und der die Ehre einer Unterredung mit Napoleon bei einem Hoffeste zu Weimar erhielt — sondern noch mit drei andern Weimarischen Personen, denen ebenfalls damals von Napoleon der Orden der Ehrenlegion verliehen wurde**). Er selbst schrieb über die ihm wiederfahrene Ehre an seinen Freund Zelter (30ten October 1808) blos die kurzen Worte: „Der Kaiser von Frankreich hat sich sehr geneigt

*) Müller: Erinnerungen S. 236—237. Goethe: Werke Th. 60 S. 275 ff.

**) Müller a. a. O. S. 254.

gegen mich erwiesen. Beide Kaiser haben mich mit Sternen und Bändern beehrt, welches wir denn in aller Bescheidenheit dankbar anerkennen wollen." Es bleibt also von jenem harten Vorwurfe freiwilliger serviler Huldigung und bezeigter unpatriotischer Gesinnung durch Annahme des Napoleonischen Ordes nichts übrig als höchstens, etwa, dies: daß die ihm von dem gewaltigsten Manne des Jahrhunderts bewiesene Aufmerksamkeit und Auszeichnung ihm einen angenehmen Eindruck gemacht hat, und — wenn wir gerecht sein wollen, einen solchen Eindruck machen mußte. Es ist allbekannt, daß Napoleon unwiderstehlich sein konnte, wenn er jemanden gewinnen wollte; hier wollte er es augenscheinlich, und es müßte ein Wunder heißen, wenn es ihm, zumal einem phantasiebegabten Dichter gegenüber, nicht gelungen wäre.

Es war ihm gelungen. Von dieser Zeit an steigerte sich jedoch nicht nur die Bewunderung für Napoleon bei Goethe, sondern auch die Hoffnung und der Glaube an dasjenige, was er für die eigentliche Bestimmung und Aufgabe desselben hielt. Er war und blieb „ein Kind des Friedens", und so seltsam es uns spätergebornen über den wahren Charakter des unersättlichen Eroberers so unendlich besser unterrichteten auch klingt: Goethe sah in Napoleon ein Werkzeug zur Herstellung des von ihm so heiß ersehnten dauernden Europäischen und damit des Weltfriedens! Er sprach diesen Glauben aus in dem Gedichte, welches er 1812, dicht vor dem Beginne des Russischen Feldzuges, an die Kaiserin Marie Louise von Frankreich richtete. Anknüpfend an die Geburt des Königs von Rom, durch welche dem Gewaltigen das Einzige und Höchste gegeben worden, was ihm noch gefehlt, der dauerverheißende Erbe seines Reichs, spricht er die Hoffnung aus:

„Zusammen werden Sie des Glücks genießen,
Mit milder Hand den Janustempel schließen!"

Dies „letzte Glück", das Glück des Friedens für die arme Menschheit ersehnt und erhofft er von dem Heros des Krieges. Denn:

„Der Alles wollen kann, will auch den Frieden!"

Mit diesen Worten schließt das Gedicht. Diese Hoffnung söhnte den Mann des Friedens sogar aus mit dem gewaltigen neuen Eroberungszuge gegen den noch unbezwungenen Norden. Was der gestürzte Imperator auf seiner einsamen Felsenwarte von St. Helena später der Welt vorzuspiegeln bemüht war: daß dieser abenteuerliche Zug nur habe dazu dienen sollen, die Vereinigung Europa's in einen großen Bundesstaat unter seinem Protektorte zu vollenden, und ihm selber die Möglichkeit zu gewähren, seine ganze Kraft auf die Förderung der Interessen friedlicher Entwicklung in diesem ungeheuren Bundesreiche zu verwenden — es war eine Ansicht die Goethe selbst damals hegte und in jenem Gedichte offen aussprach. Es war dies die Erhellung der „im düstern bangenden Welt zu ewigem Sonnenschein", die er erhoffte! Ein schöner poetischer Traum aber — eben nur ein Traum.

Nach dem schmählichen Ausgange des Russischen Feldzuges begann die Erhebung Norddeutschlands gegen die fremden Bedränger und Unterdrücker. Und hier komme ich auf den Punkt, wo Goethe's Sympathie für Napoleon ein Flecken in seinem Bilde ist und bleibt. Er theilte den herzerhebenden allgemeinen Aufschwung nicht mit dem sich sein Volk und vor allem die Jugend freudig in den Kampf für die Befreiung des Vaterlandes stürzte. Er versagte seinem dreiundzwanzigjährigen Sohne die Erlaubniß sich den

Reihen der Tausende freiwilliger Kämpfer gegen die Fremdherrschaft anzuschließen. Er glaubte nicht an die Möglichkeit des Sieges über den von ihm bewunderten Riesen. „Ja schüttelt nur an Euren Ketten!" rief er dem Vater Theodor Körner's zu; „der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer ins Fleisch ziehen!" Daß es „Ketten" waren die sein Volk und Land belasteten, leugnete er also nicht, wohl aber die Möglichkeit ihrer Zerbrechung gegenüber dem gigantischen Kettenmeister. Diese beklommene Hoffnungslosigkeit, welche er nicht verhehlte, machte auf die todesmuthigen Eisenseelen den Stein und Arndt einen schmerzlichen Eindruck*). Unfähig an dem erhebenden Aufschwunge seines Volkes Theil zu nehmen, flüchtete er sich in litterarische Thätigkeit. Um der unmittelbaren Gegenwart zu entgehen warf er sich auf das Entfernteste. Er studirte die Geschichte des — chinesischen Reichs! Als am Tage der Entscheidungsschlacht von Leipzig Napoleons Brustbild in seinem Zimmer von der Wand fiel, und Goethe's Gattin, welche sein Beispiel zu einer leidenschaftlichen Verehrerin Napoleons gemacht hatte, sich verzweiflungsvoll vor Goethe niederwarf, tröstete dieser sie, das Bild aufhebend, mit den Worten: „Sieh nur her, es ist Nichts als der Rand gebrochen; dem Helden selbst ist man noch nicht zu Leibe gegangen!" Später ließ er um den Rand des Bildes mit Anwendung eines Verses des römischen Dichters Lucan die Worte setzen:

Scilicet immenso superest ex nomine — multum.

Als Napoleon nach der Leipziger Niederlage über den Rhein

*) E. M. Arndt Erinnerungen aus dem äußeren Leben S. 191—196.

geworfen war und seine völlige Besiegung in sichere Aussicht gerückt erschien, stiegen die Hoffnungen der deutschen Patrioten auf die Früchte des Kampfes für Deutschland und dessen Erhebung zu Einheit, Macht und Freiheit zu ihrer höchsten Höhe. Goethe, obschon mit dem Endausgange des großen Kampfes zu Gunsten der Verbündeten wohl zufrieden, theilte dennoch nicht diese patriotischen deutschen Hoffnungen. Wir haben darüber das ausführliche Zeugniß eines Mannes aus seiner nächsten Umgebung, des Jenaischen Geschichtsprofessors Luden, der damals eine gegen die französische Gewaltherrschaft Napoleons gerichtete politische Zeitschrift Nemesis begründete, für welche er Goethe's Theilnahme persönlich zu gewinnen sich bemühte. Luden hat den Bescheid welchen er von Goethe erhielt in seinen erst nach des Verfassers Tode herausgegebenen Memoiren*) genau verzeichnet. Dieser mündlich abgegebene Bescheid bezeugt den tiefen Einblick Goethe's in die Weltlage und die damaligen deutschen Verhältnisse. Er lautete im Wesentlichen folgendermaßen:

„Glauben Sie nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Vaterland, Volk, Freiheit. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unseres Wesens, und Niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volks mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jede Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und

*) Rückblicke in mein Leben von H. Luden (Jena 1847).

Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag. Denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost den sie gewähren ist doch nur ein leidiger Trost, und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen starken geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben (leidigen) Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andern Aufgaben zu erfüllen gehabt als die, das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein. Da sie aber fort bestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, welche um so viel größer sein wird als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jedem nach seinen Talenten, seiner Neigung und Stellung, die Bildung des Volks zu mehren, zu stärken und nach allen Seiten durch dasselbe zu verbreiten, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit er nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht."

Diesen Tag aber, den die Luden und so viele andere damals

bereits gekommen wähnten, sah Er nicht. „Sie sprechen“ — sagte er in Bezug darauf — „von dem Erwachen von der Erhebung des deutschen Volks und meinen: Dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft habe, nämlich die Freiheit! Ist denn wirklich das Volk erwacht? weiß es was es will und was es vermag? — — — Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung. Erhebt sich wer gewaltsam aufgestöbert wird? Ich spreche nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer; ich spreche von der Menge, von den Millionen. — Und was ist denn errungen und gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit. Vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung nicht von dem Joche der Fremden sondern von einem fremdem Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr, und nicht mehr Italiäner; dafür aber sehe ich Kosacken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit langer Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten, alle Gefahr nur von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. Lassen Sie mich nicht mehr sagen. Sie berufen sich zwar auf die vortrefflichen Proklamationen fremder Herren und einheimischer.*) Ja, ja! Ein Pferd! ein Pferd! ein Königreich für ein Pferd!“

---

*) Es sind die bekannte Proklamation von Kalisch und die damaligen preußischen Verheißungen gemeint.



Der alte Weimarische Olympier hat leider grimmig Recht behalten mit seiner Prophezeihung. Die Jahre von Deutschlands tiefster Erniedrigung sollten erst nach Niederwerfung des fremden Despoten von seinen eignen „Herren" über das deutsche Volk gebracht werden. Schon im Jahre 1814 oder 1815 konnte Goethe dem deutsche Länder verschachernden und zerschneidenden Kongresse der in Wien versammelten siegreichen Fürsten den Fluch (freilich nur im Stillen) zurufen:

„Verflucht sei, wer nach falschem Rath
Mit überfrechem Muth
Das, was der Korse-Franke that,
Nun als ein Deutscher thut!
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht.
Ihm geh' es trotz Gewalt und Müh,
Ihm und den Seinen schlecht!"

Wer kennt nicht die Zeilen die ihm die traurige Wahrnehmung eingab, daß die hoffnungsfreudige Begeisterungsstimmung vorüber war, sobald die kleinen Tyrannen den großen überwunden hatten und daß sein Epimenides eigentlich besser thäte, weiter fortzuschlafen als „zu früh zu erwachen," jene traurigen Verse welche beginnen:

Was haben wir nicht für Kränze gewunden!
Die Fürsten, sie sind nicht gekommen.
Die glücklichen Tage, die himmlischen Stunden,
Wir haben voraus sie genommen u. s. w.

Aber freilich, er hielt sich stille in seiner „Tonne", wie Sankt Diogenes ohne Unterlaß das Faß seiner stillen Studien und Arbeiten weiter wälzend. Er war eben nicht zum Volkstribunen

von „Allah" geschaffen, sowenig wie etwa ein Bismarck zum Bannerträger demokratischer Freiheit und Universalrepublik, sondern nur zum größten Dichter und Weisen, wie dieser zum gewaltigen Begründer der Macht und Einheit seines Volks und Vaterlandes. Ihm dem Greise dem „Kinde des Friedens" schien „bei dem Lied und Reigen," der sich jetzt erhob,

„das Beste: ruhn und schweigen!"

d. h. wenigstens öffentlich schweigen. Denn seinen Nächsten verhehlte er nicht, wie er über den schmählichen Ausgang der großen Bewegung dachte: über die Napoleonschen Grundsätze des Wiener Kongresses, wo es zuging wie bei dem großen Fischzugsfeste, bei dem die Zahl der Gäste sehr, sehr groß war, und wo:

„Ein jeder brachte sein Schüsselein mit
Hier gab es keine Faule.
Die Gröbsten aber schlugen sich durch,
Und fraßen's den andern vom Maule."

und über die „Engel" die als sie den „Teufel" und seine Heerschaaren geschlagen und besiegt hatten:

„Natürlich fanden hinterdrein
Es sei recht hübsch ein Teufel zu sein!"

über die guten Deutschen, welche nichts Näheres zu thun hatten als sich gleich nach der Befreiung vom Joche Napoleon's darüber zu streiten ob sie sich mit einem D, oder mit einem T richtiger zu schreiben hätten:

„Verfluchtes Volk, kaum bist du frei,
So brichst Du Dich in Dir selbst entzwei.
War nicht der Noth, des Glücks genug?
Deutsch oder Teutsch Du wirst nicht klug!"

Nach ihm waren eben die Deutschen in der Lage jenes guten Gesellen, der die Gelegenheit stets verpaßt:

„Daß Glück ihm günstig sei
Was hilft's dem Stöffel?
Und regnet's Brei,
Ihm fehlt — der Löffel.

Daß ihm, wenn es „Brei regnet" und er hungrig ist, bei fehlendem Löffel seine beide Hände dafür Ersatz bieten können, — diese Weisheit war dem deutschen Stöffel von damals verschlossen. Daß sich Goethe nicht mit der Idee befreundete, die schon 1814 im Werke war, auf dem Völkerschlachtfelde vor Leipzig ein „Kolossaldenkmal der Befreiung Deutschlands," einen „Siegesdom," einen „Thurm", einen Rundhügel mit kolossalem Kreuze darauf, oder eine „Riesensäule" zu errichten, läßt sich leicht denken. Er empfahl dafür etwas ganz anderes seinen Landsleuten, denen er zurief:

„Wollet Ihr in Leipzigs Gauen
Denkmal in die Wolken richten,
Wandert, Männer all' und Frauen,
Frommen Umgang zu verrichten.

Jeder werfe dann die Narrheit,
Die ihn selbst und Andre quälet,
Zu des runden Haufens Starrheit!
Nicht ist unser Zweck verfehlet.

Ziehen Junker auch und Fräulen
Zu der Wallfahrt stillem Frieden:
Wie erhabne Riesensäulen
Wachsen unsre Pyramiden!"

Aber im vollen Ernste lautete sein Zuruf an die Deutschen: im Hinblick auf die so eben ihnen in dem Befreiungskriege gegen Napoleon gelungnen Thaten endlich der Nothwendigkeit der Einigung und Einigkeit des Vaterlandes und Volks zu gedenken:

„Die Deutschen sind recht gute Leut',
Sind sie einzeln, sie bringens weit.
Nun sind ihnen auch die größten Thaten
Zum erstenmale im Ganzen gerathen.
Ein jeder spreche Amen darein,
Daß es nicht möge das letzte Mal sein!"

Nun! es ist nicht das letzte mal gewesen. Wenig über ein Menschenalter nach dem Tode seines großen Dichters hat sein herrliches Wort, das er an sein deutsches Volk richtete, sich glorreich erfüllt, das Wort:

„Zusammen haltet Euren Werth,
Und Euch ist Niemand gleich!"

Ueberblicken wir die im Vorigen entwickelte Reihe der Motive von Goethe's Sympathie für die Gestalt Napoleons so finden wir als bestimmende Hauptursachen derselben folgende drei:

Zunächst und vor Allem die Wirkung und der Eindruck des Gigantischen von Napoleon's Erscheinung und Thaten auf die Phantasie des Dichters. Ist doch selbst das Böse in seiner höchsten Potenz nicht ohne starke Anziehungskraft für einen solchen — wie Richard der Dritte beweisen kann, — um wie viel mehr müßte diese um Recht und Unrecht, um Gut und Böse unbekümmerte Willensenergie des modernen Gewaltheros in ihrer kaum jemals dagewe-

senen Mächtigkeit auf einen Dichter wie Goethe wirken. Das bekannte Gedicht:

„Am jüngsten Tag vor Gottes Thron
Stand endlich Held Napoleon" ꝛc.

in welchem der dem Helden das Sündenregister vortragende Teufel von Gott Vater schließlich den Bescheid erhält:

„Getraust Du Dich ihn anzugreifen,
So magst Du ihn zur Hölle schleifen!"

ist der richtigste Ausdruck für die Stimmung und Empfindung des Poeten gegenüber der Mächtigkeit dieser Erscheinung.

Das zweite erklärende Motiv ist der naive Glaube Goethe's an das, was der Neffe des Onkels in unsern Tagen als die napoleonische Idee zu feiern die Frechheit gehabt hat: der Glaube an die Mission und an die auf Herstellung des allgemeinen Weltfriedens gerichtete Absicht Napoleons. Wir können diesen Glauben belächeln, aber wir sind nicht berechtigt, seine Aufrichtigkeit bei dem Manne des Friedens zu bezweifeln, für den ohnehin schon Napoleon als Bändiger der dem Dichter so widerwärtigen Revolution ein Gegenstand der Verehrung war und sein mußte. Und wenn wir nun sehen, daß Goethe in seiner Ansicht über Napoleon's Großheit bis an sein Ende beharrte, und daß er sich durch keine Gegenstimmen und Gegenzeugnisse, wie sie ihm in den Memoiren Bourrienne's und in Walter Scott's Geschichte Napoleon's entgegentraten in dieser seiner Ansicht irre machen ließ,*) ja wenn wir hören, daß er den

*) Eckermann III, S. 105

Haß der Menschen gegen Napoleon auf „die Frondirungssucht der Menge gegen das Große" oder auf Hypochondrie und Lust an Afterreden zurückführte*), so werden wir uns, um gerecht zu sein, drittens erinnern müssen, daß zu Goethe's Lebzeiten Napoleon überhaupt noch lange nicht in seinem wahren Wesen und Charakter, und in der tiefen Gemeinheit desselben so erkannt war, wie wir ihn jetzt, nach Oeffnung der ächten historischen Quellen, z. B. aus einem Werke wie das des Historikers Lanfrey und vornehmlich aus seinen eigenen Briefen, kennen. Wir werden, ehe wir den Dichter des Faust wegen seiner Sympathie für Napoleon verdammen, uns die lebhafte Theilnahme ins Gedächtniß rufen müssen, mit welcher noch einer der tiefsten historischen Forscher und deutschesten Geschichtschreiber, Schlosser, in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts Napoleon behandelt hat.

Es war aber recht eigentlich das Phantastische, — das Ossianische, wie es ein französischer Schriftsteller genannt hat, in Napoleon's Erscheinung und Charakter, was Goethe's Interesse fesselte. Goethe's Wort: daß dieser große Feind und Verächter der Idee, dieser Leugner alles Ideellen selbst recht eigentlich „ganz in der Idee lebte" und fort und fort das Ideelle zu verwirklichen trachtete, ist von großer Tiefe und wird durch das Urtheil von Männern wie Reinhard und de Pradt, die Napoleon so nahe standen, durchaus bestätigt.**) Unter dem „in der Idee leben" verstand Goethe, wie er erklärend hinzufügt: „Das Unmögliche behandeln als ob es möglich wäre." Diese titanische Neigung traf nach Goethe's Ansicht in

*) Eckerman I, 277. Riemer II, 701.

**) G. G. v. Loeper in den Anmerkungen zu Goethe's Sprüchen in Prosa S. 77 (Werke Band 19 der Hempelschen Ausgabe.)

Napoleon zusammen mit dem Charakter, das heißt mit jenem entschiedenen Wollen ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, auf Gut oder Böse, auf Wahrheit oder Irrthum; und aus diesem Zusammentreffen beider Elemente in einer und derselben Persönlichkeit entstanden Thaten und Ereignisse, welche die Welt in Staunen versetzten und versetzen mußten, wie die Persönlichkeit selbst auf die Phantasie des Dichters nothwendig einen gewissen Zauber der Anziehungskraft ausüben mußte.

Wenn ich bisher versucht habe, Goethe's Verhältniß zu Napoleon und seine Beurtheilung dieser ungeheuren Erscheinung aus des Dichters eigenster Natur zu erklären, so kann damit natürlich nicht gemeint sein, daß ich jenes Verhältniß an und für sich zu rechtfertigen oder gar als ein solches anzusehen beabsichtige, das man im eignen Interesse des Dichters und seines Vaterlandes nicht anders wünschen möchte. Das hieße meine Absicht eben sowohl wie das wirkliche Verhältniß gründlich mißverstehen.

Im Gegentheil: es bleibt ein Schatten haften auf dem Bilde des großen Dichters. Es bleibt eine Schwäche, ein Mangel in seiner Natur und seinem Wesen, daß er das Unheil und Elend nicht, oder doch nicht tief genug empfand, welches der von ihm bewunderte Weltvergewaltiger über Deutschland brachte. Und dieser Mangel fällt um so schwerer ins Gewicht, als Goethe Gelegenheit hatte, dieses Elend Deutschlands in seiner nächsten Umgebung, in dem Weimarischen Lande, dem er angehörte und dem er viele Jahre lang als Minister seine Kraft und Thätigkeit gewidmet hatte, vollauf zu gewahren.

Oder war es nicht herzzerreißend für jeden patriotisch empfindenden Deutschen, daß nach der Jenaer Entscheidungsschlacht, welche das Weimarische Land an den Rand des Abgrunds brachte, alle Kräfte dieses Landes, dessen Fürst einer der feurigsten deutschen Patrioten war, in den Dienst des fremden Ueberwinders gestellt werden, daß die Weimarischen Landeskinder, die so eben noch für Deutschland gestritten hatten, ihre Waffen gegen ihre deutschen Brüder kehren, und seitdem in allen Kriegen des großen Vergewaltigers ihr bestes Blut vergießen mußten? Zunächst war es der letzte Hort des bei Jena niedergeworfenen Preußen, die Festung Colberg gegen die und ihre tapfern Vertheidiger Schill, Nettelbek und Gneisenau der korsische Ueberwinder die Truppen seiner neuen gezwungenen Bundesgenossen, der Thüringischen Fürsten, sendete. Kaum ein Jahr nachher wurden sie gegen die Oesterreicher und sodann gegen die treuen Tyroler gehetzt, wo sie in den grausen Kämpfen an der Eisack gegen die Schaaren der für Heimath und Heerd todesmuthig streitenden Tyroler und deren Führer Hofer, Speckbacher und Haspinger für den Unterdrücker ihres eignen Vaterlandes ihr Blut vergießen mußten. Und wenn ihre Leiden und Verluste schon hier entsetzlich gewesen waren — denn der größte Theil des Weimarischen Contingents war vernichtet oder gefangen worden — so war die Katastrophe, der sie im folgenden Jahre (1810) entgegen gingen, als Napoleon mit andern deutschen Truppen auch die Weimarischen in den Abgrund seines Spanischen Greuelkrieges hineinriß, noch bei weitem gräßlicher. Man kann die darüber vorhandnen Aufzeichnungen eines deutschen Militairgeschichtschreibers nicht ohne schaudernde Empörung lesen. Acht Monate nach seinem Einmarsche in Spanien hatte das gesammte

Thüringische Regiment nur noch einen dienstthuenden Bestand von vier Mann und einigen Offizieren*); so hatten Schwert und Krankheit, Hunger, Strapatzen und Noth jeder Art unter den deutschen Schlachtopfern Napoleonischer Herrschsucht gewüthet, und auch von den Gefangenen war es nur sehr wenigen vergönnt, ihr liebes Vaterland nach langen Jahren wieder zu sehn! Dann kam der russische Feldzug des Jahres 1812 und erneuerte diese Verluste für das neugestellte Weimarische Contingent, von dem im Dezember nur noch zwanzig am Ende des Rückzugs den Niemen überschritten.

Dies Alles geschah unter Goethe's Augen; dies fürchterliche Elend traf das Land das er seine Heimath nannte, traf es durch die Schuld des Mannes den er bewunderte, ohne in seiner Seele den zornigen Grimm des Patrioten und die Ueberzeugung zu erwecken, daß der Sturz Napoleons eine Nothwendigkeit und daß es Pflicht jedes Deutschen sei, ihn zu wünschen und dazu zu helfen!

Freilich war das so hingeopferte Blut deutscher Soldaten anderer Art als heutzutage. Freilich bestanden jene Contingente, zumal im Anfange ihres Eintritts in den Dienst Napoleons, meist aus verlorenem Volke und geworbenem Gesindel aller Art, jedenfalls aus den „untersten Volksschichten,“ die man bei den Aushebungen eigentlich nur allein bedachte. Goethe selbst, der seiner Zeit gegen Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und später diese Aushebungen im Weimarischen Lande geleitet hatte, wußte davon zu sagen, und mochte keine allzugroße Theilnahme empfinden für eine Menschenklasse, bei der noch im Jahre 1806 jedes kleinste

*) S. E. v. Heyne: Geschichte des 5. Thüringischen Infanterieregiments Nr. 95. Seite 107.



Vergehen mit Gassenlaufen und Krummschließen der Gemeinen und Unteroffiziere bestraft wurde. Aber trotz alledem und alledem war es doch immer deutsches Blut, das gezwungen war, an dem Werke der Unterdrückung des Vaterlandes im Dienste des fremden Zwingherrn mitzuhelfen, und das schon um dessentwillen die Theilnahme jedes Deutschen verdient hätte, während leider von Goethe gesagt werden muß, daß er ihm diese Theilnahme nicht gegönnt, ja daß er alle dieser Dinge in keiner seiner zahlreichen Lebensaufzeichnungen, Briefe u. s. w. auch nur mit einem Worte erwähnt hat. — Amicus Plato, amicus Socrates sed magis amica veritas!

Goethe und Frau von Stein.

Motto:

„She did not wish to marry him, but she wished to keep him. She wished to give him nothing, but that he should give her all: a bargain not unfrequenthy levied in love."

Thackeray.

Jena, August 1851.

In diesen letzten Tagen hat mich der so eben erschienene dritte Band der Goethe'schen Briefe an die Frau von Stein lebhaft beschäftigt. Er ist schon darum von hoher Wichtigkeit, weil er mit der Auflösung eines so wunderbaren Lebensverhältnisses zugleich die Lösung eines sittlichen Problems enthält: eine Lösung, die sich denn freilich, ein Jeder nach seinem Gefühl wiederum nach eigner Einsicht und eignem Bedürfniß zurecht legen wird.

Dieser dritte Band umfaßt die Briefe aus den Jahren 1784 bis 1826, welche wiederum in drei verschiedene Abtheilungen zerfallen. Die erste enthält die Briefe von 1784 bis zu Goethe's Flucht nach Italien. Die zweite, kürzeste, die Briefe, welche im Jahre nach seiner Rückkehr von dort geschrieben sind, und in denen der bereits innerlich geschehene Bruch des Verhältnisses zu Tage tritt. Der dritte Abschnitt endlich zeigt den Verlauf des Rheins

im Sande: nach jahrelanger völliger Trennung ein Verhältniß gesellig anständiger Theilnahme ohne eine Spur der früheren Leidenschaft. Zwischen der ersten und zweiten Abtheilung ist eine Lücke; die Briefe, welche Goethe aus Italien an die Geliebte schrieb, fehlen, weil Goethe sie sich wiedergeben ließ, um seine Reiseerinnerungen zu redigiren. Sie werden jetzt im Goetheschen Hausarchive aufbewahrt.

Die erste Abtheilung ist nach Inhalt, Ton und Stimmung eben nur eine Fortsetzung der früheren Briefe aus den Jahren 1780 bis 1783. Sie zeigt eine Liebe, wie sie schwerlich jemals wieder in solcher Weise und Haltung vorgekommen ist, in dem letzten Stadium ihrer möglichen Höhe und Entwickelung, wo sie entweder zur wahrhaften menschlichen Erfüllung gelangen, oder eine Wendung und Wandlung nothwendig erleiden mußte, falls der eine Theil nicht untergehen sollte.

Denn gestehen wir es nur: trotz der unendlichen Schönheit, trotz der Fülle tiefsten und reinsten Gefühls, die uns in diesen Briefen umgeben, welche ein zehn Jahre lang in voller Innigkeit bestehendes Liebesverhältniß mit allen seinen geheimsten Herzensinnerlichkeiten vor uns aufdecken, — dennoch ist in diesem ganzen Verhältnisse etwas Ungesundes und Unnatürliches, das ein gesundes Gefühl beängstigt und uns zu keinem vollen freudigen Genusse kommen läßt. Die gesunde Natur Karl August's empfand das schon früh, daß sein Goethe sich hier einem idealen Spiritualismus hingebe, bei dem er sich ganz in's „Aetherische" zu verflüchtigen Gefahr laufe. Und in Goethe selbst begann zuletzt eine Ahnung davon aufzudämmern, daß sein Weg ihn abseits führe von dem Pfade, welchen die Natur ihrem Lieblinge vorgezeichnet. Wer

diese Briefe mit offenen Augen lies't, der muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß unter den Motiven, welche Goethen zu der italienischen Fluchtreise bewogen, sein Verhältniß zu der Frau von Stein keins der geringsten war. Ueber die meisten jener Motive sind wir durch seine eignen Geständnisse im Klaren. Seine Mission für Weimar war erfüllt, der Freundschaft für den Herzog, der Pflicht für das Land war genug gethan. Zehn Jahre, die schönsten seines Lebens, hatte er für Andere gelebt, und mit liebevollster Selbstverläugnung seinen eigensten Daseinsberuf, den unüberwindlichen Trieb und Drang seiner Natur, andern, ihm mehr oder minder fernen und fremden Zwecken aufgeopfert oder doch hintangesetzt. Jetzt, auf dem Wendepunkte des menschlichen Einzeldaseins, im sechsunddreißigsten Jahre, durfte es billig und nothwendig erscheinen, an sich selbst zu denken und einmal für sich zu leben. Hatte ihn doch, wie er selbst einmal an seine Vertraute schreibt, nur und allein der Gedanke so lange in jenem Zustande gehalten: „daß alle diese Aufopferungen freiwillige seien, und daß er nur dürfe Postpferde anspannen lassen, um das Nothdürftige und das Angenehme des Lebens mit einer völlig freien Muße in der verlassenen Vaterstadt zu finden.“ Denn ohne diese Aussicht, und wenn er, wie er weiter an seine Mutter (im Jahre 1781) schrieb, sich in Stunden des Verdrusses als Leibeigner und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen ansehn müßte, würde ihm Manches viel saurer, ja unerträglich geworden sein.

Goethe ging nach Italien, um sich selbst aufzusuchen und zu vollenden. Es lag nicht in seinem Wesen, der Oeffentlichkeit gegenüber Privates aufzudecken, darum verschweigt er, wie viel An=

theil an dem Entschlusse jener Flucht, wie er sie selber nennt, auch der Zustand seines Herzens gehabt. Er verschwieg es um so mehr, als die Frau, welche damals seine Seele beherrschte, zur Zeit der Veröffentlichung seiner Lebensbekenntnisse, selbst noch unter den Lebenden war. Aber aus den jetzt herausgegebenen Briefen an sie, und aus einer richtigen Erwägung und Verknüpfung aller Umstände und Aeußerungen, welche sie enthalten, geht es unwiderleglich hervor, daß er durch diese Reise auch auf die eine oder andere Art Heilung für sein Herz und Genesung von einer Liebe suchte, die er zuletzt als Krankheit erkennen mußte und erkannte. „Die Hauptabsicht meiner Reise war, mich von den physisch-moralischen Uebeln zu heilen, die mich daheim quälten und zuletzt unbrauchbar machten," also schrieb er seinem fürstlichen Freunde Karl August aus Rom.*) Er selbst nennt in den Briefen aus den letzten Jahren vor seiner Reise, diese seine Liebe „eine Krankheit, die immer mehr wachse," und er gestand sich vielleicht selbst kaum, wie sehr er mit dieser Bezeichnung einer Leidenschaft Recht hatte, die seinen natürlichen Hang zu hingebender Weichheit und Sehnsüchtigkeit auf Kosten der Energie männlicher Eigenschaften unnatürlich verstärkte. Aber die Ehre dieser Erkenntniß und des darauf gebauten Entschlusses der Selbstüberwindung muß und soll ihm unverkümmert bleiben, trotz des Urtheils, welches in den Anmerkungen des Herausgebers dieser Briefe die wesentlichen Gesichtspunkte verrückt und sich auf die Seite der Gegner Goethe's stellt.

Zunächst ist folgender Umstand zu beachten. Es war nicht

---

*) Briefwechsel zwischen Goethe und Karl August I, 105.

Goethe's Schuld gewesen, daß seine Liebe zu Frau von Stein nicht den natürlichen und vernünftigen Ausgang und Abschluß fand. Er suchte und erstrebte diesen einzig wahren sittlichen Abschluß von vornherein mit allen Kräften. Charlotte von Stein sollte sein Weib werden, die ungetheilte Genossin seines ganzen Daseins. Daß sie darauf nicht einging, daß ihr die Liebeskraft gebrach, zu thun, was in ihrem Falle die Pflicht wahrer Sittlichkeit gebot, das war — wenn sie wirklich Goethe's Liebe in vollem Maaße theilte, — entweder eine Schwäche des Charakters, dem die Form höher stand als der Gehalt, der Schein der Welt höher als das Wesen der Sittlichkeit, oder es war ein Verbrechen an dem Geliebten. Ein Verbrechen, wenn ihm ihre Seele ganz gehörte, und nicht minder, wenn sie, wie es mir scheint, die tugendhafte Gattin eines ungeliebten und unbedeutenden Gemahls neben der Geliebten, der Seelenfreundin, der Beherrscherin des größten Genius seiner Zeit zugleich sein und bleiben wollte. Es war ein Verbrechen auch an seiner Zukunft, an seinem Geschicke, an seinem Glücke, an dem Glücke, das er so heiß ersehnte, das er wie Wenige zu würdigen verstand, an dem Glücke, das der Besitz einer Häuslichkeit, einer Familie in der Ehe gewährt. Wenn Goethe's Entwickelung hier eine Lücke, sein Schicksal hier eine dunkle Stelle, ja in seinem letzten Verlaufe eine herzerschütternde Tragik zeigt, so wird ein Theil der Schuld nimmer hinwegzunehmen sein von einer Frau, die kleiner war als das Loos, das ihr die Gunst des Geschickes vor so viel Tausenden spielend zugewendet hatte.

Die Briefe beweisen, daß es Augenblicke genug gab, in welchen Goethe diese Wahrheit mitten in dem Drange seiner Leidenschaft empfand. Sie sind voll von Geständnissen, daß ihm die

Halbheit, das Entbehren der Erfüllung einer unzertrennlichen und ungetrennten Vereinigung, wie sie nur die Ehe gewährt, mehr und mehr zur unertragbaren Qual gedieh. Und diese Aeußerungen empfindet man immer als eine Erquickung inmitten der endlos schmachtenden, oft geradezu unmännlichen Weichheit dieser zehnjährigen, übersinnlich sinnlichen Freierei. Noch im Jahre 1786, kurz vor seiner Flucht, als er den Werther neu umarbeitete, schreibt er in solcher Stimmung an die Geliebte: „Ich korrigire am Werther, und finde immer, daß der Verfasser übel gethan hat, sich nicht nach geendigter Schrift zu erschießen.“ Und noch aus Italien schreibt er, von Terni, zwei Monate nach seiner Abreise, im Gefühl, wie schmerzlich er die Trennung von ihr empfinde: „Nur die höchste Nothwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen. Laß uns keinen andern Gedanken haben als den, unser Leben miteinander zu endigen.“

Was aber den unumstößlichen Beweis giebt, daß sich bei dem Entschlusse zu dieser Fluchtreise nach Italien auch die endliche Reingestaltung und der Abschluß seines Verhältnisses in den Vordergrund der Motive stellte, das ist der Umstand, daß Goethe diesen Entschluß, der ihn schon Jahr und Tag beschäftigte, selbst vor der Geliebten vollkommen geheim hielt. Der Herausgeber der Briefe hat die Wichtigkeit dieses Umstandes sehr wohl empfunden; und da er sich bei der später eintretenden Katastrophe auf die Seite derjenigen stellt, welche Goethe's Verhalten entschieden als einen Treubruch verdammen, so unterläßt er nicht, eine Andeutung zu versuchen, daß seine Klientin um jenen Plan gewußt habe. Aber dieser Versuch ist ein vergeblicher. Der eigne Sohn der

Frau von Stein, Goethe's Zögling, spricht es ausdrücklich in seiner Selbstbiographie aus, daß nur der Herzog um Goethe's Reiseplan wußte, und selbst dieser, wie aus dem jetzt bekannt gemachten Briefwechsel hervorgeht nicht einmal vollständig, da Goethe seinen Fürsten nur um einen unbestimmten Urlaub gebeten hatte und das eigentlichen Ziel seiner Reise so geheim hielt, daß er sogar die ersten Briefe an den Herzog aus Rom ohne Angabe des Ortes schrieb. Auch widerlegen die von Schöll herausgegebenen Briefe und alle sonstigen Umstände und Zeugnisse das Gegentheil durchaus. Es müßte denn sein, das die Korrespondenz Lücken enthielte, die auch dem Herausgeber unbekannt wären, weil die Empfängerin selbst die hierher gehörigen Briefe vernichtet hätte. Was einen Augenblick auf diese Vermuthung leiten könnte, ist folgende Stelle eines Briefes, den Goethe acht Tage vor seiner heimlichen Abreise von Karlsbad an die Geliebte schrieb und wo es am Schlusse heißt: „Auf alle Fälle muß ich noch eine Woche bleiben, dann wird aber auch Alles so sanfte endigen, und die Früchte reif in den Schooß fallen. Und dann werde ich in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einsamkeit ohne Namen und Stand der Erde näher kommen aus der wir genommen sind." Diese Worte geben allerdings mancherlei zu denken. In Weimar hatte er sich schon lange so allein gefühlt, daß er 1786 schreiben konnte: „Ich verliere viel, wenn Herder geht" (Herder hatte einen Ruf nach Hamburg) „denn außer Dir und ihm wäre ich hier allein." So ganz hatte ihn seine Leidenschaft erfüllt, daß es ihm wenig deuchte, Rang und Stellung, Alles was ihm Weimar und die Freundschaft eines Fürsten bot, gern und freudig dem geliebten Weibe

zu opfern, wenn sie sich entschließen mochte, dies Opfer anzunehmen.

Doch ich verfolge eine Vermuthung nicht weiter, welche in einer Zeit, wie jene, wo in den Weimarischen Kreisen noch viel abenteuerlichere Lösungsversuche ähnlicher Wirrnisse vorkamen, und wo eine Frau jenes Kreises, die intime Freundin Goethe's und der Frau von Stein, die Frau von Werthern, geborne von Münchhausen, ihr eigenes Leichenbegräbniß veranstaltete, um nach demselben mit dem Geliebten nach Algier zu entfliehen, — nichts geradezu Undenkbares haben dürfte. Gewiß ist, daß Goethe seinen Fluchtplan lange und im vollkommenen Geheimniß vorbereitete, daß er vorher in Jena italienischen Unterricht nahm, daß er alle seine Arbeiten, seine Papiere, seinen Besitz für lange Abwesenheit ordnete, wichtige Dokumente im Staatsarchive niederlegte, und alle seine Briefe, die Korrespondenz der Jahre seit 1779, wo er ein ähnliches, von ihm später schwer bereutes Autodafé veranstaltet hatte, den Flammen übergab. In seinem Geheimniß war ganz allein der Herzog, der nicht zu umgehen war, der Freund, auf dessen Diskretion er in solchen wichtigen Lebensfällen rechnen konnte, sonst aber Niemand. Nicht die Herzogin Louise, gegen welche selbst im Momente des Abschieds schweigen zu müssen, ihm „unaussprechliche Gewalt" kostete*), nicht die Herzogin Mutter, welche noch viele Wochen später an Merk schrieb, daß Goethe in Karlsbad sei und daß man ihn bald zurück erwarte: nicht die eigene Mutter, keiner der nächsten Freunde, und auch nicht die Geliebte seines Herzens.

---

*) Man lese Goethe's Brief aus Rom an die Herzogin Louise im Weimar's-Album zum Säcularfest der Buchdruckerkunst, S. 102.



Es war nicht Mangel an Vertrauen zu einer Frau, der er zehn Jahre lang alles Geheimste seines Wesens und Lebens, seines Denkens und Empfindens schriftlich und mündlich vertraut, und deren Verschwiegenheit er hundertfach erprobt hatte. Es war das Gefühl, daß er von ihr diesmal schwerlich Förderung, wohl aber einen Widerstand gegen sein Vorhaben erwarten mochte, dem er sich entweder nicht gewachsen fühlte, oder den er sich jedenfalls ersparen wollte.

In Italien geschah, was geschehen mußte, und es ist ein Glück, daß es geschah. Hier endlich fand er sich ganz wieder, und ganz die Erkenntniß seiner Bestimmung. Körperlich wie geistig war er überreizt und überspannt, als er aus Deutschland entfloh, und körperlich wie geistig fühlte er die Beruhigung dieses unnatürlichen, Siechthum-ähnlichen Zustandes mit dem ersten Athemzuge der Freiheit, der seine leiddurchwühlte Brust erquickte, als eine unendliche Wohlthat. Dies Gefühl ist es, das in seinen italienischen Tagebuchbriefen lebt und jedes Herz wohlthuend anhaucht. Er fühlte, daß er Ruhe, daß er Erfüllung, Natur, Sinnenthum bedürfe nach der odemversetzenden Feinheit jener spiritualistischen Luft, in der er seit vielen Jahren geathmet. Natur und Kunst, Menschenart, Himmel, Erde, Meer und Sonne des Südens mußten dazu kommen, um ihn zu heilen, ihn zu befreien, ihn zum Menschen, zum ganzen, vollen voll und naturwahr empfindenden Menschen, für ewig zu machen. Er war nie ein gläubiger Christ gewesen, trotz aller Askese, deren naturverleugendes Märtyrthum er Jahre lang getragen hatte; aber erst hier in Italien ward er der schönheitselige menschliche Heide, als der seine erhabene Gestalt hinüberragen wird in die fernsten Zeiten der Erfüllung. Wie Sieges-

jubel des Ueberwinders erklingt in seinen Briefen aus Italien das freudige Bekenntniß: „In Rom habe ich mich selbst zuerst gefunden, ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden," ein Bekenntniß, das er noch dreißig Jahre später stehen ließ, als er jene Briefe veröffentlichte. Hier „fühlte er die Gesundheit seiner Natur und ihre Ausbreitung;" — „meine Füße werden nur krank in engen Schuhen und ich sehe nichts, wenn man mich gegen eine Mauer stellt." Er war lange genug in engen Schuhen gestanden, um zu wissen, wo sie ihn drückten, und seine Freunde und besonders seine Freundin hätten aus solchen Worten schon lange vor seiner Rückkehr merken sollen, daß er in keiner Weise mehr Lust hatte, sich mit den Augen gegen eine Mauer stellen zu lassen. „So alt muß man werden," ruft er einmal aus, „um nur einen leidlichen Begriff von seinem Zustande zu haben! Es sind also die Schwaben nicht allein, die vierzig Jahre brauchen um klug zu werden!"

Aber nicht nur sein Geist befreite sich von den letzten Fesseln aller Tradition; auch sein Herz ward frei. Noch war er jung und in der Blüthe männlicher Vollkraft. Die Sinnlichkeit verlangte ihr gutes Recht, und es ward ihr gewährt, und die herrlichen römischen Elegien geben ein Zeugniß davon, an dessen unschuldiger Wahrhaftigkeit sich jedes gesunde Herz erfrischt fühlt. Die Entsagung, welche er der übersinnlichen Geliebten gelobt, und für die sie vielleicht, wie es scheint, ihm durch ein ähnliches Gelöbniß einen wahrlich geringen Ersatz gewährt hatte, war das erste, was in dem Lande naiver Menschlichkeit von ihm abfiel. Aber auch das tiefere Bedürfniß des Herzens fand nach und nach, daß auch außer der Freundin daheim noch andere Eindrücke, noch eine andere

geistige Befriedigung möglich seien. Es war jene Mailänderin, deren holde weibliche Anmuth ihn in Rom entzückte, deren Liebenswürdigkeit sein ganzes Herz gefangen nahm, und welche aufzugeben ihn nur die Entdeckung, daß sie bereits verlobt sei, bewog. Goethe's Liebe zu ihr war viel leidenschaftlicher, der Schmerz um ihren Verlust, wie die jetzt bekanntgemachten Briefe beweisen, viel tiefer, als es der ein Menschenalter später abgefaßte Bericht des Greises ahnen läßt, und doch gestand er selbst in jenen späten Jahren, „daß ihm das Bild dieser reinsten Neigung nie aus Sinn und Seele gekommen sei." Daß eine solche Liebe ihm damals möglich war, ist ein Beweis für seine wiedergefundene Gesundheit, für seine Wiederkehr zur Natur aus der Ueberspannung seiner letzten Weimarischen Periode.

Er kam zurück. Ein anderer als er gegangen, während seine Zurückgelassenen geblieben waren, wie er sie verlassen, vor allen Frau von Stein, die das Leben mit ihm so und da wieder fortzusetzen meinte, wo er es vor zwei Jahren gewaltsam abgebrochen hatte!

Die Kluft war unausfüllbar, sein Schmerz unsäglich. Niemand, als wer ähnliches durchlebt und durchlitten, vermag es, diesen Schmerz und die daraus hervorgehende Stimmung ganz nach- und auszufühlen.

Sein Herz blutete noch von der zwiefachen Trennung. Himmel und Erde, Sonne und Luft, Menschen und Verhältnisse des Nordens erschienen ihm unertragbar, wenn er sie mit denen verglich, die er verlassen. Seinen Freunden hatte er von Rom aus den ganzen Schmerz, den ihm die Trennung von Rom und Italien verursachte, in männlicher Schaam nicht offenbaren mögen.

Er hatte auf ihr Verständniß, auf ihr Mitgefühl gerechnet, und — er fand, daß er sich verrechnet hatte. Sie hatten erwartet, in dem Zurückgekehrten einen Beglückten, fröhlicher Heiterkeit über die wiedererreichte Heimath Hingegebenen, einen unterhaltenden Märchenerzähler zu finden; und sie fanden einen von tiefer Schwermuth Ergriffenen, dessen Seele die ferne, verlassene Heimath des Südens suchte, der die Zerrissenheit, ja die Verzweiflung seines Innersten nur mühsam verbarg. Lange Trennungen solcher Art sind nur da nicht gefährlich für früher altgewohnte Zustände und Verhältnisse, wo im Verlaufe der Abwesenheit keine wesentliche Entwicklung und Umgestaltung des Geschiedenen durch sie herbeigeführt wird. Wo aber das Gegentheil stattfindet, da tritt unabwendbar mit der Rückkehr eine Krisis ein, welche den früheren Verhältnissen und Verbindungen verderblich wird. In diesem Falle befand sich Goethe bei seiner Zurückkunft nach Weimar. Er selbst mochte sich in jener leicht begreiflichen Selbsttäuschung, der sich das Herz des Leidenden so gerne hingiebt, die Gefühle in der Ferne anders ausgemalt haben, mit denen er in der hellen Vollmondnacht des 18. Juni 1788 in die Enge des kleinen Weimar wieder einfuhr.

Und nun — in einer Stimmung und Lebenslage, wo er mehr wie je Ruhe und Einsamkeit zur Sammlung und Aufrichtung bedurft hätte, sah er sich von allen Seiten in das strudelnde Treiben des ihm schon lange sowenig sympathischen Hoflebens und der Hofgesellschaft gerissen. Herr Schöll beweis't aus den Hoffourierbüchern, daß Goethe vom Tage nach seiner Ankunft an Monate hindurch, mit kaum nennenswerthen Ausnahmen, täglich zu engeren und weiteren Hoftafeln und Hofgesellschaften bei den verschiedenen

Fürstlichkeiten befohlen wurde, die Stunden und Abende ungerechnet, wo ihn sonst noch sein Fürst oder die Fürstinnen in Beschlag nahmen. Kaum ein Augenblick der Sammlung durch Ruhe und Arbeit blieb ihm übrig. So gut gemeint das Bestreben sein mochte, den lang Entbehrten täglich um sich zu haben und zu genießen, so schwer empfand doch der zwei Jahre lang an vollkommenste Freiheit gewöhnte Dichter die Abhängigkeit seiner Zeit von Hof- und Hofgesellschaftsdienst. Und gerade das Gefühl, daß er kein Recht habe, sich den an ihn gemachten Ansprüchen zu entziehen, steigerte seinen Unmuth. „Das Fegefeuer ward immer gräulicher." Während er seinen Schmerz um das Verlorene hier unter erkünstelter Fröhlichkeit, dort unter steifem Ernste barg, ohne doch die schwergedrückte Stimmung ganz den Menschen entziehen zu können, suchte er der Gesellschaft, den alten Lebensgenossen gegenüber Befriedigung in begeisterten Mittheilungen seiner Erlebnisse in überströmenden Schilderungen des Landes und der Menschen, die er verlassen. Aber theils verstanden sie weder sein Entzücken, noch dessen Sprache, theils hörten sie aus diesen Ergüssen meist nur den Schmerz des Verlustes heraus, und sie empfanden ihrerseits diesen Schmerz des Zurückgekehrten, als eine Beleidigung ihrer selbst, der Zurückgebliebenen, als Undankbarkeit und Kälte, als Herz- und Theilnahmlosigkeit für seine Freunde*). Sie gaben ihm zu verstehen, es wäre besser gewesen, gar nicht, als so wieder zu kommen, während er selbst sich doch nur aus reinem „Pflichtgefühl", losgerissen hatte von einem Lande, nach dessen Verluste „er sich nie wieder glücklich gefühlt hat."

---

*) Goethe's Werke Th. 58., S. 115—116.

Das Alles mochte für die Freunde erklärlich, dieser Mangel an liebevollem Eingehen, an Verständniß für Goethe's Seelenzustand mochte bei Männern eher begreiflich und entschuldbar sein. Nicht so bei einem liebenden Weibe, bei einer Frau, der dieser Mann sein ganzes Selbst geschenkt, der er sich zehn Jahre lang in unendlicher Selbstverleugnung mit seinem ganzen Sein hingegeben, sich allen ihren Wünschen und Bestimmungen wie heiligen Gesetzen und unzerbrechlichen Schranken gefügt hatte. Jetzt war es für sie Zeit zu beweisen, ob ihre Liebe der seinen gleich kam, ob sie so viel Liebe und Hingebung verdient hatte. Jetzt konnte sie zeigen, ob sie ihm in seiner peinlichen Noth mehr sein, ihm mehr Theilnahme und Selbstverläugung zu bewähren, mehr Verständniß entgegen zu bringen fähig war, als die übrigen Freunde. Die Zeit der Prüfung in der Liebe, welche auf dem diamantenen Grunde der Selbstlosigkeit und Aufopferungsfähigkeit ruht, war für sie gekommen. Der Geliebte hatte sie bestanden über zehn Jahre lang; Frau von Stein bestand sie nicht.

Nicht liebevoll schonend und tragend kam sie ihm entgegen, sondern fordernd und Ansprüche machend, verstimmt, beleidigt, daß er nicht gekommen wie er gegangen, als derselbe schmachtende Anbetende. Schon während Goethe noch in Rom weilte, hatte sie sich über seine „Kälte" gegen die Freunde in der Heimath beklagt. Goethe's Mutter hatte sie darüber in einem Briefe an den jungen Stein indirekt zurechtgewiesen. „Daß mein Sohn gegen seine Freunde kalt geworden ist, schrieb sie an den jungen Stein am 22. Februar 1788, das glaube ich nicht. Aber stellen Sie Sich an seinen Platz, in eine ganz neue Welt versetzt, in eine Welt, wo er von Kindheit an mit ganzem Herzen und ganzer Seele da-

ran hing — und den Genuß, den er nun davon hat. Ein Hungriger, der lange gefastet hat, wird an einer gut besetzten Tafel, bis sein Hunger gestillt ist, weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte denken, und Niemand wird's ihm verargen können." Diese an den Sohn geschriebene, aber offenbar für dessen Mutter bestimmte Ermahnung der alten Frau Rath zu Geduld und Schonung, fand jedoch bei Frau von Stein keinen Eingang.

Jetzt bei des Freundes Rückkehr entlud sich ihre Mißstimmung gegen ihn selber. Seine vertrauenden Mittheilungen über die Schicksale seines Herzens wies sie mit unfreundlicher Eifersucht zurück, jeden Versuch der Verständigung und Vermittelung behandelte sie mit beleidigter Gereiztheit und vorwerfender Kälte. Es sollte Alles so sein wie früher, oder gar nicht sein; ganz im Sinne jenes sint ut sunt, aut non sint. Es war hier eben die gewöhnliche Frauen- oder überhaupt Menschennatur, die auch bei den naturnothwendigsten Wandlungen, sobald ihr Herzensegoismus in's Spiel kommt, über das: „es hätte aber nicht anders werden sollen," unter keinen Umständen hinaus kann, und durch keine Motivirung darüber hinwegzubringen ist, daß es eben nicht mehr so sein kann.

Darauf hatte Goethe nicht gerechnet. Schwerer als alles andere ward ihm die Einsicht in einen so lang gehegten, so tiefgewurzelten Irrthum seines Lebens, die Einsicht, daß er sich in seinem Glauben an Charlotte von Stein's Charaktergröße getäuscht. Vier Wochen nach seiner Rückkehr verlangte sie von ihm eine ruhige Unterredung. Er begleitet seine schriftliche Zusage mit den bittenden Worten: Gern will ich Alles hören, was Du mir zu sagen hast, ich muß nur bitten, daß Du es nicht zu genau mit

meinem jetzt so zerstreuten, ich will nicht sagen, zerissenen Wesen nehmest. Dir darf ich wohl sagen, daß mein Inneres nicht ist, wie mein Aeußeres." Daß er ihr dies erst sagen mußte zeigt wohl am deutlichsten, wie traurig es hier um den Scharfblick jener wahren Liebe stand, die noch immer über das Leid des Geliebten das eigene vergessen hat. Zwei Tage später wünscht er der auf ihr Gut reisenden Freundin, daß ihr die Einsamkeit ihres stillen Schlosses wohl thun, und sie gesunden lassen möge. „Ich will so fortleben wie ich kann, obgleich es eine sonderbare Aufgabe ist." Er wendet sich, sobald nur irgend ihm ein Tag der Muße gestattet ist, zurück zu der errettenden Arbeit, schließt den Tasso ab, und mit ihm und andern Sachen den achten Band seiner Schriften, freilich oft unterbrochen durch die geselligen Ansprüche seines fürstlichen Freundes an seine Zeit, und darüber zuweilen in Verzweiflung (S. 306). So unglücklich fühlte er sich, daß er ernstlich daran dachte, sich ganz auf sich zurückzuziehen und „seine Einsamkeit wieder zu gewinnen, um sie nie wieder zu verlassen" (S. 307), und daß er an seinen Freund Meyer nach Rom schrieb: sein eifrigster Wunsch sei, ihn dort wieder zu finden. In Weimar glaubte man damals längere Zeit fast allgemein, daß er sich gänzlich loslösen und wieder nach Italien zurückkehren werde.

Mit der Freundin hatte er jetzt wie es schien, die Rollen gewechselt. Während er früher, um Herrn Schöll's Worte zu brauchen, von ihr so „kurz gehalten" wurde, daß sie ihm oft die dringend erbetene Erlaubniß eines Besuchs auf ihrem Landsitze aus gesellschaftlichen Rücksichten abschlug, mußte sie jetzt seinerseits eine Einladung dorthin von ihm abgelehnt sehen. „Ich fürchte mich dergestalt vor Himmel und Erde (schreibt er am 31. August 1788),

daß ich schwerlich zu Dir kommen kann. Die Witterung macht mich ganz unglücklich, und ich befinde mich nirgends wohl, als in meinem Stübchen, da wird ein Kaminfeuer angemacht und es mag regnen wie es will." Dann bemerkt er, ihre Klagen und Vorwürfe beantwortend: „es wird sich alles geben und auflösen, man muß nur sich und den Verhältnissen Zeit lassen."

Aber gerade dies scheint es gewesen zu sein, was die in ihren Ansprüchen sich gekränkt fühlende Freundin weder konnte noch wollte. Und Goethe seines Theils konnte und wollte nicht Klagen und Verlangnisse anhören und beantworten, die er bereits genugsam angehört und beantwortet hatte. Statt dessen bittet er in einem spätern Briefe: „laß uns freundlich Leid und Freude verbinden, damit die wenigen Lebenstage genossen werden." Seine ertragende Geduld und Sanftmuth war eben so groß, als der Mangel an beiden bei der auf's Höchste erregten Freundin. „Wenn Du es hören magst," schreibt er in einem Briefe, den ich ohne Bedenken in das Jahr 1788 und zwar bald nach jener Unterredung am 21. Juli datire, wohin derselbe nach aller Wahrscheinlichkeit gehört — „wenn Du es hören magst, so mag ich Dir gerne sagen, daß Deine Vorwürfe, wenn sie mir auch im Augenblicke empfindlich sind, keinen Verdruß und Groll im Herzen zurücklassen. Auch sie weiß ich zurechtzulegen, und wenn Du manches an mir dulden mußt, so ist es billig, daß ich auch wieder von Dir leide. Es ist auch so viel besser, daß man freundlich abrechnet, als daß man sich immer einander anähnlichen will, und wenn das nicht reussirt, einander aus dem Wege geht. Mit Dir kann ich am wenigsten rechten, weil ich bei jeder Rechnung Dein Schuldner bleibe. Wenn wir übrigens bedenken, wie viel man

an allen Menschen zu tragen hat, so werden wir ja noch, Liebe, einander nachsehen. Lebe wohl und liebe — mich. Gelegentlich sollst Du wieder etwas von den schönen Geheimnissen hören."

Diese „schönen Geheimnisse" waren seine römischen Herzensgeheimnisse, durch deren Mittheilung an die Freundin er tröstliche Erleichterung suchte. Sie wurde ihm nicht. Sein Vertrauen ward schonungslos unfreundlich zurückgewiesen. Die Behandlung die er erfuhr, die Ansprüche, welche er erhoben, die Vorwürfe, mit denen er sich von der gekränkten Fraueneitelkeit überschüttet sah, die ganze Art und Weise, mit der auch Frau von Stein, „statt ihn zu trösten und wieder an sich zu ziehen, ihn zur Verzweiflung brachte,"*) empörten zuletzt seinen männlichen Stolz, und schlugen Funken aus dem in Italien wiedergewonnen Stahle seiner Natur. Den Prätensionen einer Frau gegenüber, die sein Weib nicht werden konnte oder es aus falschem Pietätsbegriffe nicht hatte werden wollen, und die dennoch dem sieben Jahre jüngeren Manne den Wunsch nach häuslicher Existenz an der Seite eines Wesens, das ihm für freundliche Neigung Genuß und Liebe gewährte, als ein Verbrechen behandelte, ermannte er sich endlich zu der Wahrhaftigkeit, welche Natur und Vernunft forderten. Aber er that es mit schonender Gelassenheit. Frau von Stein hatte ihm geschrieben, daß ihre Freundschaft für ihn unverträglich sei mit dem von ihm geknüpften häuslichen Verhältnisse, auf das ich weiterhin zurückkommen werde.

„Ich danke Dir," schreibt er am 1. Juni 1789, „für den Brief, den Du mir zurückließest, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weise betrübt hat. Ich zauderte, darauf zu antworten,

---

Werke Bd. 58. S. 115.

weil es in solchem Falle schwer ist, aufrichtig zu sein und nicht zu verletzen."

„Wie sehr ich Dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen (ihren Sohn, den er ganz erzogen hatte) kenne, habe ich durch meine Rückkehr aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort; Herder ging hin, und da ich nicht voraussah, dem Erbprinzen etwas sein zu können, hatte ich kaum etwas anderes im Sinne als Dich und Fritzen."

„Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen. Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen."

„Leider warst Du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig: daß die Art wie Du mich empfingst, wie mich andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herdern, und die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihrentwillen gekommen war, und mußte mir in demselben Augenblicke hartnäckig wiederholen lassen: ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Theil an den Menschen u. s. w. Und das Alles, ehe von einem Verhältniß die Rede sein konnte, das Dich so sehr zu kränken scheint.

Und welch ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?

Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der mir näher ist, ob ich untheilnehmender, weniger mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin als vorher? Ob ich nicht ihnen und der Gesellschaft vielmehr erst recht angehöre. Und es müßte durch ein Wunder

geschehen, wenn ich allein zu Dir das beste, innigste Verhältniß verloren haben sollte! Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da ist, wenn ich Dich einmal gestimmt fand, mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen."

„Aber das gestehe ich gern: die Art, wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen, wenn ich mittheilend war, hast Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, hast Du mich der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast Du kontrollirt, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt und mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorsätzlicher Laune von Dir stießest."

„Ich möchte gern noch Manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemüthsverfassung eher beleidigen als versöhnen könnte. Unglücklicherweise hast Du schon lange meinen Rath in Absicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die Deiner Gesundheit höchst schädlich ist. Es ist nicht genug, daß es schon schwer hält, manche Eindrücke moralisch zu überwinden, Du verstärkst die hypochondrische quälende Kraft durch ein physisches Mittel, dessen Schädlichkeit Du eine Zeit lang wohl eingesehen, und das Du, aus Liebe zu mir, eine Weile vermieden und Dich wohl befunden hattest. Möge Dir die Cur, die Reise recht wohl bekommen. Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf, daß Du mich wieder erkennen werdest." —

Der Herausgeber dieser Briefe hat in jener diätetischen Bemerkung über den Einfluß des Kaffees „die höchste Schwäche der Goethe'schen Rechtfertigung" und zugleich das für die Empfängerin

des Briefes Verletzendste gefunden. Ein Unbefangener findet darin schwerlich etwas anderes als denselben Goethe, der sein Leben lang wohl wußte, in wie engem Zusammenhange Gefühl und geistige Stimmung mit der Lebensweise des Menschen, die geistigen Funktionen des menschlichen Organismus mit seiner materiellen Ernährung stehe, und der unter anderm und neben der moralischen Kraft zur Ueberwindung einer krankhaften Stimmung, die er von der Freundin forderte, diese krankhafte Stimmung nicht durch eine ungesunde Lebensdiät noch erhöht sehen wollte. Auch steht die Herrn Schöll in diesem Briefe so mißfällige Warnung vor dem Kaffeegenusse durchaus nicht vereinzelt da. Goethe hatte dieselbe der Geliebten schon früher, zu einer Zeit wo beider Verhältniß in der höchsten Blüte stand, an das Herz gelegt, und zwar, wie aus seinen Briefen vom 31. August 1777 und vom 25. März 1783 hervorgeht, mit gutem Erfolge. Ja wir finden seine diätetische Abneigung gegen den Kaffee selbst an andern Orten, wie z. B. in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" ausgesprochen.*)

Diesem Briefe folgt acht Tage später noch ein letzter. Die Stein hatte auf ihrer Badereise Goethe's Mutter in Frankfurt besucht. Er dankt ihr dafür. Er gesteht, „daß ihm nicht leicht ein Blatt saurer zu schreiben geworden, als der letzte Brief an sie, und daß ihr derselbe wahrscheinlich eben so unangenehm gewesen zu lesen, als ihm zu schreiben." „Indeß, setzt er hinzu, ist doch wenigstens die Lippe geöffnet, und ich wünsche, daß wir sie nie wieder gegeneinander schließen mögen.

„Ich habe kein größeres Glück gekannt, als das Vertrauen gegen

*) Werke (Ausg. letzter Hand) XIX, S. 299.

Dich, das von jeher unbegränzt war; sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein anderer Mensch, und muß in der Folge mich noch mehr verändern." Aber er nimmt kein Wort von dem im vorigen Briefe gesagten zurück, so sehr ihm daran liegt, die Freundin sich wiederzugewinnen. Er erklärt, daß er sich wieder in seine Weimarischen Verhältnisse gefunden und daß er hoffe, darin auszuhalten, obschon so Vieles sich verbinde, ihm diesen Entschluß und diese Hoffnung zu stören. Die Rauheit des Klimas, das ihn früher oder später zu manchem Guten untüchtig machen werde; die wachsende Neigung des Herzogs zum Soldatenwesen, wodurch er, der sich so gern ein „Kind des Friedens" nannte, alle seine Plane einer ihm gemäßen Lebenswirksamkeit für Künste des Friedens und der Bildung beeinträchtigt und gefährdet, und „alles inkonsistent und folgenlos werden" sah; das allgemeine Unbehagen endlich, das sich dadurch und durch andere Kombinationen über alle Personen und Zustände Weimars verbreitet hatte.

Aber wie rührend klingt es, wenn er dann auf sein häusliches Verhältniß, „das ihr so sehr zuwider sei," zurückkehrend sagt: „Schenke mir Dein Vertrauen wieder, sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkte an, erlaube mir, Dir ein gelassenes wahres Wort darüber zu sagen, und ich kann hoffen, es soll sich alles zwischen uns rein und gut herstellen."

Sie that es nicht. Sie konnte es nicht ertragen, daß derjenige, der sich so viele Jahre lang in Demuth ihr überall untergeordnet hatte (er, der Titan!), sich jetzt auf seine eignen Füße stellte; und ihre Leidenschaftlichkeit ließ sie übersehen, daß er jetzt, und zwar mit viel größerem Rechte, nichts anderes von ihr forderte, als was er selbst ihr geleistet, er, der es über zehn Jahre

lang hatte ertragen müssen: das Weib, das er liebte und dessen Seele ihm eigen war, körperlich als eines andern Besitz zu sehen. Uneigennütziger hat nie ein Mann geliebt, als er der von sich sagen durfte: „Uneigennützig zu sein in Allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung*).“

Den Leuten aber, welche hier sich auf die Seite der Prätension und Unnatur stellen, und welche einen Goethe in diesen seinen letzten Briefen der Unwahrheit und Unredlichkeit bezüchtigen, und sein sittlich erhabenes Andenken mit dem pathetischen Ausrufe verunglimpfen: „So schlecht bestand Goethe in der Freundschaft zu derselben Zeit, wo er als Dichter der Elegien die deutsche Bildung und Sprache zu einer unvergleichlichen Naturreife und Schönheit hob!“ — diesen Leuten, die nicht einmal sehen, daß sie mit dem Nachsatze jenes Verdammungsausrufes dem Vordersatze desselben den Kopf abschneiden, ihnen thut es noth, daß man inmitten der Heuchelei und sittlichen Unwahrheit der Welt ihnen zurufe: Da ist ein gesunder Mann, der ein Weib und eine Häuslichkeit am eigenen Heerde mit ihm bedarf. Und da Frau von Stein, dies nicht werden kann oder nicht werden will, und da er mit seiner Liebe zu fest in ihr verwachsen war, um einer andern Liebe zu bedürfen, oder einer andern jene Liebe geben zu können, so nimmt er, was ihm übrig bleibt, ein Weib, das keine weitern Ansprüche an ihn macht, als solche, welche sie selbst gewähren kann, und dessen anspruchslose hingebende Liebe sich mit seiner ruhigen Neigung begnügt, während sie ihm gern gestattet, für das tiefere

*) Werke Bd. 26. S. 291.

geistige Bedürfniß seines Wesens außer ihr Verständniß und Genüge zu suchen. So steht die Sache, und es giebt nur einen Fall, in welchem Frau von Stein hier Einspruch thun konnte, nämlich sobald sie entschlossen war, dem Geliebten ihre Hand zu reichen. Da hiervon nichts verlautet, erscheint ihr Verhalten als das was es ist: als kleinliche Eifersucht einer Frau, die es nicht ertragen konnte, den aus Italien heimgekehrten Herkules nicht mehr am Spinnrocken der abstrakten Liebessehnsucht in alle Ewigkeit weiter fort spinnen zu sehen*). —

Die hochmüthige Prätension, welche sich in dem Verhalten dieser Frau bei der Rückkehr Goethe's offenbart, wird noch auffallender und unangemessener, wenn man gewisse äußere Umstände in Betracht zieht.

Frau von Stein war bedeutend älter als Goethe. Sie war um die Zeit von Goethe's Rückkehr den Fünfzigen nahe, während Goethe noch nicht das vierzigste Jahr erreicht hatte. Sie war nie schön gewesen, aber man wird nicht Unrecht thun, wenn man sie sich matronenhaft denkt zu einer Zeit, wo Goethe selbst, durch Freiheit und Naturleben des Südens neu gestärkt, in der Fülle seiner Apollinischen Schönheit und Kraft erschien. Als eine Frau von fünfunddreißig Jahren war sie zuerst dem Siebenundzwanzigjährigen entgegengetreten, als eine Frau, die seit zwölf Jahren Gattin und bereits Mutter von sieben Kindern war. Dies Alles gab ihr, der welt-

*) Man vergleiche Goethe's Werke Bd. 49. S. 82.

erfahrenen und weltgewandten adligen Hofdame, über den jugendlichen in der ihn hier umgebenden neuen Welt unheimischen, bürgerlichen Geliebten ein ungeheures Uebergewicht, und sie war Egoistin genug, es voll zu benutzen. Was man überhaupt nie genug in Anschlag gebracht hat, wenn man Goethe's Wesen und die Entwickelung desselben beurtheilte, das ist der Einfluß, den die Liebe zu einer bedeutend älteren, verheiratheten, als Hofdame durch Lebenserfahrung, Stellung, Rang und Verhältnisse lebenssichern Frau auf den jugendlichen Goethe ausüben mußte. Er wurde dadurch mit 27 Jahren in gewissem Sinne Hausvater, wie er fast eben so früh Minister wurde. Er berieth ihre verwickelten Familien- und Geldverhältnisse, übernahm freiwillig die Erziehung und Bildung eines ihrer Knaben im vollen Umfange des Worts, und wurde so in einen Kreis von Sorgen und Pflichten hineingezogen, welche die Ausgelassenheit und den genialen Schwung der Jugend schnell von ihm abstreifen mußten, wenn auch nicht schon ohnehin die immer in solchen Fällen eintretende Nothwendigkeit: den Unterschied der Jahre durch männliche Frühreife vergessen zu machen, das ihrige gethan hätte. Die ältere Frau bleibt geistig jung durch den jüngeren Geliebten, der durch sie altert oder wenigstens äußerlich den Formen und Gewohnheiten der Jugend entrückt wird.

Daß Goethe den jungen Stein zu sich nahm, unterrichtete und erzog, war keine sentimentale Grille, sondern ein sehr ernster Freundschaftsdienst. Der Mann, um dessentwillen Frau von Stein die Hand eines Goethe verschmähte, war eine im hohen Grade unbedeutende, durchaus subalterne Natur, zu dem die begabte Frau nicht das geringste geistige Verhältniß hatte. Auch beküm-

merte er sich um Frau und Kinder so gut wie gar nicht. Der eigne Sohn, eben jener Friedrich von Stein, den Goethe erzogen hat, sagt von ihm, daß außer seinem Hofdienst auch sein Hang zur Gesellschaft ihn der Familie und dem eignen Hause völlig entfremdete, obschon Frau von Stein in demselben die anmuthigste Gesellschaft um sich versammelte, und „daß seine Kinder ihn eigentlich gar nicht zu sehen bekamen, da er Mittags bei Hofe speis'te und Abends fast immer in Gesellschaft war." Er war ein guter Hofstallmeister, besaß ein schönes Aeußere und „im hohen Grade den Ton der feinen Welt." Nebenbei hatte er einen religiös-pietistischen Hang, der sich später bis zur Gemüthskrankheit steigerte. Unter solchen Umständen war es ein großes Glück, daß der Sohn dieses Mannes in Goethe einen zweiten Vater fand, an den er sich denn auch fast noch mehr als an die eigne Mutter mit voller Kindesliebe anschloß. Noch als Mann gestand er, daß er Goethe seine ganze Jugenderziehung verdanke, die ein Muster ihrer Art gewesen sei. Mehrere Jahre lang, bis zur italienischen Reise, lebte er sogar bei Goethe in dessen Hause, der ihn vollständig, sogar im Schreiben unterrichtete, ihn auf Reisen mitnahm, getrennt von ihm stets in schriftlichem Verkehr mit dem Knaben blieb, an den er sogar aus Italien die liebenswürdigsten Briefe schrieb, und zu dem er auch nach dem Bruche mit der Mutter das liebevoll sorgende Verhältniß des Pflegevaters fortsetzte, seine Studien leitete, seine Staatsdienstlaufbahn thätig förderte, und ihm und der Mutter hierin überall mit Rath und That zur Seite blieb. Schon der Hinblick auf dieses Verhältniß hätte die Frau von Stein mildern Sinnes gegen Goethe stimmen sollen, und es macht einen eignen Eindruck, wenn sie nach solchen Vorgängen und unter sol=

chen Umständen, in einem Briefe an ihren Sohn vom Jahre 1801, den Pflegevater, Erzieher und Förderer desselben, bei Gelegenheit von dessen lebensgefährlicher Krankheit, die sie dem Sohne meldet, nur als „unseren ehemaligen Freund Goethe" bezeichnet. „Ich wußte nicht, daß unser ehemaliger Freund Goethe mir noch so theuer wäre, daß eine schwere Krankheit, an der er seit neun Tagen liegt, mich so innig ergreifen würde." Dann beschreibt sie die Krankheit, und fährt fort: „entweder meldet Dir mein Brief seine Besserung oder seinen Tod, eh' laß ich ihn nicht abgehen." In demselben Briefe berichtet sie, daß Goethe's eilfjähriger Sohn August während der Krankheit des Vaters seine Zuflucht zu ihr genommen: „Der arme Jung dauert mich, er war entsetzlich betrübt, aber er ist schon gewohnt, sein Leiden zu vertrinken; neulich hat er in einem Club von der Classe seiner Mutter 17 Gläser Champagnerwein getrunken, und ich hatte alle Mühe, ihn bei mir vom Wein abzuhalten." — Ich weiß nicht, wie Andere diese Aeußerung berührt, aber mich überläuft es kalt bei diesem kahlen: „der arme Jung dauert mich," aus dem der Haß gegen die Mutter des Kindes so unverstellt hervorblickt. Wie anders empfindet da Goethe. Er hatte ihr wiederholt sein Kind empfohlen und an's Herz gelegt: „Erlauben Sie auch ferner meinem armen Jungen (schreibt er den 7. Sept. 1796), daß er sich Ihrer Gegenwart erfreuen und an Ihrem Anblicke bilden dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung daran denken, daß Sie ihm so wohl wollen." In demselben Briefe, in welchem er ihr meldete, daß er eine wichtige Entscheidung des Herzogs für ihres Sohnes Lebensgeschick glücklich vermittelt, empfindet sein Herz es als eine Wohlthat, daß sie es über sich bringt, sein eignes Kind nur zu-

weilen eine Stunde in ihrer Nähe zu dulden! In einem andern Briefe schreibt Frau von Stein von dem fünfzehnjährigen Knaben Goethe's: „Der Bube kommt mir auch vor, als könne er nicht lange leben, gebe der Himmel, daß er nicht vor ihm (Goethe'n) stirbt."

Dagegen für die Mutter des Knaben empfand sie nie etwas anderes, als tiefe, hassende Verachtung, die ihrer eben so unwürdig als ungerecht war. Vergeblich mahnte selbst Herder zum Frieden, als am 25. December 1789 Goethe's Sohn am Christfeste, dem Geburtstage der Frau von Stein, geboren wurde. Es half nichts. Zwar ist bisher, außer einigen kurzen Billetten an ihren Sohn, auch nicht ein einziges Blatt von den Briefen der Frau von Stein veröffentlicht worden. Die Ungerechtigkeit, welche darin liegt, von einem geheimsten Verhältnisse nur die eine Hälfte bloszulegen, und die andere vollständig zu verhüllen, scheint man bisher nicht empfunden zu haben. Indessen hat sie nur zu neuer Verherrlichung Goethe's gereicht. Wenn man aber mit gleicher Offenheit gegen die andere Seite verfahren, und ebenso, wie die Goethe'schen Briefe, auch die Briefe der Frau von Stein an Goethe und andere Freunde, besonders die nach dem Jahre des Bruchs geschriebenen, der Welt mittheilen wollte, — so würde aller Wahrscheinlichkeit nach nicht das gleiche Resultat für die von manchen Seiten kanonisirte Heilige gewonnen werden. Schon jetzt sehen wir genug, um auch in ihr „zwei Naturen" zu erkennen, wie sie deren zwei in Goethe gefunden zu haben meinte. Nicht ihre edle Natur erscheint in jenem leidenschaftlichen Hasse, mit dem sie ein Verhältniß verfolgt, das sie in andern Regionen so gut zu übertragen verstand; in der höhnenden Verachtung, mit der sie die gehaßte

Nebenbuhlerin immer nur als „die Person,“ „seine Demoiselle,“ „seine Maitresse“ bezeichnet, ihr das entwürdigende Laster des Trunks, ja das entsetzliche Verbrechen der Verleitung des eignen Kindes zu jenem Laster nachredet! und das Alles in Briefen an ihren Sohn, der in Goethe seinen geistigen Vater ehren und lieben mußte!

Wenn man alle diese Aeußerungen Charlotten's zusammennimmt, erhält man das, freilich allen Verfechtern des reinen Platonismus in dem Verhältnisse der Frau von Stein zu Goethe sehr unliebsame, aber doch darum nicht weniger wahre Resultat: daß so nur eine Frau fühlen und —sprechen konnte, die dem Manne, dem sie seine „Untreue“ so leidenschaftlich vorwarf, nicht eine nur platonische Herzensfreundin gewesen war — ein Resultat wofür denn auch aus dem Briefwechsel selbst der überzeugende Nachweis sich führen läßt und geführt worden ist.*) Die eigentliche Hauptlücke in dem Verhältnisse zwischen Goethe und seiner von ihm abgefallenen Freundin, fällt in die Jahre von 1790—1793. Zu Ende des letzteren starb endlich, gemüthskrank und schwachsinnig, der Gatte der Frau von Stein. Von da ab finden wir in den Briefen Goethe's an den jungen Stein Spuren einer erneuten Annährung. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, daß der Wittwe jetzt die Möglichkeit einer Verheirathung mit Goethe nahe treten mochte, wenn sich derselbe dazu entschloß, seine freie Ehe, der des Priesters Segen fehlte, zu lösen. Sie mochte vielleicht darauf sogar sicher gerechnet haben. Wenigstens wäre das Gegentheil eben so wundersam, als jene Ansicht und Hoffnung durchaus natürlich. Daß aber

*) So z. B. von Edm. Hoefer: Hausblätter 1861 Heft X und XI.

Goethe, der seine geistigen Bedürfnisse persönlichen Freundschaftsverkehrs durch die innigere Verbindung mit Schiller, durch das lebendige Verhältniß zu Herder, Zelter, Heinrich Meyer, F. A. Wolf und Humboldt, durch den Zusammenhang mit Jena, das damals in seiner höchsten Blüthe stand, gerade während dieser Periode überreich befriedigt sah, — daß Goethe damals nicht mehr den Verlust seines alten Verhältnisses zur Frau von Stein als eine unausgefüllte Lücke empfinden konnte, ist eben so gewiß, als daß es ihm unmöglich war, ein Weib zu verstoßen, das er selbst gewählt, und das dem Vater ihrer Kinder mit herzlicher, anspruchsloser Neigung anhing, während es dem großen Genius sich in Demuth und Bescheidenheit unterordnete. Aber das Schlimmste geschah, das Schlimmste im Sinne der Frau von Stein: Goethe erhob, nicht aus zufälliger Laune, sondern nach lang und reiflich bedachtem Entschlusse, die Mutter seines Sohnes zur Frau Geheimräthin von Goethe! Die Art, wie Frau von Stein dies Ereigniß mitten aus dem Entsetzen des ungeheuersten Kriegselends, das um jene Zeit über Weimar und auch über ihr Haus zerstörend eingebrochen war, ihrem Sohne meldet, ist bezeichnend: „Goethe hat nichts verloren. Während der Plünderung*) hat er sich mit seiner Maitresse öffentlich in der Kirche trauen lassen. Dies war die letzte hiesige kirchliche Handlung, denn alle unsere Kirchen sind nun Lazarethe und Magazine."

Schon vorher hatte sie ihrem Unwillen über jenes Verhältniß in kleinlicher Weise Luft gemacht. Die Herzogin Louise, mit der sie in vertrautem Verkehre lebte, sah sich, wie uns Herr Schöll

*) Dies ist unrichtig.

meldet, oft genöthigt, bei solchen Gelegenheiten Goethe gegen ihre Anspielungen in Schutz zu nehmen. Goethe selbst hatte derartiges Verletzende und Beleidigende in einer Weise von ihr zu ertragen, daß er oft seine Geduld auf die härtesten Proben gestellt sah, und mehr als einmal nahe daran war, den wieder angeknüpften geselligen Verkehr für immer abzubrechen. Als er seine Stella umarbeitete (1806), schrieb Frau von Stein ihrem Sohne mit unverhehlter Bitterkeit: „Neulich wurde seine alte Stella gegeben, er hat aus dem Drama eine Tragödie gemacht. Es fand aber keinen Beifall. Fernando erschießt sich, und mit dem Betrüger kann man kein Mitleid haben. Besser wäre es gewesen, er hätte Stella sterben lassen, doch nahm er mir's sehr übel, als ich dies sagte.“ Man sieht, die Rollen sind seit der Zeit, wo ihr Goethe schrieb: „besser wäre es gewesen, wenn sich der Verfasser des Werther nach Vollendung des Werks erschossen hätte,*)“ vollständig gewechselt. Dazu kam, daß Goethe seit der Wiederanknüpfung des Verhältnisses auch an die Freundin seine meisten Briefe nicht mehr eigenhändig schrieb, sondern seinen Sekretairen diktirte. „Weil er alle Briefe nur diktirt,“ so klagt Frau von Stein ihrem Sohne (1808), „so kann er doch nie ganz offen sein.“ Aber auch in den eigenhändig geschriebenen Briefen kehrt das vieljährige Du nie mehr zurück.

Indessen gestaltete sich nach und nach, besonders durch Goethe's liebevolle Langmuth, ein anständiges freundlich geselliges Verhältniß auf gegenseitige Lebenstheilnahme gegründet, das am Ende eine Nothwendigkeit war zwischen zwei gebildeten Menschen, die

*) S. oben S. 108.

schon um der Stellung willen, die sie zum Hofe und zur Gesellschaft einnahmen, unmöglich als verfeindete und einander ausschließende an einem so kleinen Orte leben konnten. Schon 1804 meldet sie dem Sohne, daß sie regelmäßig alle Donnerstage zu Goethe auf den Genuß seiner Kunstsammlungen geladen sei, „wobei sie sich“ wie sie seltsam genug hinzusetzt „immer noch eine Dame mitnehme!“ Später finden wir, daß Goethe ihr Briefe seines Sohnes mittheilt und mittheilen läßt, sie mit seinen neuesten Werken unterhält, Geldsachen und anderes für sie besorgt; und auch die alte Freundin wird nach und nach etwas milder und versöhnlicher. Im Jahre 1810 darf er sie schon bitten, in seiner Abwesenheit „den Seinigen, die er länger als billig allein lasse, etwas Liebes zu thun;“ während sie den zur Universität gehenden Sohn des Freundes beschenkt, und auch dem Freunde selbst Arbeiten ihrer Hand verehrt. Und so verlaufen denn die letzten gemeinsam verlebten Jahre in friedlich theilnehmendem Zusammenhange.

Frau von Stein starb den 6. Januar 1827, nach vollendetem fünfundachtzigsten Lebensjahre. Vor ihrem Tode ließ sie sich ihre eignen, an Goethe gerichteten Briefe zurückgeben, und vernichtete dieselben mit einer Anzahl handschriftlicher Gedichte von Goethe, indem sie beides trotz der Bitten einer Freundin den Flammen übergab. Wir wissen nicht, wie Goethe dies empfunden hat, der groß genug dachte, das Verlangen der Rückgabe ihrer Briefe nicht durch ein gleiches in Betreff der seinigen zu erwiedern. Aber das wissen wir, daß ihn dieser Tod ruhig ließ, und daß keine Zeile, wie die tiefempfundenen auf den Tod seiner Gattin, jenen Todestag bezeichnete. Vielmehr lesen wir in dem Briefe, welchen er zwei Tage später, am Begräbnißtage der Frau von Stein, an

Zelter schrieb: „Ich kann dagegen vertrauen, daß es mir diese Tage her, sehr wohl gegangen ist, indem Herr von Humboldt länger, als ich erwarten durfte, bei uns verweilte, und Gelegenheit gab, eine vieljährige Lücke vertraulicher Unterhaltung auf das Allerschönste auszufüllen. Mancherlei anderes Gute will ich nicht artikuliren." —

Sie hatte verordnet, daß man ihren Sarg nicht an Goethe's Hause vorübertragen möchte, weil es ihn angreifen könne. Ihre Anweisung ward nicht befolgt, und Goethe's Verhalten zeigt, daß jene Vorsorge überflüssig war. In seinem Herzen war die leidenvolle Leidenschaft für diese Frau längst begraben, und der Tod mußte ihm in mehr als einem Sinne hier als verklärender Befreier erscheinen.

Unser Urtheil aber über Frau von Stein's Verhalten gegen Goethe faßt sich zusammen in dem Worte des großen englischen Menschenkenners, welches wir diesem Abschnitte als Motto vorgesetzt haben.

Christiane Goethe.

„Viele der Veilchen zusammen geknüpft, das Sträußchen erscheint
Erst als Blume; Du bist, häusliches Mädchen, gemeint.“ *)

„Aus Italien dem formreichen, war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heiteren Himmel mit einem düstern zu vertauschen. Die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entferntere, kaum bekannte Gegenstände, mein Leiden, meine Klagen über das Verlorne schien sie zu beleidigen; ich vermißte jede Theilnahme, niemand verstand meine Sprache. In diesen peinlichen Zustand wußte ich mich nicht zu finden, die Entbehrung war zu groß, an welche sich der äußere Sinn gewöhnen sollte, der Geist erwachte sonach und suchte sich schadlos zu halten.“

Mit diesen Worten schilderte Goethe der Greis, über ein Menschenalter später, jene unglücklichste Zeit seines Lebens, zu

*) Dies Distichon mit der Ueberschrift C. G. (Christiane Goethe) richtete Goethe an sie in den Votivtafeln im Jahre 1796. S. Boas Xenienkampf I., S. 278.



deren Betrachtung ihn der Rückblick auf die Geschichte seiner botanischen Studien gelenkt hatte.*)

Von menschlicher Theilnahme verlassen, suchte und fand er Trost und Zuflucht bei der allheilenden Natur. Er sammelte die Resultate seiner botanischen Studien in einer Schrift „über die Metamorphose der Pflanzen," während er seine Naturauffassung zugleich zu einer der schönsten seiner Elegien gestaltete. Mit beiden erging es ihm schlecht. Sein Verleger, dem er die erstere anbot, lehnte es ab, durch den Druck dieser wenigen Bogen, wie Goethe es nennt, „im schlimmsten Falle, ein so geringes Opfer zu bringen, das ihm einen fruchtbaren, frisch wieder auftretenden, zuverlässigen, genügsamen Autor erhalten hätte." Es war aber, wie er weiter bemerkt, eine Zeit, wo Deutschland nichts mehr von ihm wußte noch wissen wollte, wo mit Schiller ein neuer Stern aufgegangen schien, und wo das beginnende politische Interesse fast jedes andere zu vernichten drohte. Doch gelang es ihm endlich einen Verleger zu finden, und die kleine Schrift in eine Welt zu senden, welche die wissenschaftlichen, genialen Naturblicke eines Dichters, weil er eben ein Dichter und vor allem kein zünftiger Professor war, zunächst mit geringschätzigem Achselzucken aufnahm, wobei sich die mit Freiexemplaren beschenkten Freunde am thätigsten erwiesen.

Nicht besser erging es ihm mit dem Gedichte, durch welches er die „übrige liebenswürdige Gesellschaft, besonders der Freundinnen," die schon früher mit seinen Naturstudien sich sehr unzufrieden gezeigt hatten, „zur Theilnahme zu locken suchte." „Nur einer Einzigen war jenes anmuthvolle Gedicht höchst willkommen,

*) Werke, Bd. 58. S. 115.

der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unsere schöne vollkommene Neigung steigerte und vollendete. Von der übrigen liebenswürdigen Gesellschaft aber hatte ich viel zu erdulden. Sie parodirten meine Verwandlungen durch märchenhafte Gebilde neckischer und neckender Anspielungen."

Diese Eine, die „eigentlich Geliebte", war Christiane Vulpius; die Erfüllung jenes Verhältnisses „schöner vollkommner Neigung" war die Geburt von Goethe's erstem, später einzigen Sohne.

Mit größerer Ungerechtigkeit wie das Andenken dieser Frau ist kaum sonst das Gedächtniß irgend einer andern unter ihren Zeitgenossinnen verunglimpft worden. Wir haben aus den Briefen der Frau von Stein gesehen, wie diese „Edelste ihres Geschlechts" die niedriggeborne glückliche Nebenbuhlerin behandelte. Andere werden schwerlich säuberlicher verfahren sein mit der Frau, die eine so vielbeneidete Neigung und Stellung gewann, und achtundzwanzig Jahre lang bis an ihren Tod zu behaupten wußte. Man hat sich darin gefallen, Goethes Häuslichkeit als ein widrig unschönes Bild darzustellen, und noch im Jahre 1804 ruft Frau von Stein pathetisch aus: „der arme Goethe, der lauter edle Umgebungen hätte haben sollen! Doch hat auch er zwei Naturen!" und ein andermal meint sie: „Frau von Stael hat ihm, glaube ich, das Bedürfniß beigebracht, wieder etwas gebildetere Frauen bei sich zu sehen, als bisher es seine Umgebung war!" Wir haben die Wahl, wem wir mehr glauben sollen: der gereizten Eifersucht einer Frau, welche mit den Augen der Abneigung sah, oder der Stimme des Mannes, dessen Zeugniß wohl um so mehr Glauben

verdient, als es aus Neigung ohne Leidenschaft hervorgehend, sich ein ganzes Leben lang gleich blieb. Ich denke die Wahl kann nicht schwer sein.

Als Goethe aus Italien zurückkehrte, lebte die Familie Vulpius in drückenden Umständen. Der Vater war ein wüster Mensch, ein Trinker, und so degradirt, daß er oft seine eigenen Kleider versetzte, um nur Geld zum Trinken zu haben, das seine Töchter ihm zuletzt versagen mußten. Diese nährten sich ehrbar vom Verfertigen künstlicher Blumen, Stickerei und sonstiger Handarbeit, und waren in keiner Weise ungebildet, vielmehr konnten sie, bei einer gewissen geistigen Begabung, für bürgerlich wohlerzogen nach damaligen Begriffen gelten. Ihr Bruder hatte in Jena studirt, aber sich mehr mit der französischen und italienischen Literatur als mit seinem Fachstudium beschäftigt. Durch Uebersetzungen der romantischen Ritterbücher gewann er um die Zeit als Goethe zurückkehrte, einen kärglichen Unterhalt. Um für die Förderung seiner Bestrebungen Goethe's Protektion zu gewinnen, vermochte er die Schwester, diesem eine Bittschrift zu überreichen. Es geschah im Jahre 1788 auf einem Spaziergange im Park. Christiane Vulpius war damals in der ersten Blüthe frischester Jugend. Der Kopf von der Fülle heller goldbrauner Locken umgeben, die Gestalt klein und zierlich von reizender Fülle, der Ausdruck des vollen runden Gesichts mit den lachenden Augen, den schwellenden Lippen, der strahlenden Gesundheit entsprach ihrem heitern, originell freimüthigen naiv tüchtigen Wesen. Ich habe sie wohl von Leuten, deren Erinnerung noch in jene Zeiten hinabreichte eine Bettina des Bürgerstandes nennen hören. Adele Schopenhauer sagte einmal: sie habe mit ihrer Lockenfülle, ihren vollen Lippen und runden

Formen wie ein jugendlicher Dionysos ausgesehn. Ihr Portrait wird vervollständigt durch das Gedicht Goethe's, das unter der Ueberschrift „Versunken“ in dem Buche der Liebe des Westöstlichen Divans aufgenommen ist, und mit den Zeilen beginnt:

Voll Locken kraus ein Haupt so rund! —
Und darf ich dann in solchen reichen Haaren
Mit vollen Händen hin nnd wieder fahren,
Da fühl ich mich von Herzensgrund gesund!

Goethe war gleich bei der ersten Begegnung von ihrer Schönheit überrascht, von ihrer Naivetät angezogen, und gefesselt von der Natürlichkeit und dem Verstande, womit sie ihm ihre Noth und die Verhältnisse ihrer Familie auseinandersetzte. Er versprach, sich für ihren Bruder zu verwenden, und forderte sie auf nach einiger Zeit wiederzukommen. Das geschah zur bestimmten Frist. Aber es war noch nichts entschieden; sie kam nach Verlauf einer andern Frist auf Goethe's Geheiß wieder, und jetzt konnte er ihr Aussichten auf die Gewährung ihres Gesuchs eröffnen. Verehrung und Dankbarkeit, bald zur hingebenden Liebe gesteigert, begegneten in Goethe einer Neigung, deren beglückendes Gefühl er in dem Gedichte „die Metamorphose der Pflanzen“ so anmuthsvoll ausgesprochen hat. Sie wurde ihm bald die lernbegierige Schülerin und Genossin jener botanischen und chromatischen Studien und Beschäftigungen, in denen damals sein verwundetes Gemüth Ruhe und Heilung suchte. Und wie er dies in seinen biographischen Mittheilungen dankbar erwähnt, so vergißt er dort auch nicht hervorzuheben, daß er diesem glücklichen häuslichen Verhältnisse, das ihn auf die lieblichste Weise zu erquicken wußte, Muth und Stim-

mung zu den schönsten poetischen Schöpfungen verdankte.*) Zu diesen gehören außer den Römischen Elegieen und den Venetianischen Epigrammen, die auf die geliebte direkt bezüglichen Gedichte: „Morgenklage,“ „der Besuch,“ „der Becher“ u. a. m. Nicht ohne Bezug auf das Verhältniß des Lehrers zu der Lernenden schrieb er später in Dichtung und Wahrheit jene Bemerkung nieder, die wir im fünften Buche über eine solche Wechselbeziehung zwischen Liebenden lesen, aus welcher ein eben so gründliches als angenehmes Verhältniß zu entstehen pflege. Die Geliebte erblicke, so heißt es dort, in dem Geliebten den Schöpfer ihres geistigen Daseins, und er in ihr ein Geschöpf, das nicht der Natur, dem Zufall, oder einem einseitigen Wollen, sondern einem beiderseitigen Willen seine Vollendung verdanke. Bald nahm Goethe die Geliebte sammt ihrer Schwester und Tante ganz in sein Haus. In dem lieblichen Gedichte: „Gefunden,“ kleidet er mehr als zwanzig Jahre später diese Verpflanzung in die anmuthigste Parabel ein, welche die Ueberschrift „Gefunden“ trägt:

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen
Das war mein Sinn.

Im Walde sah ich
Ein Blümlein stehn,
Wie Sterne leuchtend
Wie Aeuglein schön.

---

*) Goethe's Werke Bd. 30, S. 193. Bd. 31, S. 14.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus;
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort*).

Christiane Vulpius war am 13. Juli 1788 sein Weib geworden ohne Priestersegen, und blieb es bis zum Jahre 1806, wo Goethe seiner Ehe auch die vom Staate geforderte Form geben ließ. Daß dies nicht früher geschah, war, wie es noch Lebende aus ihrem eigenen Munde vernommen, nur ihre Schuld. Es war wie man mir versicherte, nur die Schuld ihrer großen Bescheidenheit und Demuth, die sich mit jeder Existenz neben Goethe begnügte; wie sie denn auch als Frau von Goethe gar keine Prätensionen gemacht und nichts in ihrem Verhalten zu ihm geändert hat.

Wie ihre Liebe die Reife seines kräftigen Mannesalters verschönte, so war und blieb sie ihm bis ans Ende ihres Lebens die sorgsamste Hausfrau, deren Umsicht und Thätigkeit sein Hauswesen stets im geregelten Gange hielt, die durch keine Zwischenfälle zu

*) Goethe variirte dies Gedicht in einem andern mit der Ueberschrift: „Im Vorübergehn."



dekontenanziren, alles Verdrießliche und Störende des täglichen wirthschaftlichen Kleinlebens dem verehrten Manne fern zu halten, seine Launen zu ertragen, seinen Mißmuth durch ihre naive Heiterkeit und Lebensfreudigkeit zu verscheuchen, und so ihm seine Existenz ganz in der von ihm gewünschten Weise, zu freier Verwendung für sein Amt, seine Studien, seine künstlerische Thätigkeit zu gestalten verstand.

Daß diese Anspruchslosigkeit ihres Wesens Goethe an sie fesselte, ist ein ehrenvolles Zeichen seiner dankbaren Natur. Es ist nicht bekannt geworden, daß er dies dankbare Festhalten je bereut habe; wohl aber, daß er die unzähligen Anfechtungen, die er deshalb zu erleiden hatte, mit großartiger Geduld ertrug, daß er jede Beleidigung seiner „kleinen Freundin“ als eine ihm selber zugefügte Verletzung empfand, und jeden Mangel an Achtung gegen dieselbe, auch wenn er von einer Bettina ausging, mit unerbitterlicher Strenge ahndete. Als in den Tagen nach der Jenaer Schlacht der Muth und die Geistesgegenwart Christianens sein von französischen Plündrern bedrohtes Leben rettete, da führte Goethe, die Zeit benutzend, den langgehegten Entschluß aus, seiner Ehe die übliche kirchliche Weihe geben zu lassen, nachdem er bereits längere Zeit vorher die bürgerliche Legitimirung seines Sohnes erwirkt hatte. Und wie Weimar noch heute die Stadt zahlloser Traditionen ist, so findet man auch selbst über das Aeußerliche jenes Vorganges das Widersprechendste berichtet. Wir sahen oben*), daß selbst Frau von Stein ihrem Sohne darüber Falsches berichtete. Ein „Zeitgenosse“ erzählt (in der kleinen Schrift: „Aus

*) S. oben S. 132.

Goethes Leben, Wahrheit und keine Dichtung, von einem Zeitgenossen. 1849.) „daß die Trauung am 17. October 1806 in der Jakobskirche, ohne alles Aufsehen erfolgt sei, so daß Goethe sich mit Demoiselle Vulpius zu Fuße dahin begeben und die Stadt erst am folgenden Tage Kunde davon erhielt.“ Riemer dagegen berichtet, nachdem er die Beweggründe Goethe's zu jenem Schritte auseinander gesetzt und hinzugefügt, daß alle Freunde und Verehrer des Dichters, diesen Schritt als einen längst erwarteten gebilligt: „Und so war es denn am 19. October, der erste Sonntag nach der Schlacht vom 14., wo Goethe, mit seiner Gattin, seinem Sohne und mir als Zeugen, des Morgens nach der Schloßkirche fuhr und in der Sakristei den Akt der Trauung vollziehen ließ.“ — Einen ausführlichen Bericht über den ganzen Hergang der Sache lieferte H. Dünzer in einem kleinen Aufsatze der Kölner Zeitung, den ich hier der Vollständigkeit wegen unten anfüge.*)

---

*) H. Düntzer schreibt: Gar viel ist über die Trauung, zu welcher Goethe nach den in Folge des Unglückes von Jena über die Stadt Weimar hereingebrochenen Schreckenstagen sich verstand, gefabelt, geschmäht und gewitzelt worden. Auch jetzt, wo denjenigen denen es um thatsächliche Würdigung zu thun ist, zuverlässige Mittheilungen zu Gebote stehen, dürfte ein urkundliches Zeugniß Goethe's selbst von besonderem Werthe sein. Es ist uns vergönnt, ein solches zu veröffentlichen. Am 17. October 1806, als die Franzosen Weimar noch besetzt hielten, empfing Herders Nachfolger, der Ober-Consistorialrath Günther in Weimar, folgenden, ohne Zweifel an demselben Tage, einem Feiertage, geschriebenen Brief von Goethe:

„Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bei mir zur Reife gekommen; ich will meine kleine Freundinn, die soviel an mir gethan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebt, völlig und bürgerlich anerkennen als die Meine.“



„Sie ist immer meine Frau gewesen," mit diesen Worten stellte er sie am Tage darnach seinen glückwünschenden Hausfreunden, sowie denjenigen Familien vor, welchen er die hergebrachten Besuche zu machen nicht unterließ. Dies Wort war

---

„Sagen Sie mir, würdiger geistlicher Herr und Vater, wie es anzufangen ist, daß wir so bald möglich, Sonntag oder vorher, getraut werden. Was sind deßhalb für Schritte zu thun? Könnten Sie die Handlung nicht selbst verrichten? Ich wünschte, daß sie in der Sakristei der Stadtkirche geschähe.

„Geben Sie dem Boten, wenn sich's trifft, Antwort. Bitte.

Goethe."

Man sieht, Goethe betrachtete die Trauung als eine bloß bürgerliche Handlung, wobei er es möglichst vermied, den Geistlichen, an den er sich deßhalb wenden mußte, in seiner geistlichen Würde zu verletzen; redet er ihn ja in recht feierlicher Weise als „würdigen geistlichen Herrn und Vater" an. Er wünscht, daß die Handlung in aller Stille aber in vollster Feierlichkeit durch den Ober-Consistorialrath selbst geschehe. Die Trauung kann ihm nicht rasch genug erfolgen; Weimar sollte somit überrascht werden und er möchte einen für ihn immer peinlichen Vorgang so bald als möglich, da er sich einmal fest dazu entschlossen hatte, hinter sich haben, nach seinem Grundsatze, das Unangenehme möglichst rasch abzuthun. Auch die Veranlassung, wodurch er sich endlich zu diesem längst beschlossenen Schritte bewogen finde, deutet er bestimmt an. Die Trauung ward wirklich am Morgen des 19., aber in der Sakristei der Schloßkirche, in Gegenwart von Goethe's Sohne und Riemer, dem Hofmeister desselben, vollzogen. In dem Kirchenbuche der Hof- und Garnisonkirche findet sie sich also eingetragen: „Sr. Excellenz Herr Johann Wolfgang von Goethe, Fürstlich Sächsischer Geheimer Rath allhier, mit Demoisell Johanna Christiana Sophia geb. Vulpius, des weiland Herr Johann Friedrich Vulpius, Fürstlich Sächsischen Amtscopistens allhier, hinterlassene älteste Tochter, sind Dom. XX post Trinitatis als den 19. Otcober 1806 in allhiesiger Fürstlicher Hofkirchen Sakristei von dem Herrn Ober-Consistorialrath Günther in der Stille copuliret worden." Wie die weimarer Damenwelt sich darüber entsetzte, ist bekannt.

H. Düntzer.

die Wahrheit, und alle nächsten wahren Freunde Goethe's hatten Christiane Vulpius stets als seine Gattin angesehen und behandelt. So Alexander von Humboldt, der in einem Briefe aus Salzburg (mitgetheilt in den Grenzboten 1859 Nr. 15. S. 42.) an Goethe schreibt: „Haben Sie die Gewogenheit mich Ihrer vortrefflichen Gattin und dem Hofrath Hufelandschen Hause zu empfehlen." Und Goethe selbst nennt sie in der 1796 gedichteten Elegie „Hermann und Dorothea" (V. 42) seine Gattin, und an Schiller schrieb er den 13. Juli 1796: „Mein Ehestand ist eben acht Jahre alt."

Aber Weimar müßte keine deutsche Kleinstadt gewesen sein, wenn es hätte geschehen sollen, daß selbst das ungeheuerste Weltereigniß jener Tage die allgemeine Aufregung über einen solchen Privatvorgang hätte verhindern mögen. Wenn Goethe darauf gerechnet haben mochte, so sah er bald, daß er sich geirrt. „Da man es in Weimar" erzählt jener „Zeitgenosse," (der übrigens sonst in seinen Berichten sich keineswegs als ein für Goethe günstiger ausspricht) „da man es in Weimar nimmer für möglich gehalten hatte, daß Goethe sich vermählen könnte, so machte seine Vermählung, obgleich man damals mit wichtigern Dingen zu thun hatte, großes Aufsehn. Vorzüglich äußerten sich die Frauen, — vielleicht aus Neid über das Glück, welches der Neuvermählten wiederfahren war, ohne daß sie es geahnet, ja nur einen Wunsch danach gehegt hatte, — mißbilligend, weil Goethe hätte eine Wahl treffen sollen, die seinem Stande, seinem Geiste und seinen Verhältnissen würdiger gewesen wäre!"

Eine aber war es, welche Goethe's Handlungsweise begriff und billigte, wie sie schon das frühere Verhältniß richtig gewürdigt

und gebilligt hatte, und fort und fort, so vor als nach der persönlichen Bekanntschaft, in dem herzlichsten Briefwechsel mit dem Gegenstande der freien Neigung Goethe's blieb; — diese eine war Goethe's Mutter. Nach der ersten persönlichen Vorstellung im Jahre 1797 an seine Mutter erfolgte deren vollkommenste Zufriedenheit und Belobung seiner Wahl, wie die Briefe der Frau Rath unwiedersprechlich gegen alle anders berichtende Klätscherei beweisen. Wer und was bis dahin jene Zufriedenheit und Belobung verhindert hatte, ist nach der Einsicht in die Verhältnisse leicht zu entnehmen. Vielleicht war es gerade das vielfache Martyrium, das Goethe um ihrentwillen viele Jahre lang erlitten, das ihm ein Weib nur um so lieber machte, dessen anspruchslose Hingebung den Prätensionen anderer gegenüber sehr zu ihrem Vortheil sprach. Wir finden sie nach dem Jahre 1806 als seine Begleiterin auf Badereisen, als Theilnehmerin und Mitwirkende bei Festen und Maskenzügen zu Ehren Weimarischer Fürstlichkeiten, und wenn sie trotzdem sich nie ihrer Stellung überhob, immer nur zu ihm hinaufzusehen, ihn als ein höheres Wesen zu betrachten und zu behandeln fortfuhr, so kann auch dieser Beweis richtiger Einsicht in die Natur des Verhältnisses ihrem Herzen wie ihrem Verstande nur zu wahrer Ehre gereichen. Daneben hielt sie ihm nicht nur sein Haus in musterhafter Ordnung — wie denn in dieser Hinsicht ihr Tod eine nie ausgefüllte Lücke in Goethe's Leben zurückließ, — sondern sie wußte ihm auch so manches andere Geschäftliche mit Geschick und Verstand abzunehmen und zu erleichtern. So als Goethe's Mutter starb, war sie es die nach Frankfurt reiste, und, wie er an Knebel

schreibt,*) „die Erbschaftsangelegenheiten auf eine glatte und noble Weise abzuthun" wußte, wofür er sich ihr dankbar verpflichtet bekennt.

Sein Lebenlang hat er sie lieb und werth gehalten und die wenigen Worte unter den ihr gewidmeten dichterischen Zeilen:

„Gott hab ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine;
So laßt mir das Gedächtniß
Als fröhliches Vermächtniß!"

drücken in ihrer Kürze und klagender Bitte mehr aus als das längste Gedicht.

Unter den zahmen Xenien sind noch gar manche, die sich auf sie beziehen, die ihm gewährte, was er mit den Worten aussprach:

„Ich wünsche mir eine hübsche Frau,
Die nicht alles nähme gar zu genau;
Doch aber zugleich am besten verstände
Wie ich mich selbst am besten befände."

Und auch in manchem andern seiner Lieder ist sie unsichtbar enthalten, wenn man auch der Römischen Elegien und Venetianischen Epigramme gar nicht gedenken will.

Und als der Tod kam und sie von seiner Seite riß, da ward in sein Dasein eine Lücke gebrochen, die er bis an das Ende seines

*) Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 339—340.: „Meine Frau ist von Frankfurt zurückgekommen, wo sie mir die Liebe erzeigt hat, die Erbschaftsangelegenheiten nach dem Tode meiner guten Mutter auf eine glatte und noble Weise abzuthun. Sie grüßt Dich und die Deinigen vielmals und wünscht Euch gelegentlich zu bewirthen, da sie diesen Winter wohl schwerlich nach Jena kommen möchte" (Brief v. 25. November 1808).



eigenen Lebens tief empfunden und nie verschmerzt hat. Ein Freund des Hauses berichtete mir über die Katastrophe etwa Folgendes. Ihre Krankheit war kurzer Dauer, und der Zustand zeigte sich gleich anfangs als höchst gefährlich. Goethe, erst kürzlich von einer Reise zurückgekehrt, zog sich nach seiner Gewohnheit in sein Arbeitszimmer zurück, und ließ Niemanden zu sich. Nur wenn sein Arzt, der Hofrath Rehbein, der fast stündlich kam, fort war, ging er in das Krankenzimmer, wohin er auch fortwährend um Erkundigungen schickte, und überhaupt die zärtlichste Theilnahme bewies. Es war am 6. Juni 1816, als Rehbein zu ihm in sein Zimmer trat, um ihm zu sagen, daß es mit ihr zu Ende gehe. Goethe ging schweigend in dem Zimmer auf und ab, anscheinend ohne auf ihn zu hören. Da wiederholte der Arzt seine Nachricht mit dem Zusatze: „wenn Ew. Excellenz sie noch lebend sehen wollen, so ist es Zeit zu ihr zu gehen.“ Goethe fuhr lautlos zusammen; er trat ans Fenster, schaute in die Wolken, ihrem Zuge folgend, seufzte dann tief auf, und verließ, ohne ein Wort gesprochen zu haben, das Gemach. Als er an das Bett der Sterbenden kam, faßte er ihre Hand, und streichelte behutsam ihre Stirne: Sie wendete sich um, schlug das Auge auf und wollte sprechen. Aber sie konnte nur noch die Mienen freundlich verziehen, die Zunge versagte den Dienst und statt der Worte wurde ein kindisches Lallen vernehmbar. Als Goethe den Ton hörte, ließ er sie los, ein gewaltiger Schmerzensruf entrang sich seiner Brust, und verhüllten Angesichts verließ er das Zimmer. Wenige Augenblicke später hatte sein Weib zu leben aufgehört.

Ich habe auf den Friedhöfen von Weimar vergebens nach dem Denksteine gesucht, welcher Christiane Goethe's bescheidenes

Grab bezeichnet. Aber eine Inschrift ist ihr gesetzt in den Zeilen, welche der Gatte am Tage ihres Todes niederschrieb. Sie stehen mit dem Datum dieses Tages bezeichnet unter Goethes Gedichten, und lauten:

Den 6. Juni 1816.

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist ihren Verlust zu beweinen.

[Späterer Zusatz]. In den von Düntzer (1857) herausgegebenen Mittheilungen „Aus Herders Nachlasse“ finden sich mehrere Züge, welche das innige Verhältniß Goethe's zu seiner Christiane in ein helles Licht setzen. Zuerst gedenkt er ihrer in einem Briefe an Herder aus Ruhla (vom 10. August 1789): „Ich sehne mich herzlich nach Hause, meine Freunde und ein gewisses kleines Erotikon wieder zu finden, dessen Existenz Dir die Frau wohl wird vertraut haben.“ Als er dann im März 1790 nach Venedig zu reisen genöthigt war, schreibt er an denselben: „daß er von dem Abschiede ganz mürbe gewesen.“ Natürlich! er verließ Christiane mit ihrem ersten drei Monate alten Kinde. Darum bittet er denn auch den Freund herzlich, sich beider in seiner Abwesenheit, wenn ihnen etwas zustieße, helfend anzunehmen; er habe die Mutter „für solchen äußersten Fall auf ihn (Herder) angewiesen.“ In einem Briefe aus Venedig vom 4. Mai 1790 dankt er herzlich für die guten Nachrichten von seinem Kleinen und dessen Mutter, deren Briefe Frau Herder als Einlage an ihn beförderte. Aus Mantua

(28. Mai 1790) schreibt er an Herder: „Für die Gesinnungen gegen meine Zurückgelassenen danke ich Euch von Herzen. Sie liegen mir sehr nahe, und ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe. Wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt." Darum „sehnt er sich" selbst aus den ihm so lieben Italien fortwährend nach Hause. In Schlesien, wohin er im August gegangen war, dichtete er an sie das reizende „Feldlager" überschriebene Gedicht (Werke I, 216. Ausg. letzter Hand), und schrieb daneben an Herder, „daß er keine ruhige Stunde haben würde", bis er wieder mit den Freunden und mit der Geliebten vereint sei*). —

Wie tief ihn der Tod seiner kleinen Frau erschütterte, sehen wir aus einem vierzehn Tage später, an seinen Freund Sulpiz Boisserée geschriebenen Briefe, in welchem es heißt: „Leugnen will ich Ihnen nicht, — und warum sollte man groß thun? — daß mein Zustand an Verzweiflung grenzt". — Von einem größeren Gedichte, mit welchem er die Hingeschiedene feiern wollte haben sich nur ein Paar Bruchstücke erhalten. In dem ersteren derselben charakterisirt er dieselbe mit den Zeilen:

„Ein rascher Sinn, der keinen Zweifel hegt,
Stets denkt und thut und niemals überlegt,
Ein treues Herz, das, wie empfängt, so giebt,
Genießt und mittheilt, lebt in dem es liebt,
Froh glänzend Auge, Wange frisch und roth,
Nie schön gepriesen, hübsch bis in den Tod.

In dem zweiten läßt er sie selbst sprechen, und rührend

---

*) S. „Aus Herders Nachlasse" I, S. 112. 115. 122. 130.

genug mit Worten, die zum Theil wirklich ihre eigenen waren. Sie hatten nach dem Tode ihrer Tante und während der tödtlichen Krankheit ihrer Schwester Ernestine, die beide im Goethe'schen Hause lebten und ihr früher bei der schweren Last der Hausführung treu geholfen hatten, selbst schon krank die ganze Last jetzt allein zu tragen, bis sie zusammenbrach. Darum heißt es:

„Da blickt ich ihn noch manchmal freundlich an,
Und habe leidend viel für ihn gethan. —
Indeß mein leidend Herz im stillen brach
Da sagt ich mir: „bald folgst du ihnen nach!"
Ich trug des Hauses nur zu schwere Last,
Um Seinetwillen nur ein Erdengast".*)

---

*) Sie schrieb vor ihrem Tode an H. Mayer: „es ist also die ganze große Haushaltung auf mich gewälzt und ich muß fast unterliegen". S. G. v. Loeper zu Goethe's Werken (Berlin G. Hempel) Bd. 3, S. 336.

Jena, August 1851.

Ich habe so eben die Lektüre des größten Theils der zwischen Goethe und Knebel gewechselten Briefe beendet, welche in nächster Zeit bei Brockhaus erscheinen werden.

Auch diese Veröffentlichung ist eine neue Verherrlichung des Mannes, von dessen Geistesadel und schöner reiner Menschlichkeit noch jedes aus der Verborgenheit des geheimsten Verhältnisses an das Licht gebrachte Blatt immer neues und glänzenderes Zeugniß gegeben hat. Man fühlt sich dabei unwillkürlich an jene altrömischen Bauwerke erinnert, bei denen, nachdem aller äußere Glanz und Schmuck der Marmor- und Metallbekleidung längst abgefallen und vernichtet ist, der innere Mauerkern in solcher Schönheit und Solidität zu Tage tritt, als wäre sein Steingefüge von Anfang an bestimmt gewesen, das Auge des Beschauers durch seine Makellosigkeit zu erfreuen.

Die Mittheilungen der zahlreichen Briefwechsel aus jener Zeit sind für die volle Erkenntniß derselben von einem wahrhaft unschätzbaren Werthe. Durch sie allein ist es uns möglich, von jener wichtigsten Epoche unserer nationalen Bildung, von ihren Zuständen und Verhältnissen, wie von ihren Menschen, den Trägern

unserer gegenwärtigen Kultur, eine unendlich richtigere Vorstellung zu gewinnen, als selbst diejenige war, welche die damals Lebenden über sich und ihre Zustände besaßen und besitzen konnten. „Briefe, sagt Goethe, gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die ein Mensch hinterlassen kann." Er selber betrachtet die seinen in gewisser Weise als Selbstgespräche, als Konfessionen, in denen sich, was ihn freute oder schmerzte, drückte oder beschäftigte, vom Herzen loslöse. Sie erschienen ihm als Bekenntnisse, die für die Nachwelt um so wichtiger seien, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, und je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. Briefe sind in der That, wie er sagt, „das einzige Mittel, uns in einen früheren, nicht wiederkehrenden Zustand unmittelbar zu versetzen. Denn in ihnen ist nicht Relation noch Erzählung, nicht schon durchgedachter und durchgemeinter Vortrag; sondern wir gewinnen eine klare Anschauung jener Gegenwart selbst, welche wir wie von Person zu Person auf uns einwirken lassen."

Dieser Goethe'sche Briefwechsel mit seinem ältesten und letzten Weimarischen Lebensgenossen erstreckt sich vom Jahre 1774 bis zu Goethe's Tode. Er umfaßt also ohngefähr das ganze lange Leben des Mannes während eines Zeitraumes von mehr als einem halben Jahrhundert, und läßt uns den Wanderer durch alle Stadien seiner Entwickelung bis an sein Ende begleiten. Mag diese Sammlung auch des Unbekannten und Neuen verhältnißmäßig wenig bieten, mögen die Neuigkeitsmenschen aus ihr sehr Weniges zur Bereicherung ihrer Sammlungen erfahren — in unsern Augen thut das dem Werthe dieser Blätter keinen Abbruch. Ist doch selbst das Alte, was sie bringen, noch immer neu genug für die meisten Menschen unserer Zeit und höchlich werth, daß sie es sich

aneignen. Denn mögen wir auch noch so stolz vermeinen, über die Bildungsstufe der damaligen Zeit hinaus zu sein: an die großen Menschen jener Zeit, und vor allen an den Montblanc unter ihnen, dessen göttergleiches Haupt voll freudiger Kraft und Schöne in die Lüfte des Himmels hinaufragt, an Goethe den Menschen, den Charakter, den Lehrer und Bewährer der Freiheit und Humanität, reicht das lebende Geschlecht der gepriesenen „Hochebene" noch lange nicht bis zum Gürtel hinan, und noch Jahrhunderte werden dazu gehören, das Evangelium der Schönheit und der freien Menschlichkeit zu erfüllen, das er in seinen Werken der Menschheit hinterlassen, und das er in seines Lebens und Charakters Führung und Ausbildung an sich selbst und durch sich selbst verwirklicht hat.

Diese Briefe, soweit sie durch freundliche Mittheilung vor mir liegen, reichen vom 13. Februar 1774 bis zum Jahre 1814. Der erste, aus Mainz von jenem Tage datirte Brief ist von Knebel und Goethe gemeinsam an Knebels Schwester geschrieben, und malt lebhaft die Stimmung, in welche die beiden jungen Männer durch dieses verhängnißvolle Zusammentreffen versetzt wurden. Durch diesen Brief wird auch die Chronologie der ersten Begegnung Goethe's mit Karl August zum Erstenmale richtig festgestellt. Nicht im Dezember, sondern am 11. Februar des Jahres 1774 erfolgte dieselbe in Frankfurt durch Knebels, von Goethe in seiner Lebensbeschreibung geschilderte Vermittelung. Einen oder zwei Tage darauf reis'te Goethe, auf Einladung des jungen Fürsten, der nach Mainz gegangen war, ihm in diese Stadt nach, und verlebte dort mehrere Tage mit ihm und den Seinen. Welchen Eindruck Goethe's damaliges Erscheinen gemacht, das fühlt man

noch heute durch die wenigen Zeilen hindurchzittern, die Knebel über das Ereigniß an seine Schwester schreibt. Aber auch Goethe erscheint im Innersten ahnungsvoll ergriffen. „Mir war's seltsam," schreibt er an Knebel in dem ersten Briefe, welchen er am 28. Februar 1774 an den neuen Freund richtete, „mir war's seltsam, als ich so unter dem Thor der drei Kronen*) stand, als es anfing zu tagen. Recht wie vom Vogel Greif in eine fremde Welt unter alle die Sterne und Kreuze geführt, und dadrin so mit ganz offnem Herzen herumgewebt, und auf einmal alles verschwunden!" Die ganze liebenswürdige Neuheit und Primitivität des bürgerlichen Jünglings gegenüber den Verhältnissen einer Welt, in welche er hier den ersten flüchtigen Einblick that, liegt in diesen Worten. Die nächsten Briefe aus der Zwischenzeit bis zu Goethe's Ankunft in Weimar (7. November 1775) sind kurz und spärlich. Es sind ihrer nur drei bis vier Billete zur Begleitung poetischer Mittheilungen oder Bitten um Rücksendung der mitgetheilten Handschriften, und ein letztes, welches sich auf das bekannte Ausbleiben des zu Goethe's Abholung von Frankfurt beauftragten Weimarischen Hofcavaliers bezieht. Dann weitere eilf bis zum Ende von Goethe's ersten Schweizerreise mit dem Herzoge, und andere sechszig bis zu Goethe's Rückkehr aus Italien. Alle diese sowie die nächstfolgenden bis zum Mai 1793 sind von Goethe. Knebels Briefe aus dieser ganzen Periode von fast zwanzig Jahren fehlen. Sie befanden sich zum Theil unter denen, welche Goethe vor seiner Abreise nach Italien und bei andern Gelegenheiten selbst vernichtet hat. Von 1793 an wird die Briefsammlung zum eigent-

*) Der Gasthof in Mainz, wo er mit dem Fürsten logirt hatte.

lichen Briefwechsel, in welchem Rede und Gegenrede in ziemlicher Regelmäßigkeit einander folgen.

Wir sind erst seit wenigen Jahren durch die Bekanntmachung der Goethe'schen Briefe an Frau von Stein in den Stand gesetzt worden, über die Verhältnisse, Stellung und Wirksamkeit Goethe's während der ersten eilf Jahre seines Weimarischen Lebens ein richtiges Urtheil zu gewinnen. Die Briefe Goethe's an Knebel sind ein zweiter, nicht minder werthvoller Beitrag zur gründlichen Würdigung dieser Goethe'schen Lebensepoche, in welcher der Meister seine Lehrzeit durchlebte. Sie waren mühevoll und schwer genug, diese Lehrjahre, und nichts kann verkehrter sein als jene, noch jetzt hier und da umlaufenden Traditionen von dem ununterbrochenen genialen Saus- und Brausleben, in dessen Lichte man noch vor gar nicht langer Zeit jene Periode von Goethe's Leben vorzugsweise zu betrachten liebte. Wenn wir über dieselbe auch keine andern als nur diese Zeugnisse besäßen, so würde schon aus ihnen allein hervorgehen, wie ernst und durchgreifend Goethe, nach dem schnellen Vorrüberrauschen des ersten Sturmes und Dranges, schon damals das Leben und seine Aufgabe für die Gestaltung desselben gefaßt hat. Eine der wichtigsten Konfessionen darüber findet sich in einem Briefe, den er im Jahre 1782 an Knebel richtete. Viele Illusionen, mit denen er sein Leben in Weimar begonnen hatte, waren schon damals geschwunden. Er lebt einsam für sich hin, sieht, außer in Amtsgeschäften, fast Niemanden, findet sich mit seinen Pflichten gegen die Gesellschaft durch einen wöchentlichen allgemeinen Theeabend ab, und lebt sein sonstiges privates und geselliges Leben nur seinen Arbeiten und der Freundin seines Herzens. Auch mit dem jungen Herzoge „der seine

Existenz in Hetzen und Jagden hat, einen willigen und leidlichen Theil an dem Schlendrian der Geschäfte nimmt und sich hier und da ein Gutes angelegen sein läßt," erscheint der gesellige Zusammenhang um jene Zeit bedeutend gelockert. „Die Herzogin lebt das Hofleben, beide sehe ich selten." „Und so," heißt es weiter, „fange ich an, mir selber wieder zu leben, und mich wieder zu erkennen. Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesäet, und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen, und ich finde mein jugendliches Glück wieder hergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxis zu verbinden, eben so getrennt lasse ich jetzt den Geheimen Rath und mein anderes Selbst, ohne das ein Geheimer Rath sehr wohl bestehen kann. Nur im Innersten meiner Plane und Vorsätze bleibe ich mir geheimnißvoll selbst getreu und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen. Sapienti sat."*)

Diese Schilderung seiner Einsamkeit steht nicht allein, und ebensowenig ist sie eine Klage, ein Erguß augenblicklicher Stimmung, dergleichen Goethe überhaupt nicht „in die Ferne zu senden" liebte. Sie ist Produkt und Spiegelbild jener Resignation, an die sein Inneres sich früh gewöhnen mußte, und deren seelenvoller Ausdruck in dem „Zueignung" benannten Gedichte und be-

*) I. S. 38—39.

sonders in den Worten hervortritt, mit denen er der Göttin der Wahrheit klagend zuruft:

> Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
> Da ich Dich kenne, bin ich fast allein;
> Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
> Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

„Die Geschäfte, die Wissenschaften, ein Paar Freunde, das ist der Kreis, indem ich mich klüglich verschanzt habe,“ schreibt er ein andermal, und schon viel früher verhehlt er die Müdigkeit nicht, welche er in Folge der Anstrengungen empfand, die ihm neben der Last der Arbeiten und Geschäfte, auch noch durch die Theilnahme an dem Hofleben auferlegt wurden, das von seiner Künstlerhand Schmuck und Begeistigung empfing. „Der Herzog von Gotha und Prinz August (schreibt er im Februar 1782) sind seit gestern hier und seit Anfang des Jahres hat es viel Treibens zur Komödie und Redouten gegeben, da ich denn freilich meine Hand, den Kräusel zu treiben, habe hergeben müssen, die von andern Expeditionen oft schon herzlich müde ist.“ Er beschreibt dann Einiges aus diesen Festen und Aufzügen und fügt hinzu: „ich unterhalte Dich von nichts als Lust. Inwendig sieht's viel anders aus, welches Niemand besser als wir andere Leib- und Hofmedizi wissen können.“ Und ein andermal, bei ähnlichen Mittheilungen: „Soviel von der glänzenden Schaale unsers Daseins, das Innere ist im Alten, nur daß mit einem immerwährenden Wechsel sich das eine Kapitel verschlimmert, indem sich das andere verbessert.“

Aber was ihm weghilft über diese „bittere Rinde des Lebensholzes,“ wie er sich in einem andern Briefe ausdrückt, das ist ne-

neben der schönen Liebe, die sein Herz ausfüllte und die ihn „wie ein Korkwamms über dem Wasser erhielt,“ die federkräftige Elastizität seines Wesens, welche ihn immer in Hoffnung des Gelingens erhält. „Ich bin der alte Hoffer,“ ruft er einmal dem schwermüthigen Freunde zu, „und so hoffe ich denn, es soll auch mit Dir gut gehen.“ Daneben jene Eigenschaft der Beharrlichkeit und Konsequenz, welche er selbst seine „Tenacität“ zu nennen liebt und von der er sagt, daß sie unüberwindlich sei. Als Drittes gesellte sich dazu jener rastlose Drang zur Thätigkeit, den er als eingeborne Eigenschaften seines Wesens ansieht. „Daß Du über den neuen Beweis meiner Unermüdlichkeit lächeln würdest,“ schreibt er in derselben Zeit an den Freund, dessen mehr beschauliche, zu einem gewissen Müßiggange geneigte Natur Goethe's Vielthätigkeit nicht begriff, „konnte ich mir wohl vorstellen; doch ist sie bei mir wenig Verdienst. Das Bedürfniß meiner Natur zwingt mich zu einer vermannigfaltigten Thätigkeit, und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel eben so betriebsam sein müssen, um nur zu leben. Sind denn auch Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leichte weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höhern Stufe eines folgenden werth und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitig oder dort ewig!“ Darum ist es ihm auch ganz recht und er dankt es dem Geschicke, „daß es ihn bei seiner Natur in eine so eng-weite Situation gesetzt hat, wo die mannigfaltigsten Fasern meines Wesens alle durchgebeizt werden können und müssen.“

An solchen Selbstbekenntnissen und Selbstbetrachtungen sind diese Briefe an Knebel darum so reich, weil er der Liebe des

Freundes so sicher ist. Was seine Vielthätigkeit in jener Zeit anlangt, so kann man von derselben oft aus einem einzigen Briefe einen Begriff gewinnen, der zu ein und derselben Zeit die verschiedensten Interessen umfaßt, geschäftliche und politische Dinge abhandelt, Aufträge für Kupferstichauktionen giebt, von versteinerten Physeteren Nachricht verlangt, die Einrichtung einer Lebensversicherungsbank zu Nürnberg für praktische Verwaltungszwecke kennen zu lernen wünscht, und nebenher von dichterischen Arbeiten am Wilhelm Meister und von künstlerischen Bestrebungen im Zeichnen Kunde giebt. (I., S. 40—42). In Wahrheit ging Goethe's rastlose Thätigkeit schon damals in's Unglaubliche. Was Schiller später von ihm sagte: „daß jeder Augenblick von Goethes Zeit, von dem er sage, daß er ihn müssig zubringe, mit einer Thätigkeit ausgefüllt sei, die andern schon schwere Arbeit dünken würde," das kann, wie auch diese Briefe aufs Neue beweisen, schon von der ersten Periode seines Weimarischen Lebens im vollen Umfange gelten. Von den wichtigsten und mannigfaltigsten Amtsgeschäften als erster Rath des Fürsten fortwährend in Anspruch genommen und oft fast erdrückt von der Aktenlast; zu zahlreichen anstrengenden Amts- und Geschäftsreisen genöthigt, so daß kein Fleck Erde in dem ganzen Ländchen war, den er nicht durch eigne Anschauung in allen seinen Verhältnissen kennen gelernt hätte; dazu durch die persönliche Freundschaft mit dem Fürsten und den Fürstinnen, durch das zerstreuende Hofleben, durch die unabweisbaren Forderungen der Gesellschaft, durch zahlreiche Besuche von Freunden und Fremden unaufhörlichen Anforderungen an Zeit, Talent und Kraft ausgesetzt und hingegeben; einen ausgedehnten Briefwechsel theils aus eigner Wahl, theils aus Noth-

wendigkeit unterhaltend, und überall zu Hülfe und Rath, Trost und Theilnahme weil von Natur bereit, auch unaufhörlich aufgefordert, — muß es uns oft gradezu ein Wunder scheinen, daß es ihm gelang in dieser Zeit, wo „poetische Arbeit ihm ein Labsal und eine Erholung war,“ seinem Genius noch eine Reihe von Werken abzuringen, die, wie Wilhelm Meister, Egmont, Tasso, neben zahlreichen Arbeiten kleinern Umfangs, für andere minder reich begabte Dichter allein schon hinreichen würden, einen solchen Zeitraum genügend auszufüllen.

Und wie liebenswürdig tritt uns das menschlich Edle und Milde seiner Natur schon in dieser ersten Periode von Goethes' Weimarischem Leben auch aus diesen Briefen entgegen! Es ist nicht nur die Fülle einzelner Züge, es ist noch weit mehr der durch alle seine Briefe gehende Ton dieser reinen menschlichen Milde, die mit Heiterkeit das Schwere trägt, mit Freiheit zu entsagen, ohne Herbigkeit sich selbst zu beschränken und überall, den Dingen, den Verhältnissen und den Menschen gegenüber, die Liebe zu bethätigen weiß, welche sich noch über die Toleranz zum Verständniß, zum erklärenden Begreifen erhebt. Nicht nur für seinen Telemach Karl August, auch für den Mentor selbst bildet in dieser Beziehung die bekannte Schweizerreise des Jahres 1779 eine Epoche. Der alte Epiktetische Satz: nicht die Dinge, sondern die Ansichten über die Dinge sind das verwirrende für die Menschen! tritt hier zuerst in voller Klarheit vor seine Seele. Er hat darum keinen höheren Wunsch für die Rückkehr als den: „daß die ehernen, hölzernen und pappnen Schaalen die uns oft trennen, mögen zertrümmert und auf ewig in's höllische Feuer geworfen werden.“ Wann, ruft er aus, wann werden wir lernen, uns der eingebildeten Uebel entschlagen, und

die wahren alsdann einander zutraulich an's Herz zu legen!" Er bittet den Freund „diesen Brief aufzuheben und ihm denselben, wenn er unhold werde, vorzuzeigen, damit er in sich kehre." Schon auf dieser Reise erkennt er deutlich, daß die wesentlichste Bedingung des menschlichen Glücks in der Familie liege, darin: „daß jeder sein Haus, Frau und Kinder und eine rein menschliche Existenz in der nächsten Nothdurft habe," — und gerade diese Existenz in der Familie sollte ihm selber so lange versagt bleiben! —

Von diesem rein menschlichen Gesichtspunkte betrachtet er schon damals auch seine ganze äußerliche, amtliche und politische Thätigkeit. Freilich kommt es ihm, wenn er als Rekrutirungskommissair im Lande umherzieht, „komisch vor, daß er, der sonst in der Welt alles einzeln zu nehmen und zu besehen gewohnt sei, jetzt alle jungen Bursche des Landes nur nach der Physiognomik des Rheinischen Strichmaaßes klassifiziren muß." Aber er erkennt zugleich den ungeheuren Vortheil des unmittelbaren Verkehrs mit der Wirklichkeit des Lebens. „Von oben herein sieht man Alles falsch; und die Dinge gehen doch so menschlich, daß man, um etwas zu nützen, sich nicht genug im menschlichen Gesichtkreis halten kann."*) Allem specifisch-büreaukratischen Wesen und Wirken ist er spinnefeind. Ueberall sucht und erwirbt er von Dingen und Verhätnissen unmittelbare und eigne praktische Kenntnisse, und seine Vorliebe für praktische, auf sich selbst gestellte Menschen ward schon damals begründet. „Durch alle Stände steigt er," der allmächtige Günstling und Minister eines kleinen Fürsten, „auf-

*) I, S. 13—14. — Fast wörtlich ebenso in einem Briefe an Karl August (Briefwechsel zwischen Karl August und Goethe I, S. 10—11.)

wärts, sieht den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, sieht, daß doch selbst dies ein behäglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich schwitzte." „Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen, und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern, und so gehts weiter, und wir habens so weit gebracht, daß oben immer an einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann." Und mit einem Seufzer wendet er sich: „ad alia." Dabei tröstet ihn die Natur und die Beobachtung ihrer Konsequenz über die Inkonsequenz der Menschen, während nach mühsam durcharbeiteten Tagen, nach starken Ritten in unwegsamen Gegenden, seine Seele von dem Anblick menschlicher Noth und von den Klagen des armen gedrückten Volks, die er so oft hören muß ohne helfen zu können, in der Einsamkeit irgend einer kleinen Dorfschenke sich aufrichtet durch schöpferische Thätigkeit an den unsterblichen Gebilden einer Iphigenie und eines Wilhelm Meister.

Neben der reinen Bescheidenheit über seine eignen poetischen Arbeiten, die ihn bekennen läßt, „daß er zwar zu erreichen gesucht, was der Freund daran (am Wilhelm Meister) lobe, aber leider weit hinter der eigenen Idee zurückgeblieben sei" (I, 46), neben dieser Bescheidenheit, die ihn jedes freundliche Wort des Beifalls als eine Erquickung betrachten läßt, geht die lauterste Hingabe und Theilnahme mit der er die Bestrebungen und Arbeiten anderer begleitet. Mercks schönes Wort über Goethe's Charakter: „Wer kann der Uneigennützigkeit dieses Menschen widerstehen!" bestätigt

sich auch durch diese Mittheilungen auf unzähligen Seiten. Er selbst durfte als Greis von sich sagen:

„Viele Pfade bin ich geloffen,
Auf dem Neidpfad hat mich keiner betroffen.“

Er, der Hofmann, der Günstling, läßt es ruhig geschehen, daß im Jahre 1783 bei der Geburt des Erbprinzen — damals dem wichtigsten Ereignisse für ganz Weimar — er allein keine poetische Huldigung zu Stande brachte, während Herder, Wieland und andere „diese größte Begebenheit die sich für uns zutragen konnte“ feiernd verherrlichten. Er schickt dem Freunde diese Sachen, die derselbe mit Vergnügen lesen werde, und meldet von sich bloß, „daß er mit seiner Gabe nicht fertig geworden, daß sie aber auch weiterhin wohl nicht zu spät kommen werde.“ (I, 40—41.) Wer die Menschen kennt, wird aus diesem einzigen Zuge ermessen, wie groß und frei sich Goethe in Verhältnissen erhielt, die sonst auch die bedeutendsten Menschen so leicht unfrei und kleinlich machen.

Seine Milde und Toleranz erscheint nur um so reiner, weil auch sie ein Produkt der Willenskraft und Herrschaft war über eine ursprüngliche heftige Natur, die sich ihres Hanges zu der „Herbigkeit eines leidenschaftlich trunkenen Grimmes“ sehr wohl bewußt war. So empfiehlt er dem Freunde Schonung gegen Herder mit den schönen Worten: „schone ihn! man schont sich selbst, wenn man nicht streng und grausam in gewissen Lagen gegen Menschen ist, die uns oder den Unsrigen wieder näher werden können.“ Ein guter Freund (Tobler) besucht ihn und Weimar, und schreibt vor seiner Abreise einen Brief an Lavater „in welchem er über uns Alle Urtheile fällt, die mitunter nicht die günstigsten sind.“ Der Brief wird durch einen komischen Zufall vor der Absendung be-

kannt und setzt alles in Aufregung. Und Goethe, der selbst übelbehandelte, „vertuscht“ die Sache durch eine gute Wendung, und begnügt sich den unvorsichtigen Briefschreiber zu verwarnen. Huber „kann weder als Mensch noch als Schriftsteller mit ihm fertig werden.“ Goethe „nimmt ihm das gar nicht übel;“ „es sei ja doch immer die Individualität eines Jeden, die ihn hindere die Individualitäten der andern in ihrem ganzen Umfange gewahr zu werden.“ Die „religiösen Mittelältler“ bekämpfen ihn, sie stören seine Bestrebungen, hemmen seine Zwecke, kreuzen seine Wege. Er erwehrt sich ihrer wie er kann und muß, aber er läßt sich nicht verblenden über die gute Seite an den Bestrebungen seiner heftigsten Widersacher. „Wenn sie auch mancherlei Ungenießbares fördern und befördern, es kommt doch auch durch ihre Liebhaberei und Bemühung manches Unschätzbare an's Tageslicht das der allerneuesten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage hält.“ (I, 339.) Knebel schilt über das Schlegelsche Koterie- und Parteiwesen, das immer nur äußeren Zwecken diene. Goethe antwortet auch hier begütigend. Es thut ihm leid, daß dem Freunde die Schlegelschen Vorlesungen nicht behagt haben. Unserm Zeitalter müsse man manches, und so auch das Parteiwesen, nachsehen. „Hat man, sagt er, das Parteiliche einmal zugegeben und ist das Werk sonst gut geschrieben, so kann man wohl Vergnügen und Nutzen daraus ziehen.“

Wenn wir Goethe in diesen Briefen überall als den hülfreichen Genius seiner Freunde und Bekannten wirksam und thätig, ihn Künstler, wie den Maler Müller, den Musiker Kayser mit eigner Aufopferung unterstützen, Herders pekuniäre Bedrängnisse durch seine Verwendung entfernen, und so nach allen Seiten hin Mittel,

Talent, Rath und Einfluß für andere verwenden und geltend machen sehen, so erscheint doch die Bethätigung jenes schönen Wortes: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut," in ihrem hellsten Lichte gegen den Freund, an den diese Briefe gerichtet sind. Ueberall tritt uns in Goethe jene Selbstlosigkeit und reine Hingabe an die Zwecke anderer entgegen, wie sie nur derjenige haben kann, der die Welt und die Entwicklung der Menschheit in ihr als ein Ganzes erfaßt, und demgemäß auch sich selbst, bei den größten eignen Leistungen, immer „als dienendes Glied" ebenso bereitwillig an das Ganze anschließt, wie er das Größte und Kleinste unbefangen als Mittel für die eigenen Zwecke benutzt. Nur so, nur von diesem einheitlichen Erfassen des Lebens ist die wundervolle Schönheit von Goethe's Charakter zu verstehen und richtig zu würdigen. Mehr als einmal wiederholt Knebel das Geständniß: daß er sich ihm zu ewiger Treue und Dankbarkeit verpflichtet fühle, daß er ihm, dem Schöpfer seines stillen Glücks, einer sorgenfreien Muse mit nichts als mit dieser treubewahrten Gesinnung zu danken vermöge. Als Knebel sich zuerst ums Jahr 1780 durch seine Weimarischen Verhältnisse beengt und hypochondrisch verstimmt fühlte, ist es Goethe der ihm durch den Herzog die Mittel zu einer größern Reise schafft, ihn mit Empfehlungen ausrüstet, und ihm, dem Zerstreuten, Unpraktischen, Verhaltungsregeln in Geldsachen mit rührender Sorglichkeit einschärft. (I, S. 20.) Von Rom aus, wo er auch an ihn Briefe zu richten nicht vergißt, bedenkt er nicht nur des Freundes mineralogische Neigungen mit allerhand Geschenken, sondern er sorgt sogar aus der Ferne für seine Gesundheit. Knebel hatte auf Goethes Anerbieten dessen Gartenhaus während jener Zeit bezogen. Goethe freut sich

dessen, ermahnt ihn, sich der ganzen Einrichtung als des Seinigen zu bedienen, und vergißt nicht ihm aus Rom, wo er selbst sich eines milden Himmels erfreut, zuzurufen: „Du hast doch die Vorfenster eingesetzt und Dich auch mit Teppichen verwahrt!“ (I, S. 85.) —

Dieselbe liebevolle Theilnahme und Sorgfalt, welche aus diesen kleinen Zügen spricht, bewährt er dem Freunde durch das ganze übrige Leben. Sein Haus ist die Wohnung Knebels so oft derselbe Weimar besucht. Seine Dichtungen, seine wissenschaftlichen Aufsätze werden dem Freunde immer unter den ersten in der Handschrift oder in Abschriften mitgetheilt, obschon Knebel nicht immer die Bitte um Diskretion oder baldige Rücksendung erfüllt. Goethe unterstützt seine mineralogischen Neigungen, korrigirt ihm seine Uebersetzungen des Properz und Lukrez, gewinnt für diese Arbeiten ihm die Theilnahme Schlegels und anderer Bekannten. Er versieht den einsam in Ilmenau lebenden Freund mit Büchern und neuen litterarischen Erscheinungen, sucht ihn im Zusammenhange zu erhalten mit der Welt, aus der jener sich zurückgezogen hat, und scheut die Mühe keiner Dienstleistung, wo es gilt, dem Freunde auf irgend eine Art förderlich zu sein. So sehen wir ihn Knebels Schwester als Hofdame bei der Herzogin Mutter versorgen, dem Sohne eine Stellung erwirken, Verkäufe von astronomischen Instrumenten zu seinen Gunsten ausführen, und aus seiner Tasche ihm reichliche Honorare für die Verse zahlen, mit denen Knebel hier und da zu den „Horen“ einen Beitrag liefert. Ja, er der Vielbeschäftigte verschmäht es nicht, dem Sohne des Freundes Unterricht im Zeichnen zu geben, ihm Vorlegeblätter und Anweisungen brieflich zu schicken, und sich auch sonst seiner Erziehung und Aus-

bildung in aller Weise anzunehmen. Und so sehen wir ihn in seiner Freundschaft das ganze Leben des Freundes umfassen, der in Zeiten der höchsten Noth und Bedrängniß wie die Octobertage des Jahres 1806 zu ihm hinaufblickend, erkennt: „wie viel ein Mann werth sei."

Die Briefe Goethe's aus dieser letztern Periode sind von ganz besonderm Interesse. Vom 21. October an schreibt er in dieser Zeit unermeßlicher Verwirrung und Bedrängniß fast täglich an den Freund, dessen Antworten jedoch in der Sammlung fehlen; und in allen diesen Briefen erscheint er muthig, hilfreich, vertrauend und zum Vertrauen ermunternd auf die Wiederkehr besserer Zustände. Es war ihm wohl bewußt, „daß von dem 14. October eine neue Weltepoche beginne;" aber eben so stark lebte in ihm das Bewußtsein, welches ihn in inmitten der Verwüstung und Verwirrung um ihn her das Momentane und Vorübergehende solcher Zustände ins Auge fassen ließ. Er kannte die Zähigkeit und Elastizität der menschlichen Natur, und wußte, wie bald sich von äußerlichen Unfällen solcher Art die Menschen wieder herstellen, und wie in wenigen Jahren oft kaum noch eine Spur von dem übrig bliebe, was im Moment als ein Uebergewaltiges Vernichtendes sich den Menschen darstellt. Von diesem Gesichtspunkte aus hat man es zu beurtheilen, wenn ihn der Abschluß einer Lebensarbeit, wie seine Farbenlehre und seine anderweitigen wissenschaftlichen Arbeiten mehr interessiren als das Kriegsgetümmel um ihn her. Dabei verhehlt er allerdings nicht, wie sehr gerade jetzt der Mangel „an Männern von Energie und Einsicht" zu Tage trete (S. 279). Für das Preußenthum, das in diesen Tagen zu verdientem Falle kam, hatten ohnehin weder Goethe noch Knebel

eine besondre Sympathie. Knebel, früher selbst zehn Jahr lang Preußischer Offizier, sprach es schon im Jahre vor der Schlacht von Jena (I, S. 279) aus, wie sehr ihm der damalige preußische Militairgeist zuwider war. Er war mit preußischen Offizieren in Gesellschaft gewesen. „Die rohe Beschränktheit dieser Menschen (schreibt er an Goethe am 30. Dezember 1805) leuchtet bei solchen Gelegenheiten am meisten hervor. Sie können sich von nichts einen Begriff machen, was nicht in ihrem engen Kreise liegt, und finden da allein alles schön und höchstverständig. Selbst ihr Patriotismus ist nur Rohheit, und daher gewissermaßen beleidigend. Wir hielten uns sehr still und gut, und sie schienen nicht zu ahnen, was die andern dachten. Nur ich vertheidigte einigermaßen die französische Bildung." Wenn man damit Knebels Aeußerungen über die damaligen preußischen Staatsmänner und über die „enge einseitige" preußische Politik jener Tage vergleicht*), die es glücklich dahin gebracht hatte, den ruhmreichen Staat Friedrichs des Großen in ganz Deutschland verhaßt zu machen, so begreift man es, daß er keine große Sympathie für das preußische Unglück empfinden konnte.

Die Leiden und Drangsale; welche damals das Weimarische Land trafen, hatte Goethe schon lange nur allzurichtig vorausgesehn. Wir wissen aus seinen Briefen an Frau von Stein, wie sehr er der kriegerischen Neigung seines fürstlichen Freundes widerstrebte, wie er durch dieselbe das Wohl des Landes nicht minder als die ihm selbst am Herzen liegenden Interessen der Kultur beeinträchtigt erachtete. Auch in diesen Briefen an Knebel macht er

*) Briefwechsel I, S. 149. 169. 268. 127. 129 u. a. a. Stellen.

seinem Herzen darüber Luft, und um so energischer, je mehr er hier auf völlige Beistimmung zählen konnte. So schreibt er schon im Jahre 1785: „Die Kriegslust, die wie eine Art Krätze unsern Prinzen unter der Haut sitzt, fatiguirt mich wie ein böser Traum, in dem man fort will und einem die Füße versagen. Sie kommen mir wie solche Träumende vor, und mir ist's als wenn ich mit ihnen träumte" ...*). Die Punkte sind ein Censurstrich des Herausgebers. Goethe aber schließt mit den bezeichnenden Worten: „Ich habe auf dies Kapitel weder Barmherzigkeit, Antheil noch Hoffnung und Schonung mehr."

Vor Allem war es ihm ein Schmerz, den Herzog völlig in preußische Kriegsdienste treten zu sehn, und schwerlich mochte er später Napoleon so ganz Unrecht geben, wenn dieser es mit dem Begriffe eines regierenden Souverains unvereinbar fand, daß ein solcher als General in einem fremden Heere diene. Aus den Memoiren des Kanzlers von Müller kann man überdieß ersehen, daß des Herzogs soldatisches Ehrgefühl und seine persönliche Haltung Napoleon gegenüber, so viel Anerkennung sie auch in privatem und soldatischem Betrachte verdienen, dennoch von seinem Lande nur allzutheuer bezahlt werden mußten.

Desto größeren Eindruck machte auf Goethe, und nicht auf ihn allein, gegenüber der deutschen Zerfahrenheit, Unkultur und Rohheit, die Kultur und Liebenswürdigkeit, so wie die grenzenlose Energie und die geniale Thatkraft der französischen Sieger und ihres gewaltigen Kaisers.

„Wenn man den Regierungsrath Müller (schreibt er an Kne=

*) Brief vom 2. April (I, 62).

bel am 3. Januar 1807) der von Berlin mit dem Friedensdokument gekommen ist, erzählen hört, so begreift man recht gut, wie sie die Welt überwunden haben und überwinden werden. Wenn man in der Welt etwas voraussähe, so hätte man voraussehen müssen, daß die höchste Erscheinung die in der Geschichte möglich war, auf dem Gipfel dieser so hoch, ja überkultivirten Nation hervortreten mußte. Man verleugnet sich das Ungeheure, so lange man kann und verwehrt sich eine richtige Einsicht des Einzelnen, woraus es zusammengesetzt ist. Wenn man aber diesen Kaiser und seine Umgebungen mit Naivetät beschreiben hört, da sieht man freilich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht sein wird."

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß Goethe kein Patriot im Sinne der Befreiungskriege gewesen, so würde dieser Briefwechsel aus den Jahren 1812 bis 15 denselben liefern können, obschon derselbe gerade in dieser Periode die censirende Hand der Anordner erfahren zu haben scheint. Vom 14. April bis zum 27. August ist eine völlige Lücke, und auch weiterhin sind die Briefe sehr sparsam. Auch Knebel erscheint anfangs gegen die störsame nationale Erhebung eingenommen (II, 84—85. 87. 88.); doch läßt er später den eignen Sohn mitziehen, während Goethe, wie wir durch andere Mittheilungen wissen, den seinigen, mit Anwendung der ganzen väterlichen Macht zurückhielt. In diesen unsaubern Zeiten wo er so vieles dulden müsse, schreibt er nach der Schlacht von Leipzig, habe er sich in das Chinesische geflüchtet. Daneben gewährte ihm das Ordnen seiner Manuscripte und Kunstsammlungen Zerstreuung. „Ich gehe in meinem Wesen so fort, und suche zu erhalten, zu ordnen, zu begründen, im Gegensatze

zum Lauf der Welt, und so suche ich auch noch außer Dir Freunde der Kunst und Wissenschaft, die zu Hause blieben, aufzufordern, daß sie das heilige Feuer, welches die nächste Generation so nöthig haben wird, und wär' es auch nur unter Asche, erhalten mögen." Was konnte er dafür, daß ihn Gott und Natur zu einem „Kinde des Friedens" geschaffen! Und so wollen wirs ihm auch nicht allzusehr verübeln, daß er nicht eben große Sympathie für die zwölf Kosaken zeigte, welche damals ein wohlweiser Magistrat von Weimar dem geheiligten Hause des größten deutschen Dichters als Einquartirung zusandte, während sieben Jahre zuvor selbst der siegende schlachterhitzte Feind sich beeilt hatte, gleich nach den Stunden der ersten wilden Verwirrung die Pflicht des ehrenden Schutzes gegen die Wohnung des größten deutschen Dichters zu üben.

Goethe hatte die Deutschen nie einig gesehn — was war damals Deutschland, polititisch, und was ist es noch?*) Jetzt sah er sie einig und begeistert im Haß und zwar durch den Haß, gegen ein Genie, das er als solches nicht hassen konnte, auch wenn die Empfindung des Hasses nicht seiner Natur fremd gewesen wäre.**) „Sich von einander abzusondern (schreibt er an Knebel den 24. November 1813) ist die Eigenschaften der Deutschen; ich habe sie noch nie verbunden gesehn, als im Haß gegen Napoleon. Ich will nun sehn was sie anfangen werden, wenn dieser über den Rhein gebannt ist." Im übrigen ist von den Kriegs- und Weltereignissen der Jahre 1813, 14 und 15 zwischen

*) Geschrieben 1852.

**) II., S. 114.

den beiden Freunden so gut wie gar nicht die Rede, und von Moskaus Brande bis Waterloo geht das Ungeheuerste ohne auch nur in diesem Briefwechsel erwähnt zu werden an und neben diesen „Kindern des Friedens" vorüber.

Am 6. Juni 1816 traf Goethe der harte Schlag des Verlustes seiner Gattin. Nicht er selber sondern der Bruder der letztern meldete Knebeln in Goehes Auftrage Krankheit, Gefahr und Tod der Schwester. Goethe selbst vermochte es nicht.

An zahlreichen Stellen des Briefwechsels wird ihrer gedacht, von Goethe wie von seinem Freunde, und immer mit Ausdrücken einer Wertschätzung, Liebe und Dankbarkeit. Schon lange vor der bürgerlichen Bestätigung von Goethe's Ehe, spricht Knebel immer nur von der „Frau", der „Hausfrau" seines Freundes. Auf die erhaltene Todesnachricht schreibt er: „Ich übersehe die ganze Größe deines Verlustes und kenne die Empfindlichkeit deines Herzens. Die Prüfungen des Schmerzes und der Trauer, die du Bester in diesen Tagen hast ausdulden müssen, will ich nicht durch meine Tröstungen noch vermehren. Du weißt, daß wir deine Gemahlin wirklich geschätzt haben, und daß uns ihr Verhältniß zu dir jederzeit sehr achtungswürdig schien. Was soll man sagen, wenn das Schicksal, das uns allen bevorsteht, losreißt und theilt!" Und so legt auch diese neue Veröffentlichung ein grünes Blatt achtender und liebevoller Erinnerung auf das bescheidene Grab, welches die treue Lebensgefährtin des großen Mannes deckt, während uns das rein Menschliche auch in diesem Lebensverhältnisse Goethe's erfreuend entgegentritt.

Eine umfassende und anhaltende Lektüre fast alles desjenigen, was nach Goethe's Tode von Dokumenten über sein Leben und

Wirken, seinen Zusammenhang mit Welt und Menschen an's Licht getreten ist, wie ich sie in diesen Wochen und Monaten getrieben habe, ist so recht geeignet, den sittlichen Totaleindruck dieses einzigen Mannes auf Geist und Gemüth wirken zu lassen. Wohl kann man sagen: niemals hat ein so großes reiches Menschenleben so offen, klar und anschaulich bis in alle geheimsten Tiefen seines Werdens und seiner Entwickelung vor den Augen der Menschheit gelegen, als das Leben und der Charakter Goethe's, des Menschen wie des Dichters. Wie eine einzige Naturoffenbarung liegt es vor der Nachwelt ausgebreitet, und vom ersten Erwachen bis zum Augenblicke des letzten Scheidens enthält jeder Moment dieses Daseins die Fülle der von innen heraus sich selbst bestimmenden und beherrschenden Kraft des Genius. Goethe's ganzes Leben erscheint als sein Werk im höchsten Sinne des Worts, und dieses Werk war ein Kunstwerk, das größte und gelungenste von allen Werken des Künstlers, ein Kunstwerk der Selbsterziehung zur Schönheit, und Freiheit, wie die Erinnerung der ganzen Menschheit kein gleiches aufzuweisen hat. Denn so reich und herrlich auch die Natur diesen ihren Liebling begabt und ausgerüstet hatte, so war doch die vollendete Ausgestaltung dieser Gaben und Kräfte, wie sie uns in dem Charakter des Dichters, des Weisen, des Menschen entgegentritt, nur das Produkt und Endergebniß der bewußten Selbsterziehung der unermüdlichsten Anstrengung, der konsequentesten Beharrlichkeit einer Willenskraft, die unablässig auf das höchste Ziel menschlicher Entwickelung und Bildung gerichtet blieb. Durch sie gewann er sich selber jenen scharfen und freien Blick über alle Kräfte, die im Menschen wohnen, und die Erkenntniß, daß sich jede in ihrer Art ausbilden lasse, wenn man sich nur von der

egoistischen Vorliebe für gewisse einzelne Eigenschaften zu befreien wisse, die den meisten Menschen an sich und andern allein der Schätzung, Begünstigung und Ausbildung werth erscheinen. Dieses Ideal menschlicher Bildung, wie er selbst es in seinem Wilhelm Meister vorzeichnete, hat er durch die Gestaltung des eignen Lebens erreicht, wie kein Anderer vor und nach ihm. Aus der sturmbewegten Wildheit, aus der genialen Selbstsucht einer, alle Formen und Schranken zu durchbrechen strebenden Jugend, hat er sein Selbst und seine Schöpfungen durch die rastlose Stetigkeit eines redlichen Strebens hinauf geläutert zu jenem, von aller Naturselbstsucht freiem Bewußtsein, das innerhalb der Schranken die Freiheit, in der Form und im Maaße die Schönheit suchte und gewann, zu jenem Bewußtsein, welches im Guten, Schönen und Wahren das allein im Wechsel aller Dinge Ewige und Dauernde, das allein um seiner selbst willen Erstrebenswerthe erkannte und in Leben, That und Dichtung bewährte, schuf und ausgestaltete. So steht er vor uns da als ein Menschenbild, an dem die Schwächen selbst eben nur noch die nothwendigen Gränzen menschlicher Natur und eines Wesens sind, das durch die Schranken von Raum und Zeit in seiner Erscheinung bedingt, eben noch Mensch genug war, um kein Gott zu sein.

Einer der edelsten und tiefsten Geister Englands, Thomas Carlyle, schloß seine Todtenklage bei dem Scheiden Goethe's mit dem Bekenntniß: nicht nur als der höchste Mann seiner Zeit stehe er da, sondern als ein Mann der ganzen Zeit, als der Vereiniger, der siegreiche Versöhner der zerstreuten, widersprechenden Elemente des zerrüttetsten, getheiltesten Zeitalters, das die Welt seit der Er-

scheinung der christlichen Religion gesehen, bedeutsam allen Menschenaltern, ein Merkstein in der Geschichte der Menschen. In seinen Werken gestalte sich das Chaos seiner Zeit von neuem zu einer Welt. „Dieses, das Höchste, was von geschriebenen Büchern gesagt werden kann, muß von diesen gesagt werden: es ist in ihnen eine neue Zeit, die Verkündigung und der Anfang eines neuen geselligen Gebäudes ist darin für die Menschheit gelegt worden, und wir sehen darin die weit sich ausdehnenden Spuren eines Grundplans, den künftige Jahrhunderte erweitern, verbessern und verwirklichen mögen. Sein Leben und seine Werken bleiben bei uns als ein ewiges Besitzthum, als die tausendzüngige Stimme der Weisheit, die hören mag, wer Ohren hat zu hören. Viele Generationen der Menschen mögen nach ihrem Bedürfnisse von ihm lernen, und diejenige, welche nichts mehr von ihm zu hören und zu lernen braucht, mag sich eine glückliche nennen!"

Und auch der Mann, dessen tiefstem Innern der begeisterte Strom dieser Rede entquoll, sieht die Wurzel alles Großen und Herrlichen in dem Menschen Goethe und in dem Kunstwerke seines Lebens und seines Charakters. „Goethe," ruft er aus, „Goethe pries Schillern glücklich, daß er jung starb, in der vollen Kraft seiner Tage, so daß wir ihn uns immer als Jüngling denken könnten. Ihm selbst wurde ein anderes höheres Loos bestimmt. Ihm ist geworden, durch alle Wechsel eines menschlichen Lebens bis zur äußersten Gränze zu gehen, und durch alle edel."

Besser wüßte ich das Gefühl nicht auszusprechen, mit dem mich auch dieses neue, in dem uns mitgetheilten Briefwechsel vorhandene Zeugniß von dem edelsten und größten Menschen unserer

Zeit und unseres Volks im Gemüthe erfüllt hat. Knebel aber hatte wohl Recht, dem Freunde zuzurufen: „Wahrlich, Du hast nichts von der Zeit zu fürchten. Die Schätze Deiner Weisheit werden früher oder später jedem denkenden Menschen Licht und Wahrheit geben.“ —

Goethe wird wie Homer „ein Ueberwinder der Zeiten“ sein.

Jena, im August 1851.

Je tiefer sich die Nacht der Unfreiheit in diesen Zeiten der Trübsal auf unsere Häupter herniedersenkt, um so mehr fühlt man sich getrieben, Trost und Ermuthigung da zu suchen, wo beide dem Freunde der Freiheit und Menschlichkeit am reichsten entgegenquellen: in der Betrachtung der großen Geister der letztvergangenen Litteratur- und Kulturperiode unserer Nation, bei den prophetischen Verkündern einer neuen Entfaltungsaera des Menschengeistes zur Freiheit und Menschlichkeit. Sie sind für uns die Sterne, in denen wir, wenn nicht unser eignes, so doch das Schicksal der nach uns kommenden Geschlechter lesen mögen. Und was wir selber auch erleben mögen, diese Sterne können nicht lügen; sie sind Ausflüsse der urewigen Wahrheit. Mag ein Gervinus an den Denkern und Dichtern seines Volks verzweifelnd uns auf Bacon und Shakspeare hinweisen, als auf die einzigen wahren Quellen der Stärkung unseres Muths für die Leiden und Kämpfe der Zukunft. Wir andern wollen versuchen, was sich zu diesem Zwecke gewinnen läßt aus unsern Lessing und Kant, aus Schiller und Goethe, aus den Dichtern und Denkern unseres Volks, auch wenn es wahr wäre, daß dies Volk „das Unglück" haben sollte, keine nationale

Litteratur zu besitzen. Es wird darum denn doch wohl eine Wahrheit bleiben, daß unsere deutsche Philosophie ebenso hoch über Bacon steht, als der Gehalt, die Tiefe der Idee und die Probleme, mit denen es die Dichter unserer klassischen Periode zu thun haben, zwar nicht den Dichter Shakspeare wohl aber die Weltanschauung Shakspeares und seiner Zeit überragen.

Unsere klassische Litteratur ist ohne alle jene Einflüsse aufgewachsen, welche dazu nöthig sind, um eine nationale Litteratur im eigentlichen Sinne des Worts zu bilden.

Zu einer National-Litteratur gehört ohne Zweifel zunächst und vor Allem — eine Nation. Und der Johannes unserer geistigen und litterarischen Wiedergeburt, Lessing mußte im bittern Schmerze ausrufen: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind!“ Dazu bemerkte er ausdrücklich: „er rede gar nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eignen haben zu wollen.“ In dem Wörtchen „blos“ hat Lessing den Gedanken versteckt, daß eine Menschenmasse, ein Volk, das keine Nation ist, das sich nicht politisch als ein nationales Individuum fühlen kann, auch nicht im Stande ist, einen Nationalcharakter zu entwickeln. Denn dieser ist ja eben das Resultat aller der Bedingungen, welche jene Einheit bilden, die man als ein Individuum Nation benennt.

Sehen wir Lessing selbst darauf an, wie er sich zu Nationalität und Patriotismus verhält. Doch zuvor ein paar Bemerkungen.

Der einzelne Mensch, das Individuum ist dies nur, insofern sich seine Individualität als bestimmter Charakter ausprägt. Diese

Individualität und das Bewußtsein von derselben giebt ihm seinen Werth, und zwar einen um so höheren, jemehr er bestrebt ist, seine individuellen Eigenschaften zu ihrer möglichsten Vollendung zu steigern. Seine Eigenschaften, nicht seine Eigenheiten. Denn es ist ein goldnes Wort, das Goethe uns in den Versen zuruft:

„Eigenheiten bleiben schon von selber haften;
Du, kultivire deine Eigenschaften!"

Aus dieser Kultur der Eigenschaften entspringt das berechtigte Selbstgefühl, etwas zu sein, aber zugleich auch diejenige Bildung, welche die eigene Individualität nicht auf Kosten fremder geltend macht, sondern diese letzteren, sofern sie etwas sind, als das was sie sind anerkennt und gelten läßt. Der gebildete Einzelmensch ist eben darum auch nicht hochmüthig, nicht stolz auf seine Bildung, obschon er weiß, was er werth ist. Gebildete Menschen erweisen sich dadurch als solche, daß sie sich gegenseitig anerkennen, sich gegenseitig ihre „kultivirten Eigenschaften" zu Gute kommen lassen, ohne einander mit den schon von selber haftenden Eigenheiten beschwerlich zu fallen.

Eine Nation ist gleichfalls ein Individuum, wenn auch ein kollektives. Als solches hat sie also dieselbe Aufgabe, wie das einzelne. Ihre Nationalität ist ihr individueller Charakter. Es ist die Summe der Eigenschaften, welche aus ihrer Bedingtheit durch Naturverhältnisse und geschichtliche Entwicklung diesen individuellen Nationalcharakter bilden. Diese Nationalität, dieser Nationalcharakter ist die Grundlage, die Voraussetzung, ohne die ein Volk keine Nation sein kann. Aber diese Nationalität ist nicht das Höchste, sie ist nur die nothwendige Bedingung zu einem

zweiten Höheren. Dies zweite, Höhere ist die Ausbildung der allgemein menschlichen Eigenschaften auf dem Grunde jener natiobalen Individualität. Ein Volk, eine Nation denen diese Ausbildung fehlt, ist dem Einzelmenschen gleich, der seine Individualität nicht anders behaupten zu können meint, als dadurch, daß er die andern Individuen, mit denen er in Berührung kommt, möglichst unter sich herabdrückt. Solch eine Nation waren in der alten Welt die Römer, für die es auf dem ganzen Erdenrunde außer ihnen selbst nur noch Barbaren gab — höchstens etwa die Griechen ausgenommen. Die Römer sind vorzugsweise das Volk der Nationalität und des damit zusammenhängenden Patriotismus. Beide, die Nationalität und der Patriotismus, sind auf dieser Stufe ausschließend, erobernd, vernichtend für andre Nationalitäten. Die Juden halten sich für das auserwählte Volk Gottes, die Griechen verachten alle Nichtgriechen; die Römer thun beides und ein drittes dazu: sie unterwerfen, knechten und zerbrechen alle Nationalitäten die sie erreichen können, ja sie vermögen es auf der Höhe ihrer nationalen Macht eigentlich gar nicht zu begreifen, wie eine Nation, sich gegen das Glück, von ihnen beherrscht und romanisirt zu werden, mit den Waffen in der Hand sträuben möge. Ebenso die Franzosen unter Napoleon und nicht blos unter ihm, sondern noch heutigen Tages. Und genau genommen zeigt sich der Nationalismus aller Völker, bis auf die letzte Zeit, mit dieser Ausschließlichkeit und Ungerechtigkeit gegen andere Nationen behaftet. Das ganze alte System der bisherigen Politik und Diplomatie gründet sich zuletzt auf dieses Fundament der exclusiven Nationalität, und des dazu gehörigen Patriotismus. Und wenn in der letzten Zeit seit dem ersten Napoleon, keine der Europäischen

Völkerfamilien mehr erobernd aufgetreten ist, — denn die Paar Annexionen des Dezemberneffen wollen nicht viel besagen — so trat dafür der Begriff des Einflusses an die Stelle. Es handelt sich darum, welches von den großen und mächtigen Nationindividuen in dem Lande und in den Verhältnissen der minder großen und mächtigen entweder ausschließlich oder vorwiegenden Einfluß übt oder üben soll.

Gegen dieses durchaus unsittliche Prinzip haben sich im Laufe dieses letzten Jahrhunderts die ersten Anfänge eines neuen geltend zu machen versucht. Man hat angefangen, die Begriffe Nation und Nationalität mit den sittlichen Rechten und Pflichten zu verbinden, welche der Begriff der Individualität fordert. Jener Macchiavellismus, welcher die Moral und Sittlichkeit der menschlichen Verhältnisse überhaupt von denen der Politik und Diplomatie trennt, hat durch die steigende menschliche Kultur bedeutende Erschütterungen erlitten. Die Europäischen Kulturvölker sind allerdings noch weit von ihrem Ziele entfernt: aber sie beginnen doch bereits dasselbe zu ahnen, und vor dem Geiste von tausend Einzelnen steht es als Aufgabe bereits in voller Klarheit. Dies Ziel, diese Aufgabe lautet: Nationalismus und Menschenthum, Patriotismus und Humanismus zu vermitteln, die Nationen zu Individuen im wahren Sinne des Worts zu erheben, für welche in ihrem gegenseitigen Verhalten zu einander dieselben Mächte der Gerechtigkeit, Billigkeit, Einsicht und Bildung bestimmend sind, die das Leben und Verhalten der gebildeten Einzelmenschen mit und zu einander bestimmen und regeln. Der Begriff der Solidarität der Interessen aller Kulturvölker ist der Untergang jenes alten Prinzips, das den geistigen und materiellen Flor und

Vortheil der einen Nation von dem Nachtheil und dem Zurückbleiben der andern abhängig macht. Freihandel und Schutzzoll, Intervention und Nichtintervention treten einander gegenüber. Selbst die alte Politik ist angenagt von dem neuen Prinzip, dessen Einflusse sie sich nicht mehr entziehen kann. Für alle Nationalitäten, die als solche sich zu fühlen selbst unter dem Drucke Jahrhunderte langer Sklaverei noch Kraft behalten haben, nimmt der neue Geist der Menschheit, der Geist der Freiheit Partei. Er will überall keine Sklaven mehr, weder als Individuen, noch als Nationen. Er macht für alle Ernst mit dem einfachen, und doch so ungeheuern Worte Christi: Was du nicht willst, das man dir thue, das thue du auch andern nicht. In Summa: die Aufgabe der Kulturmenschheit erscheint als die Befreiung der Nationalitäten und zwar als eine doppelte. Einmal als Befreiung von der Abhängigkeit äußerer Gewaltunterwerfung unter ihres Gleichen. Dann aber auch zweitens als Befreiung der Nationalität von den Schlacken dieses Begriffs selbst, von jenem Egoismus, jener Ausschließlichkeit, die bisher das Verderben der Nationen gewesen sind. Nicht die Freiheit, nicht der Humanitätsgedanke ist es, der die Nationalitäten nivelliren, aufheben, vernichten will, wie man ihm vorwirft, sondern vielmehr der Despotismus ist es, der dies zu allen Zeiten und zuweilen mit Erfolg versucht hat, wie er es noch heute versucht.

Der Despotismus strebt, Nationen wie einzelne gleichzumachen, zu uniformiren, zu zentralisiren, die Individualitäten zu vernichten. Die Freiheit, der Humanismus haben das entgegengesetzte Ziel: die Individualität der Einzelnen wie der Nationen zu kultiviren, den Völkern im Ganzen wie im Einzelnen zum Selfgovernement

zu verhelfen, und auf der gegebenen Naturgrundlage der Nationalität und Individualität die wahrhaft allgemeinen menschlichen Eigenschaften zur höchsten Blüthe zu entwickeln. Nicht aufgehoben werden soll das Besondere, das Individuum, nicht untergehen die Nationalität in dem Sinne abstrakter Gleichmacherei. Wer denken kann, weiß, daß das Allgemeine nicht ohne das Besondere, die Nation nicht ohne das Individuum, die Menschheit nicht ohne Nationen denkbar ist. Aber aufgehoben im philosophischen Sinne, das heißt in ihrem wahren Wesen erhöht, und also aufbewahrt werden, soll die Nationalität in der gebildeten, humanisirten Nation, wie die Individualität aufbewahrt bleibt auch in dem vollendetsten Individuum. Lessing und Winkelmann, Kant und Herder, Schiller und Goethe waren keine „Nationalen“ in dem herrschenden Sinne des Worts, sie waren sämmtlich mit Bewußtsein Weltbürger. Aber wer wollte zu behaupten wagen, daß sie nicht dennoch Deutsche, und nebenbei der Stolz des deutschen Volks gewesen sind, und auch wohl bleiben werden, so lange es ein deutsches Volk giebt!

Alle diese Heroen des deutschen Geistes waren aber darum keine Freunde der spezifischen Nationalität und des damit zusammenhängenden Patriotismus, weil ihnen diese Begriffe in der damals und zum großen Theil noch jetzt herrschenden Fassung und Ausdehnung dem höheren Begriffe der Menschlichkeit zu widerstreiten schienen. Statt jene Thatsache zu beklagen oder zu verdammen, sollte man versuchen sie zu begreifen. Statt jenen Männern als schlechten Deutschen und Patrioten noch über das Grab hinaus ins Gewissen zu predigen, sollte man zusehen, ob nicht vielleicht das unglückliche nationale und staatliche Geschick Deutschlands

gerade dazu bestimmt war, diese Propheten eines neuen Grundgedankens, die Verkündiger und Vorläufer des veredelten, durch die Idee des Humanismus gereinigten und verklärten Begriffs der Nationalität hervorzubringen. Es wird eine Zeit kommen — liege sie auch noch so fern von uns und unserer Sehnsucht geschieden — in welcher glücklichere Geschlechter der redenden Menschen das Andenken jener Heroen als derjenigen segnen werden, die zuerst den Saamen des neuen Weltgedankens ausgestreut, und die ersten Grundlinien gezogen haben zu einem großen Bauplane, den künftige Jahrhunderte erweitern, verbessern und verwirklichen mögen. Diejenigen aber, die so viel reden von Gott und Vorsehung und von der weisen Führung der Menschheit durch beide, sollten sie nicht bedenklich werden bei ihren Klagen, mit denen sie über jener Männer mangelnden Sinn für Nationalität und Patriotismus den Stab brechen, wenn sie sich darauf besinnen, daß denn doch am Ende ihr Gott und ihre Vorsehung auch wohl dabei im Spiele gewesen sein müssen, daß ein Lessing und Kant, ein Goethe und Schiller — die größten Denker und Dichter unseres Volkes, gerade so fühlten, dachten und wirkten, wie sie gefühlt, gedacht und gewirkt haben? Oder sollen etwa Gott und Vorsehung immer sich in dem Falle des gutmeinenden Hausvaters befinden, dem bei dem besten Willen und bei den klügsten Anordnungen fast Alles gegen Sinn und Absicht geht? Die alten Heiden freilich haben in der That zuweilen ihren obersten Gott so aufgefaßt, und Horaz singt ganz ernsthaft:

„Ach, es trennte umsonst ein Land
Von dem andern durch's Meer weise die Vorsehung!"

„Die frevlerischen Menschenkinder," fährt der Poet fort,

„bauen Schiffe und segeln über alle die trennenden Meerfluthen, und so komme es denn," meint er, „daß der zornige Gott nie die Zuchtruthe seiner Blitze aus der Hand legen könne!" Wenn wir uns diese kindliche oder vielmehr kindische Vorstellung auch bei dem heidnischen Dichter gefallen lassen, sollten wir nicht Bedenken tragen, sie auf den christlichen Gott anzuwenden, dessen Verkünder den Menschen zugerufen hat: Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist? Man könnte übrigens jene Horazische Vorstellung, welche das Meer als trennende Grenze der Länder auffaßt, ganz gut auf die Nationalität anwenden. Auch diese ist ursprünglich ein trennendes, scheidendes Element. Aber der Menschengeist, dem, wie derselbe alte Dichter singt, „nichts zu schwer ist," hat aus dem trennenden Elemente des Wassers ein Verbindungsmittel gemacht, und die Meere sind jetzt schon längst vielmehr die Verbindungsstraßen der Länder und Völker. Er wird auch das trennende Element der Nationalitäten überwinden und sie zu einem Mittel der Verbindung für die Menschen erheben. Ist doch schon jetzt die von Goethe prophezeite Weltliteratur nicht mehr ein Traum, sondern eine Wirklichkeit.

Und nun zurück zu Lessing.

Lessing's Jugend fiel in die Zeit unserer tiefsten politischen Abgestorbenheit. Die Leipziger Universitätsbibliothek bewahrt den Briefwechsel, welchen Gottsched und seine Frau ihrer Zeit mit der halben Welt geführt. Dieser Briefwechsel umfaßt in zweiundzwanzig Folianten viertausendsiebenhundert Briefe aus den Jahren 1722 bis 1756. Der Fleiß eines der Welt leider zu früh entrissenen jungen deutschen Gelehrten hat sie vom ersten bis zum letzten durchgelesen, und — „es ist unglaublich aber es ist wahr," ruft

der vortreffliche Danzel aus, in diesem bändereichen Briefwechsel kommen kaum eine oder zwei Aeußerungen politischer Art vor, obgleich Gottsched seiner Zeit sogar einmal die Universität Leipzig auf dem Landtage vertrat, von dem aber darin natürlich nichts anderes verlautet, als daß er Geld bewilligt habe*). Von Gottsched's politischer Ansicht kann man sich einen Begriff machen, wenn man in seinen „Anfangsgründen der Weltweisheit“ den einzigen Satz lies't: „da die Nothdurft des ganzen Staats Niemandem so bekannt sein kann, als dem Regenten, so muß man es auch ihm überlassen, wieviel jeder Bürger an Steuern geben soll.“ Indessen dachte jene Zeit doch nicht ganz so servil, als es nach diesem Satze den Anschein haben möchte. Ein Korrespondent Gottscheds, ein Dr. Priber aus Zittau, bemerkt zu jenem Satze des deutschen Rechtsphilosophen von Anno 1735 in aller Bescheidenheit, daß derselbe unter den „Regenten“ doch wohl nur „weise, mühsame und tugendhafte,“ verstanden wissen wolle, „da sonst nicht sonder Grund zu besorgen, als ob dergleichen Sätze der offenbaren Gewalt und Sklaverei Thor und Thür öffnen könnten.“ Derselbe brave sächsische Magister weiß auch ferner: daß es ein Recht der Völker gebe, daß es aber „ein anderes sei, ein bloßes Recht haben, und ein anderes solches Recht auch wider des andern Willen behaupten zu können.“ Man sieht, der Mann wußte besser wie die Verfasser der Frankfurter Grundrechte des deutschen Volkes ein Jahrhundert später, wo der Hase im Pfeffer liege. Aber er wußte auch, wie er an seinen verehrten Meister Gottsched schreibt, „daß zu diesem Allen sich die Englische Preßfreiheit besser als

*) Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 279.

unsere elende deutsche Censur schicket, und bei uns ein Autor mehr cum vulgo reden müsse, zumal wenn er sich erinnert, was jene Frau ihrem geistlichen Eheherrn in's Ohr zurief: er solle so schreiben, daß er auch bei der Pfarre bleiben könnte."

In solche Zeit fiel Lessing's Jugend. Die Möglichkeit eines Nationalgefühls, wie es Engländer und Franzosen besitzen, beruht auf dem Grunde politischer Einheit, und Deutschland war in dreihundert und mehr Staatsterritorien gespalten, die sich zum Theil, sogar feindlich gegenüber standen. Sie beruht in einem noch höheren Grade auf einer politischen Verfassung, welche Staatsbürger kennt und anerkennt, und Deutschland kannte nur Unterthanen. Sie beruht endlich auf Ehre, Macht und Freiheit des Ganzen, und Deutschland als solches war verachtet und ohnmächtig nach Außen und im Innern geknechtet von zahllosen einheimischen Dynasten. Ja die eigenen Despoten verachteten das Volk das sie knechteten, verachteten seine Art, seine Sprache, seine Sitten, seine Litteratur. Fürsten, Höfe, Adel, alles was sich zu den höheren Ständen, was sich zur Bildung rechnete, suchte sich französischen Zuschnitt zu geben. Mit Recht konnte selbst der loyale Goethe am Schlusse des Jahrhunderts den deutschen Fürsten bald nach dem Ausbruche der französischen Revolution zurufen:

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet geschieht!

Der Gegensatz des Nationalstolzes ist die Verläugnung der eignen Nationalität. Ist jener in seinem ausschließendem Hochmuthe

beleidigend, so ist diese in ihrer Selbstwegwerfung niederträchtig. Gegen diese Gesinnung, die sich der eignen Nationalität schämte, empörte sich schon das Herz des jugendlichen Lessing. In diesem Sinne war Lessing national, wie er und weil er ein Charakter war. Wenn er angreifend gegen fremde Nationalität, wie gegen die französische, verfuhr, so geschah es nicht aus beschränktem Nationalgefühl, sondern aus Zorn über die Schmach, in die er das Volk, zu dem er gehörte, durch eigne Schuld versunken sah, aus Zorn darüber, daß es sich wegwarf, daß es fremde Eigenheiten nachäffte, statt die in ihm liegenden Eigenschaften zu kultiviren, aus Zorn endlich darüber, daß die Götter die es verehrte zur Zeit falsche Götzen waren. Der geschworne Gegner Voltaires neigte sein Haupt in Verehrung vor dem Genius Shakspeare.

Dies bittere Gefühl, einem Volke anzugehören, das sich selbst verachtete, sprach er schon in seinem Jugenddrama „die Juden" aus. Lessing war neunzehn Jahre alt, als er dies Stück schrieb, in welchem er den groben Bedienten Christoph zu dem Kammermädchen Lisette ironisch sagen läßt: „Ich muß meine Schande gestehen: ich bin nur ein Deutscher!"

Lessings Franzosenhaß, und man kann sagen, er hat sie sein Lebelang nicht ausstehen können — galt nicht der Nationalität überhaupt, sondern ihrer Ausartung. Er haßte den französischen Hochmuth; und das Gefühl, daß die eigne Nation vor diesem Hochmuthe im Staube kroch, schürte seinen Haß. Uebrigens wußte er die guten Seiten des französischen Charakters sehr wohl zu schätzen, ja er stellte die Franzosen in der eifersüchtigen Wahrnehmung „ihres nationalen Ruhms", in ihrem historischen Nationalgefühl und in ihrer Schätzung der eignen Litteratur und

Kunst gelegentlich (S. Hamburgische Dramaturgi=Werke Band VII, S. 82) den Deutschen sogar als Muster vor.*) Derselbe Mann der an Gleim schrieb: „Das Lob eines eifrigen Patrioten ist nach meiner Denkungsart das allerletzte, wonach ich geizen würde, des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich Weltbürger sein sollte," derselbe Mann der ein andermal dem Freunde das Bekenntniß ablegt: „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlands (es thut mir leid, daß ich ihnen vielleicht meine Schuld gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheint mir aufs Höchste eine heroische Schwachheit die ich recht gern entbehre" **) — ebenderselbe Mann war der eifrigste Patriot, der bewußteste Vertreter und Erwecker jenes wahren Patriotismus und jenes wahrhaften Nationalgefühls, die auf Selbstachtung und Achtungswürdigkeit beruhen. Diese in seinem Volke zu erwecken daran hat er sein ganzes Leben gearbeitet, und es ist nicht mehr nöthig zu sagen, mit welchem Erfolge. Zu diesem Zwecke verschmähte er selbst die Waffe des bittersten Spottes, des schneidendsten Hohnes nicht, wo sie durch den Gegenstand seines Angriffs herausgefordert und be=

---

*) Lessings Ansichten über Natinalität, Staat und bürgerliche Gesellschaft findet der Leser jetzt ausführlich dargestellt in meiner Biographie Lessings Th. II, S. 346—380. (Sechste Ausgabe 1869).

**) Lessings Werke XII., S. 125. f. 127. (Lachmann). In der zu erst genannten Stelle schickt Lessing in dessen — was wohl zu beachten — die Bemerkung vorauf: „Vielleicht zwar ist auch der Patriot bei mir nicht ganz erstickt," und sein Trauerspiel Philotas ist dafür ein schlagender Beleg; denn er feiert den Heroismus der Vaterlandsliebe, der Vaterlandsliebe mit dem bald darauf Lessings geliebtester Freund Kleist in den Tod ging.

rechtigt wurde. Sein Riccaut de la Marlinière in Minna von Barnhelm hat in dieser Hinsicht mehr gewirkt als das ganze Klopstock'sche Bardenwesen. Es war das Erstemal, daß in deutscher Zunge von einer deutschen Bühne herab einem Franzosen auf sein: „Mademoiselle parle français? mai *sans doute*, telle que je la vois? La demande était bien impolie — zugerufen, von einer gebildeten und vornehmen deutschen Jungfrau zugerufen wurde: „In Frankreich würde ich es zu sprechen suchen, aber warum hier? Ich höre ja, daß sie mich verstehen!" Lessing schlug den französischen Windsack, und meinte den deutschen Esel der ihn trug. Selbst seine ersten dramatischen Versuche entstanden aus dem Streben, seine Nation aus der absoluten Abhängigkeit ihrer komischen Bühne vom fremden „Witze" zu befreien. „Was herrscht auf unsern geeinigten Theatern? fragte er in der Vorrede, die er seinen ersten dramatischen Sachen voranschickte. „Ist es nicht lauter ausländischer Witz (Witz war nach damaligem Sprachgebrauch Geist überhaupt) der, so oft wir ihn bewundern eine Satyre über den unsrigen macht?"*) Als sein Freund Gleim ihm meldet (1757), daß er viele Franzosen sehe (es war kurz vor der Schlacht bei Roßbach), schreibt ihm Lessing einen eignen Brief, in welchem er ihn beschwört, nur ja seine Nationalität auf geistigem Gebiete würdig gegen die hochmüthigen Franzosen zu vertreten. Er preist die Franzosen glücklich, daß sie endlich einmal Gelegenheit haben, mit einem vernünftigen Deutschen in Deutschland selbst zusammen zu kommen, und sich zu überzeugen, „daß es eben nicht unsre größten Geister sind, die nach Paris

*) Lessing: Werke III., S. 4.

kommen. „Aber ich bitte Sie inständigst", ruft er ihm zu, „zeigen Sie sich ja als einen wahren Deutschen!" und nachdem er ihm dazu die ausführlichsten Regeln mit Beispielen der Ausführung versehen an die Hand gegeben hat, fügt er hinzu: — „selbst von Voltaire müssen Sie thun, als ob sie weiter nichts als seine dummen Streiche und Betrügereien gehört hätten. Das soll wenigstens meine Rolle sein, die ich mit jedem nicht ganz unwissenden Franzosen spielen will, der etwa nach Leipzig kommen sollte!"

Lessings Nationalitätsstreben ist Nothwehr. Nothwehr aber entschuldigt nach Lessing sogar Selbstlob, um wie vielmehr in diesem Falle das Streben eines kräftigen Geistes, seinem Volke das verlorne Selbstgefühl, das Gefühl der Selbstachtung wiederzugeben. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man Lessings Verhalten gegen die Franzosen beurtheilen, um es begreiflich zu finden, daß er bis ans Ende seines Lebens der Abneigung gegen sie nicht Herr werden konnte, daß er selbst im Scherze „mit keinem Franzosen irgend etwas gemein haben wollte" (XII. S. 248), und daß er überglücklich war, als er einmal „einen Franzosen, also, wie man behauptet, einen gebornen witzigen Kopf," auf einem Plagiate an einem deutschen Dichter ertappen konnte (III. S. 232). Es mag paradox klingen, aber es ist darum nicht weniger wahr, wenn man sagt: Lessing war national und patriotisch aus Haß gegen die Nationalität und den Patriotismus, d. h. gegen die Uebertreibung und Ausartung dieser beiden sonst auch für ihn wohlberechtigten Gefühle. Die Worte die er, im Begriff nach England zu reisen (1756) an Nikolai schrieb: „vielleicht lerne ich da nichts, als daß man eine Nation bewundern und hassen kann" (XII. 59), sind bedeutungsvoll im Munde eines Lessing.

Lessings Nationalitätsstreben ging also nicht über die Forderung der Selbstachtung, die er an sein Volk richtete hinaus, und sein Patriotismus war nichts weiter als die Pflicht eines jeden Volksgenossen, dahin zu wirken, daß das Volk, zu dem er gehört, seine Eigenschaften kultivire, und sich der Achtung anderer kultivirter Nationen würdig mache. Alles was darüber hinaus lag war vom Uebel für den Weltbürger.

Und der Politiker?

Eine deutsche Politik, wie wir sie kennen, wenn auch nicht haben, gab es damals so wenig wie es ein Deutschland gab. Von Verfassung und Verfassungsformen war keine Rede. Politische Bildung im modernen Sinne war ein völlig unbekannter Begriff in einem Volke, das von dreihundert und etlichen größeren und kleineren Gutsherren im besten Falle patriarchalisch, im gewöhnlichen despotisch, immer aber nach absoluter Willkür regiert oder vielmehr be- und verwirthschaftet wurde. Freilich gab es einzelne freie Menschen, Deutschland hat keinen freiern gesehen als Lessing war. Aber das kam daher, weil der deutsche Despotismus damals noch naiv war, weil er die einzelnen freien Geister leidlich gewähren ließ, und weil diese, wenn es ihnen in dem einen deutschen Vaterlande zu heiß wurde, nur wenige Schritte zu gehen brauchten, um in einem andern unbelästigt und aus dem Bereich etwaiger Verfolgung zu sein. Die polizeiliche Geisteseinheit Deutschlands war damals noch nicht erfunden, und noch Schiller und Goethe konnten seufzend der Zeit vor 1789 gedenken, wo in Norddeutschland zumal allen strebenden Geistern immer noch ein ganz leidliches Maaß privater Freiheit gelassen wurde, indem man von oben her ihr Thun und Treiben ignorirte. Was damals in Deutschland

Politik hieß, lief so ziemlich auf des ehrsamen Goetheschen Bürgers Geständniß hinaus:

> Nicht Bessers weiß ich doch an Sonn- und Feiertagen,
> Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei —

besonders wenn der Schauplatz hübsch weit ab lag von Haus und Hof, es brauchte nicht grade hinten in der Türkei zu sein, und wenn es nur „zu Hause," im Spezialvaterlande, beim Alten blieb. Einen Geist wie Lessing konnte das damalige politische Kannegießern nur anwidern. Und so sehen wir denn auch, daß in seinen sämmtlichen Briefen, die denn doch von 1749—1781 über ein Menschenalter umfassen, so gut wie gar nicht von Politik die Rede ist. Nur Struensee's Sturz in der Kopenhagener Palastrevolution scheint ihn um der Persönlichkeit des Mannes willen interessirt zu haben, denn seine Briefe kommen wiederholt auf diese Katastrophe zurück*). Während des siebenjährigen Krieges suchen wir dagegen vergebens nach einer Zeile über Kriegsereignisse und Schlachten, über die strategischen und diplomatischen Züge in dem großen Schachspiele. Sogar in den Briefen, die er aus Tauenziens Hauptquartier schrieb, ist keine Spur von politischen Neuigkeiten. Er verehrte in Friedrich dem Großen das Genie, und nennt ihn einen großen Kriegshelden, aber die blutige Balgerei um Landbesitz flößt ihm kein Interesse ein. Er haßte „das unselige Ding," Krieg genannt (XII. 100), und suchte das furchtbare Elend, das er rund um sich her erblickte, lieber zu vergessen, indem er sich in seine Studien und Arbeiten vergrub. Zu Friedrich dem Großen hatte er überdies ein ganz eignes Verhältniß. Die gekrönte Despotie

---

**) Werke XII., S. 240. 350. 354 360.

imponirte ihm nicht, wohl aber die Größe des Charakters, das Genie des Feldherrn, die rastlose Thätigkeit im vollen Gefühle einer ungeheuren Pflicht. Lessing war ein Sachse. Wer den Sonderpatriotismus der Deutschen in jener Zeit kennt, muß es groß finden, daß Lessing schon 1757 den König von Preußen, den Feind Sachsens bewunderte, und sich in Leipzig auf die Zeit freute, „wo er wieder in Berlin und nicht mehr genöthigt sein werde, es seinen Bekannten nur ins Ohr zu sagen, daß der König von Preußen dennoch ein großer König sei“ (XII., 82). Es sind ein Paar Gedichte erhalten, in denen Lessing, der Jüngling von einigen zwanzig Jahren, als Feuilletonist der Vossischen Zeitung wie man heute sagen würde, pflichtmäßig am Jahreswechsel und am Geburtstage den König besingt. Aber wie frei und edel, wie fern von aller niedrigen Schmeichelei sind diese Huldigungen, inmitten einer Zeit wo kriechende Vergötterung an der Tagesordnung war! Sie galten dem „Vater“ seines Volks, dem „menschlichen Helden,“ dem es ein Glück sein würde, wenn sein Volk schon seiner werth, d. h. wenn selbst ein erleuchteter Despot für dasselbe entbehrlich wäre*). Unter das Bildniß Friedrichs des Großen, das in seinem Zimmer hing, fand man später von seiner Hand die Worte geschrieben:

„Wer kennt ihn nicht?
Die hohe Miene spricht
Dem Denkenden. Der Denkende allein
Kann Philosoph, kann Held, kann beides sein.“

„Wenn ich mich recht betrachte,“ schrieb er in sein Tagebuch, „so beneide ich alle jetzt regierenden Könige Europa's, den einzigen Kö-

*) Werke I., S. 89, 96. 97.



nig von Preußen ausgenommen, der es einzig mit der That beweis't, Königswürde sei eine glorreiche Sklaverei!" Wem fällt nicht als Kommentar dazu das Wort des sterbenden Königs ein: „ich bin es müde über Sklaven zu herrschen!"

Aber die Anerkennung, welche er dem Kriegshelden, dem Genie, dem freien Denker auf dem Throne zollte, „den die Natur auch zum Weltweisen machen mußte, weil sie ihn zum Urbilde der Könige machen wollte"*), sie verblendete ihn nicht über die Natur der Willkürherrschaft auch der besten und genialsten. Unmittelbar neben jener Aeußerung über den großen König, findet sich in seinen nachgelassenen Papieren eine andere nicht minder wichtige, die ohne Zweifel auf denselben Fürsten sich bezieht: „Gott hat keinen Witz, und die Könige sollten auch keinen haben. Denn hat ein König Witz, wer steht uns für die Gefahr, daß er einen ungerechten Ausspruch thut, bloß weil er einen witzigen Einfall dabei anbringen kann?" Klingt das nicht als wäre es heute geschrieben? Er wollte keine Anstellung unter dem Preußischen Könige, und wir wissen auch ohne seines Bruders Aufklärungen**), warum er es nicht wollte. Vor seinem Abgange von Berlin nach Hamburg als Dramaturg des neuen Theaters schrieb er an Gleim (1. Febr. 1767): „ich hoffe es soll mir nicht schwer werden, Berlin zu vergessen. Meine Freunde daselbst werden mir immer theuer bleiben, aber alles übrige dort, vom größten bis zum kleinsten — doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verräth. Was hatt' ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen?" Gegen Nicolai aber

*) Vergl. Werke Band III., S. 190.
**) Lessings Leben I., S. 247. 249.

geht er vollständig mit der Sprache heraus. Nikolai hatte sich von Gleim gegen Wien einnehmen lassen. Er hatte gegen Lessing Berlin und die Preußische Freiheit gerühmt, weil man in Wien ein Buch von Moses Mendelssohn verboten hatte. „Das muß geschehen sein, antwortet (1769) Lessing ironisch, weil es in Berlin gedruckt ist. Sonst sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu reden und zu schreiben ja nichts. Sie reduzirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion soviel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Lassen Sie es doch aber einmal einen in Berlin versuchen, über andre Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es doch jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist." „Die große preußische Kaserne" war keine Luft, worin er ohne Noth lange athmen mochte.

Daß ihn bei diesen Ansichten selbst die Kriegsthaten des großen Königs nicht zu begeistern vermochten, daß er den Enthusiasmus Gleims und seiner Grenadierlieder nicht oder doch nicht durchweg theilen konnte, ist leicht begreiflich. War für ihn doch, wie er es in seinem ersten Litteraturbriefe ausspricht, dieser Krieg „nichts als ein blutiger Prozeß zwischen gekrönten Häuptern!" — Es ist bei dieser letztern Gelegenheit, daß jenes oben erwähnte politische und patriotische Glaubensbekenntniß Lessings in einem Briefe an Gleim

zu Tage kam. Gleim war darüber außer sich. Aber wie sollte sich ein Lessing, der Dichter der Humanität, dem der Krieg ebenso wie Goethen zuwider war, für das rein dynastische Interesse eines Kabinetskrieges erwärmen, wie sich für das „vaterländische" Kriegsheer begeistern, das meist aus geworbenen Söldnern aller Herren Länder, aus umgekleideten Sachsen, ja aus gefangenen Oestreichern bestand? Der Ausruf Tellheims in Minna von Barnhelm (V, 6) „hatte der Mohr kein Vaterland?" gehört hierher. Lessing war schon damals so weit, daß ihm das specifische Preußenthum und sein überschwänglicher Patriotismus gegenüber einem Kriege Deutscher gegen Deutsche, von Herzen zuwider war. Konnte er dafür, daß er auch hier seiner Zeit um ein Jahrhundert voraus, daß er in Wahrheit ein Deutscher war, und als Deutscher fühlte und empfand in einer Zeit, wo der nationale Begriff politisch und litterarisch den Deutschen abhanden gekommen war? In einer Zeit, deren einziger großer König die Nation, der er angehörte, verachtete und an ihrer Bildung und Bildungsfähigkeit verzweifelte, obgleich ein Lessing unter ihm lebte und schrieb.

Uebrigens ging es Lessingen mit den deutschen Politikern und Lokalpatrioten wie später mit den Theologen. „Was Sie mir," schreibt er 1777 an Nikolai, „von der guten Meinung sagen, in welcher ich bei den Berliner Theologen und Freigeistern stehe, erinnert mich, daß ich gleichergestalt im letzten Kriege zu Leipzig für einen Erzpreußen, und in Berlin für einen Erzsachsen bin gehalten worden, weil ich keins von beiden war, und keins von beiden sein mußte, wenigstens um die „Minna" zu machen" *).

*) Werke XII., S. 487, XIII., S. 155, Lessings Leben 2c. I., S. 189.

Und als er sie gedichtet, als er das erste deutsche Drama geschaffen hatte, das für die Nation den Blick aus der litterarischen und bürgerlichen, in eine höhere bedeutende Welt glücklich eröffnete, wie empfing das damalige Preußenthum diese Schöpfung? Preußische Reklamationen verhinderten längere Zeit die Aufführung des Stücks selbst in Hamburg bei der Bühne, wo Lessing selbst Dramaturg war, und Schwierigkeiten noch größerer Art fand natürlich die Aufführung in Berlin selbst*), die erst am 21. März 1768 erfolgte. Zwar wurde sie dann freilich zehnmal hintereinander vor einem vollen Hause wiederholt; als aber am Zehntenmal Prinz Heinrich und andre Personen des Königlichen Hauses gegenwärtig gewesen waren, da war es für eine Zeitlang mit der Aufführung vorbei. Später ward das Stück überhaupt in Berlin nicht mehr „goutirt" und Lessing schrieb darüber 1777 an Nikolai, der ihm das gemeldet hatte, in seiner kaustischen Weise: „Das Ding war zu seinen Zeiten recht gut. Was geht es mich an, wodurch es jetzt von dem (Berliner) Theater verdrängt wird!" Wir wissen, was Lessing von einer deutschen Nationalschaubühne seit dem Hamburger Versuche dachte, und Berlin schien ihm und seinen Freunden der letzte Ort dazu**), Berlin, die Hauptstadt des Staates, den er den sklavischsten in Europa zu nennen keinen Anstand trug, Berlin, wo die Censur selbst die preußischen Patriotismen eines Gleim unter ihre Scheere nahm. Daß Lessing sich politisch genirt gefühlt hat bei dem Gedanken an die dramatische Bearbeitung historischer Stoffe, das sieht man deutlich aus einer verlornen Be-

---

*) Werke XII., S. 184—185, Lessings Leben I., S. 239—240.

**) Werke XII. 466, XIII. 582.

merkung in seinen Kollektaneen, wo es unter der Rubrik: „Tragische Subjekte heißt: „Wenn man Karls I. tragisches Ende unter fremdem Namen auf die Bühne bringen wollte, so könnte man am Besten die ähnliche Geschichte eines Königs von Siam dazu nehmen, der um dieselbe Zeit von seinen Unterthanen der königlichen Würde entsetzt und hingerichtet wurde." Die Geschichte eines Königs von Siam! Jetzt, hundert Jahre nach Lessing, kommt ein Dramatiker doch noch zuweilen mit der Maske von Portugal durch! Und für einen politischen Zustand, der solche Sklaverei nöthig machte, sollte sich ein freier Geist wie Lessing, Lessing der die Freiheit und Manneswürde selber war, interessiren!

Er hat es nicht gethan. Er war seiner Zeit auch politisch um ein Jahrhundert voraus. Lessing war ein Republikaner, und zwar einer der besten die Deutschland bis auf den heutigen Tag gesehen hat. Ein Republikaner in partibus, ein theoretischer natürlich, nämlich in sofern er keine republikanischen Umwälzungen erstrebte. Aber in seinen Maximen, und Ansichten, in seinen Werken, in einer unabhängigen Lebensführung war er ein sehr praktischer. Wie lange sträubte er sich, ehe er zuletzt an der Schwelle des Alters sich dazu herbeiließ, in den Dienst eines Fürsten zu treten! und als er es that, war es die äußerste Noth die ihn zwang, und die Stellung eine solche, die ihn soweit als möglich an den äußersten Rand der großen Peripherie fürstlicher Dienstbarkeit brachte, ein Bibliothekariat in einer kleinen stillen Stadt. Es hatte eine Zeit gegeben, wo er an die Möglichkeit glaubte, daß deutsche Fürsten es redlich meinen könnten mit der Bildung des deutschen Volks. Aber er war nur allzu bitter enttäuscht worden. In seinem Nachlasse fand sich ein Blatt mit der Ueber-

schrift „an Mäcen," das ich niemals ohne Rührung lesen konnte, obschon mir sehr wohl bekannt war und ist, daß Lessing im Allgemeinen gar wenig von dem gepriesenen Medizeerthum hielt.

„Wer ists in unsern Tagen," heißt es in diesem Entwurfe zu einer Elegie, „hier in einem Lande, dessen Einwohner noch immer die alten Barbaren sind, der einen Funken von Deiner Menschenliebe, von Deinem tugendhaften Ehrgeize, die Lieblinge der Musen zu schützen, in sich hegte?"

„Wie habe ich mich nicht nach einem neuen schwachen Abdrucke von Dir umgesehen! Mit den Augen eines Bedürftigen umgesehen! Was für scharfsichtige Augen! Endlich bin ich des Suchens müde geworden, und will über die Afterkopien ein bitteres Lachen ausschütten. — —"

Aber neben diesem bittern Lachen blieb ihm noch das Gefühl des eignen Werths und der eignen Erhabenheit, die nie fähig wäre, „eine niedrige Rolle zu spielen und wenn auch Ordensbänder zu gewinnen ständen." Es blieb' ihm der edle Stolz, mit dem dieser Deutsche des achtzehnten Jahrhunderts, zu einer Zeit, wo kein lebender Mensch seines Volks solch einen Gedanken auch nur zu haben fähig war, ausrufen konnte:

„Ein König mag immer über mich herrschen, er sei mächtiger, aber besser dünke er sich nicht. Er kann mir keine so starken Gnadengelder geben, daß ich sie für werth halten sollte, Unwürdigkeiten zu begehen." *)

Wer solch ein Bewußtsein in einem von hunderten absoluter Fürsten regierten Lande und Volke hat, den kann man wohl einen

*) Werke I 208.

Republikaner nennen. Und Lessing's ganzes Bewußtsein ist republikanisch. Selbst dem größten Könige gegenüber empfindet er sich unbefangen als seines Gleichen, und zwar nicht etwa, wie die Theologen sagen, vor Gott, sondern vor dem eignen Selbstgefühl. In Lessing ist keine Faser von Goethe'scher Unterthänigkeit. Er ist auch gemüthlich der Republikaner, wie jener der Monarchist unter den deutschen Klassikern. Es ist zu begreifen, warum Lessing den angefangenen „Spartakus" liegen ließ. Der Stoff dieser „antityrannischen Tragödie*) war zu verfänglich für jene Zeit, aber seine Wahl ist bedeutsam, und Niemand wird die Bruchstücke ohne Interesse lesen. Spartakus, das rächende Genie der verachtetsten Menschenklasse, welche die Kultur des Occidents gesehen, sagt am Schlusse zum Konsul:

„Sollte sich der Mensch nicht einer Freiheit schämen,
Die es verlangt, daß Menschen seine Sklaven sind!"

Der Konsul erwiedert höhnisch:

„Ich höre, du philosophierst, Spartakus!"

Ist das nicht derselbe Hohn, mit dem das bewaffnete Privileg noch bis auf den heutigen Tag den Vernunftgründen des Unterdrückten geantwortet hat: „Ich höre, du philosophirest, Spartakus!" Der Gladiatorenfeldherr, der so edel für das Menschenrecht des Menschen spricht, er empfindet das Gift dieses Hohnes im tiefsten Innern. Er zuckt zusammen, wie von einer Natter gestochen:

„Was ist das? — Du philosophirst?
Doch, ich erinnere mich — Ihr habt den Menschenverstand

*) Danzel II, 2, 19.



In die Schule verwiesen, um ihn lächerlich machen zu können—
Wo du nicht willst, daß ich philosophiren soll,
Philosophiren! — es macht mich lachen! — Nun wohlan!
Wir wollen fechten! Lebe wohl,
Auf Wiedersehen, wo der Kampf am hitzigsten wird sein!"

Wenn du nicht willst, daß ich philosophiren soll, so wollen wir fechten! Ich fürchte sehr, das wird das Ende vom Liede sein, auch in dem Handel zwischen dem Spartakus und dem Konsul der Zukunft!

Wenn Lessing im Spartakus die Freiheit des Menschen gegen die Unmenschlichkeit des Sklaventhums vertrat, wenn er hier keinen andern Ausweg sah, als den der Gewalt, da man Ketten nicht mit humanen Gründen zerbricht, so feierte er in dem Trauerspiel „Henzi," dem ersten bürgerlichen Trauerspiele im ächten Sinne jenes Wortes, die Freiheit des Staatsbürgers, die eben so gut durch eine republikanische Aristokratie, als durch einen absoluten Despoten vernichtet werden kann. Henzi war ein Zeitgenosse Lessing's, ein edler und gebildeter Schweizer, ein Bürger der Republik Bern. Er büßte den Versuch, sein Vaterland von der Tyrannei des patrizischen Raths zu befreien, auf dem Schaffotte. Der kühne Lessing wagte, was Keiner vor ihm gewagt, einen gleichzeitigen historischen Stoff dramatisch zu behandeln. Die Berner Aristokraten verboten auf die bloße Nachricht hin, daß in Deutschland ein Trauerspiel ihren politischen Mord behandeln werde, die noch ungeschriebene Tragödie im Voraus*). Um so eher ging Lessing an's Werk. Das tragische Schicksal eines wahrhaften

*) Johann v. Müller's Werke, Bd. 29., S. 532.



Republikaners und Patrioten ergriff ihn tief. Er zeigt uns in Henzi einen Republikaner, der keinen andern Zweck hat, als die Freiheit für Alle. „Der Gott," ruft Henzi aus, als einer seiner Freunde fragt: ob auch der Zweck weiter gehe, als auf die Befreiung Berns?

„Der Gott, von dem allein uns Glück und Sieg muß kommen,
Der dreimal mächt'ge Gott straf' uns und unser Kind
Wenn sein allsehend Aug' uns eigennützig find't.
Wenn wir die Tyrannei nur darum rächen wollen,
Daß unsre Brüder sie in uns vertauschen sollen.

Ein reinerer Republikaner ist nie gezeichnet, wie dieser Henzi, der nur im äußersten Falle zur Gewalt schreiten will, weil —

„Den Fleck des Bürgerbluts kein Schwert kann rühmlich tragen,"

und der keinen sehnlichern Wunsch hat, als daß der Rath von Bern, der Despot, im letzten Augenblicke noch Vernunft annähme und das „Joch des Volkes" linderte —

Und gönnte sich den Ruhm, der keinen König ziert,
Daß er ein freies Volk durch freie Wahl regiert,
Dies macht Regenten groß, kein angemaßtes Recht,
Kein Menschen ähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht.

Dieser Republikaner, der die Möglichkeit nicht begreifen kann —

„— — wie sie sich glücklich schätzen,
Die unverschämt sich selbst an Gottes Stelle setzen,"

dieser Henzi ist — Lessing, der theoretische Republikaner, der jenes Trauerspiel dichtete, fast drei Menschenalter, bevor der Gedanke desselben in seiner Nation Wurzel faßte.

Lessing aber, der praktische Republikaner, der Republikaner

in Deutschland, unter absolutem Fürsten und despotischen Regierungen, das ist — der Tellheim in Minna von Barnhelm. Dieser verabschiedete preußische Major von 1763, der da sagt: „die Großen haben sich überzeugt, daß ein Soldat aus Neigung für sie sehr wenig, aus Pflicht nicht viel mehr, sondern alles der eignen Ehre wegen thut;" der „keine Gnade braucht, sondern nur Gerechtigkeit," der auch, als ihm Gerechtigkeit wird, jede Gnadenbezeugung ausschlägt, ist ein merkwürdiger Anachronismus. Minna hat ganz Recht, wenn sie von ihm sagt: „Sie sprechen, wie ein Mann sprechen muß, dem die Großen sehr entbehrlich sind." Dieser Major von Tellheim würde heute, hundert Jahre später, seiner Grundsätze wegen aus jedem preußischen Regimente durch Ehrengericht entfernt werden müssen. Denn er hat keinen Blutstropfen von dem loyalen Offiziersbewußtsein, das keinen andern Regulator für sein Thun und für sein Gewissen hat, als die Ansicht und den Befehl seines Königs und Kriegsherrn. Soldat sein, blos um sich zu schlagen, heute in Spanien, morgen in Afrika oder in der Türkei, heißt ihm, „wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts!" Man höre doch nur das Selbstbekenntniß dieses theoretischen Republikaners in der Majorsuniform. „Die Dienste der Großen sind gefährlich und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die sie kosten." Titel, Orden, Ehrenstellen sind ihm nichtige Dinge. Daß er Soldat gewesen, kann er höchstens nicht bereuen, aber er ist meilenweit entfernt, sich auf sein Soldatenthum etwas einzubilden. „Ich ward Soldat," sagt er, „aus Parteilichkeit (d. h. aus Parteilichkeit für das Genie des großen Friedrich), ich weiß selbst nicht, für welche politische Grundsätze, und aus der Grille, daß es für

jeden tüchtigen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine Zeitlang zu versuchen, um sich mit allem was Gefahr heißt, vertraut zu machen, um Kälte und Entschlossenheit zu lernen. Nur die äußerste Noth hätte mich zwingen können, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen."

Das war das Aeußerste, was der politische Dichter in einem Drama wagen durfte, das er auf die Bühnen Deutschlands, auf die Bühne der Residenz des deutschen Militairstaats bringen wollte, und ich bin überzeugt, heute im Jahre 1851 eingereicht würde die Minna von Barnhelm in Berlin einen Korb von demselben Theater erhalten haben.

Aber Lessing der politische Denker ist viel weiter gegangen. Dieser geborne Republikaner unter einem Volke von Knechten und Philistern, die wie der Bourgeoiswirth in Minna von Barnhelm an die Allweisheit ihres Königs glauben, und für die Allwissenheit der Polizei begeistert sind, er hat das in der Minna von Barnhelm angeschlagene Thema bis an seine äußersten Konsequenzen verfolgt.

Sein scharfes Auge sah sich um in der ihn umgebenden Welt, und sah in derselben den absoluten Staat und die absolute Kirche (gleichviel, ob katholische oder protestantische Kirche) als die zwei großen Faktoren der modernen Welt und der Sklaverei des menschlichen Geistes in derselben. Er wählte die Kirche aus, um gegen sie den Streich zu führen, und dichtete seinen Nathan. Er nannte es bescheiden „die Pfaffen ärgern," während er ein Werk schuf, dessen Gedanken eben so gewiß Eigenthum der ganzen Menschheit zu werden verdienen, als sie, wenn sie es geworden sind, die Existenz jeder Kirche und jedes übernatürlichen Dogmenglaubens, sowie je-

den Unterschied von Priestern und Laien aufheben müssen. Der einundzwanzigjährige Lessing sah dies symbolisirt in dem Schicksale Christi, der da lehrte: Gott ist ein Geist, du sollst ihn im Geiste anbeten. „Welcher Satz ist vermögender, alle Arten der Religion zu verbinden als dieser? Aber eben diese Verbindung war es, welche Priester und Schriftgelehrte gegen ihn erbitterte.“ (XI. S. 25.)

Und derselbe Lessing, der den religiösen schuf, trug sich im Geiste auch mit einem politischen Nathan gegen den absoluten Staat, die weltliche Kirche. Er wußte zu gut, daß zwischen beiden die genaueste Wechselwirkung, das intimste Bündniß besteht. „Aufgebrachten Priestern,“ sagt er einmal, „schlägt ein schlauer Pilatus nichts ab.“ Kann man es besser ausdrücken, daß Priesterthum und Absolutismus, geistlicher und weltlicher Despotismus, Hand in Hand gehn?

Unter den Papieren seines Nachlasses fand sich ein Blatt, auf welches Lessing in wenigen Lapidarzügen den Kerngedanken eines solchen politischen Nathan hingeworfen hat. Das Fragment, welches zwei Anfänge hat, ist überschrieben:

„Gespräch über Mönche und Soldaten.“

Zwei Sprecher A. und B. unterhalten sich. A. könnte ganz gut einen lichtfreundlichen konstitutionellen Liberalen unserer Tage abgeben. Wer B. ist brauche ich nicht erst zu sagen. „Muß man nicht erschrecken,“ so beginnt der erstere, „muß man nicht erschrecken, wenn man bedenkt, daß wir mehr Mönche haben, als Soldaten?“

B. Du willst sagen, daß es weit mehr Soldaten giebt, als Mönche.

A. Nein, nein! mehr Mönche, als Soldaten.

B. Erschrecken? Warum nicht eben sowohl erschrecken, daß es weit mehr Soldaten giebt, als Mönche? In dem und jenem Lande von Europa magst du Recht haben. Aber in Europa überhaupt? — Wenn der Landmann seine Saat von Schnecken und Mäusen vernichtet sieht: was ist ihm dabei das Schreckliche? Daß der Schnecken mehr sind als der Mäuse? Oder daß es der Schnecken oder der Mäuse so viele giebt?

A. Das versteh ich nicht.

B. Weil du nicht verstehen willst. — Was sind denn Soldaten?

A. Soldaten sind Beschützer des Staats.

B. Und Mönche sind Stützen der Kirche!

A. Mit eurer Kirche!

B. Mit eurem Staate.

A. Träumst du? Der Staat, der Staat! Das Glück welches der Staat jedem einzelnen Gliede in diesem Leben gewährt.

B. Die Seeligkeit, welche die Kirche jedem Menschen nach diesem Leben verheißt.

A. Verheißt!

B. Gimpel!"

Steckt nicht in diesen wenigen, wie in Marmor gehauenen Zeilen wirklich ein politischer Nathan, und mit ihm die ganze Weisheit unserer modernsten Zeit. Zunächst dieser prägnante Parallelismus, der Mönche und Schnecken, der Soldaten und Mäuse, beide die Saaten des Landmanns vernichtend, beide zehrend am Wohlstande und Vermögen der Gesellschaft. Mönche die Stützen der Kirche, Soldaten die Stützen des Staats; Kirche und

Staat in ihrem Wesen dasselbe, der Staat die politische Kirche, die Kirche der geistliche Staat. Das Glück, das der Staat „jedem einzelnen Gliede" in diesem Leben gewährt, gerade so reell wie die Seeligkeit, welche die Kirche jedem Menschen nach diesem Leben verheißt! Fürwahr! dieser Lessing ist ein Vorläufer des staatsfeindlichen Sozialismus, so gewiß wie er der Vater der freien Gemeinden ist. Heißt es nicht Alles sagen, was man gegen den Staat sagen kann, wenn man, wie hier Lessing thut, den blauen Dunst der von der Kirche verheißenen jenseitigen Seeligkeit dem Glücke gleichstellt, welches der von Soldaten gestützte und beschützte Staat jedem Einzelnen seiner Angehörigen, besonders den fabrikarbeitenden und tagelöhnernden Proletariern in diesem Leben gewährt? Lessing nennt denjenigen einen Gimpel, der das nicht einsieht — oder nicht einsehen will, denn er hat seinen B. stark in Verdacht, daß er sich dümmer stellt, als er ist. Es wird erlaubt sein, in Lessing's Namen diese Bezeichnung für die zu wiederholen, die hundert Jahre nach Lessing noch nicht so klug geworden sind, zu begreifen, was Lessing gemeint hat.

Erst mit dem stützenden Mönchthum wird der geistliche Despotismus der Kirche fallen, erst mit der Vernichtung des Soldatenthums der weltliche Despotismus des absoluten Staats. Der humane Lessing, der Dichter des Nathan, sagt es, und Amerika mag uns Bürge sein, daß seine Prophezeihung sich erfüllen wird.

Unter Lessing's Epigrammen sind nur zwei, die man politische nennen kann, das eine lautet:

„Was doch die Großen Alles essen!
Gar Vogelnester; eins zehn Thaler werth."
Was? Nester? Hab' ich doch gehört,
Daß manche Land und Leute fressen.
„Kann sein, kann sein! Gevattersmann!
Bei Nestern fingen die dann an."

Das zweite ist noch schärfer. Es faßt den ganzen Haß des freien Menschen gegen unbeschränkte Herrschaft in die schneidenden Worte:

„Wie heißt das schlimmste Thier mit Namen?"
So fragt' ein König einen weisen Mann.
Der Weise sprach: von wilden heißt's Tyrann,
Und Schmeichler von den zahmen.

Jena, August 1851.

Lessing ist der Johannes, der auf den Messias der Freiheit, auf Schiller verweis't.

Der Jüngling Schiller hatte dem Herrendienste gute Nacht gegeben und sich der Nation an's Herz geworfen. Doch nein! nicht der Nation, sondern — dem Publikum. In der Ankündigung der Thalia heißt es: „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Das Publikum ist mir jetzt Alles: mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich ganz an. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele."

Das Publikum also, nicht die Nation. Denn schon der vierundzwanzigjährige Schiller wußte, daß es wohl ein deutsches Publikum gab, aber keine deutsche Nation. „Wenn wir es erlebten," sagt er in derselben Zeitschrift, „wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation." Er hat es nicht erlebt, und die Deutschen sind bis auf den heutigen Tag noch keine Nation geworden. Der Jüngling Schiller glaubte einen Augenblick, von der Schaubühne herab seine Landsleute zu einer solchen bilden zu können. Er lernte erst später einsehen, daß

eine Nation wohl Nationaldichter und eine Nationalbühne schafft, aber nicht umgekehrt.

Es ist nicht anders! In Schiller ist keine Ader dessen, was bei unsern specifischen Nationalen und Patrioten Nationalismus und Patriotismus heißt. Und doch nennen auch diese ihn den vorzugsweise deutschen, ja den deutschesten Dichter. Ist das nicht wunderbar? Gewiß. Aber nicht für uns, die wir gerade die Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes darin setzen, daß ihm die Aufgabe beschieden werden konnte, jene Schranken zu durchbrechen, jene Bestimmungen auf ihr Maaß zurückzuführen und sie dem Begriffe der Humanität unterzuordnen. Wie oft haben es die deutschen Theologen ausgesprochen: nicht das politische, sondern das christlich-religiöse Gebiet sei die Arena, nicht das national-staatliche, sondern das weltbürgerlich-christliche sei das Interesse des deutschen Geistes? Niemand hat es ihnen verübelt, daß sie so redeten. Warum also den Stein auf uns werfen, die wir genau dasselbe sagen, wenn auch „ein wenig mit andern Worten?“ Warum es uns zum Verbrechen machen, daß wir mit Lessing und Herder, mit Schiller, Kant und Goethe unsere Religion, unser Christenthum und dessen Verwirklichung in der Menschheit, daß wir die Verwirklichung der Humanität und Freiheit aller Völker für diejenige höchste und letzte Aufgabe halten, auf deren Erfüllung hinzuarbeiten und immerfort hinzuweisen gerade dem deutschen Geiste vorzugsweise beschieden zu sein scheint?

Schiller ist kein Nationaler, kein Patriot. Es war nicht so thöricht länger als einen Augenblick zu glauben, daß Dichter, Künstler uud Schriftsteller eine Nation schaffen könnten, während ihn die Geschichte der Welt lehrte, daß umgekehrt nur eine Nation

auch nationale Dichter, Künstler und Schriftsteller bildet. Er war noch nicht dreißig Jahre alt, als er bereits erkannt hatte, daß das ausschließlich nationale, das vaterländische Interesse einer untergehenden Weltanschauung angehöre. „Wir Neueren," schreibt er an seinen Freund Körner, „haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht gleich kommt. Das letztere ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente — und was ist die wichtigste Nation anders? — nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist." Wir sehen, Schiller hat früher als Goethe und ganz unabhängig von ihm, den Gedanken der Weltliteratur und der damit zusammenhängenden humanen Weltbildung ausgesprochen. Dieser deutsche Christus, dessen Reich eben so wenig wie das des jüdischen „von dieser Welt" war, nämlich von dieser elenden ihn umgebenden Welt Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert, er hat sich nicht, wie man hier und da noch klagen hört, von dem Goetheschen nationalen und patriotischen Indifferentismus verführen lassen, als er den Deutschen zehn Jahre später im Xenienkampfe zurief:

„Zur Nation Euch zu bilden, Ihr suchet es Deutsche vergebens,
Bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menschen Euch aus.“

Er hat schon lange vor Arndts deutschem Frageliede ausgerufen:

Deutschland! Aber wo liegt es? ich weiß das Land nicht zu finden.
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

Es ist keine Frage, daß Schiller und Goethe in England, in einer staatlich gebildeten Nation geboren, nationale Dichter geworden wären. Aber es ist eben so gewiß, daß sie alsdann nicht die Dichter und Propheten einer neuen Weltanschauung, nicht Goethe und Schiller geworden sein würden. Das mag trivial klingen, aber wer kann dafür, daß das anscheinend Triviale von so vielen Menschen immer noch nicht begriffen wird.

Schiller war ein Deutscher und lebte in Deutschland. Als Praktiker des Ideals der Freiheit, die er in sich trug, hätte er Revolutionair werden und wie sein Jugendfreund Scharffenstein sagt: „auf dem Schaffotte enden müssen;“ denn Deutschland war ein Gefängniß schlimmer als Dänemark, mit zahllosen Löchern und Verschlägen. Er that es nicht. Statt eine politische und nationale Revolution zu machen, was nicht in seiner Macht stand, wurde er der Theoretiker der Freiheit, machte er eine humane Revolution. Praktisch emanzipirte er zunächst sich selbst. Er streifte die Fesseln des würtembergischen Spezialvaterlandes und des Herrendienstes von sich ab, und wurde ein Republikaner, ein literarischer natürlich, ein geistiger; er wurde ein deutscher Weltbürger. Zehn Jahre lang behauptete er sich als solcher auch äußerlich im strengsten Sinne des Wortes. Als ihn dann „der Hunger und die Liebe“ zwangen, ein Amt anzunehmen und seine Freiheit aufzugeben, war er lange darüber in Verzweiflung. Seine Briefe

an Körner muß man lesen, um diese Verzweiflung zu verstehen. Auch hielt er es nicht lange aus, und man kann sagen, daß er sich eigentlich nie in den modernen Beamtenstand einpferchen ließ. Er nahm einige hundert Thaler von einem Fürsten an, weil er keine andere Aussicht sah, das Nothwendige für eine Familie zu erwerben; aber er wollte lieber rein persönlich und menschlich einem menschlich gebildeten Fürsten verbunden bleiben, als sich um zehnfach höheren Lohn andern großen deutschen Musterstaaten der Büreaukratie einverbleiben. Er schlug die preußische Anstellung aus, und zog es vor, nur das Unentbehrlichste von seinem Herzoge von Weimar anzunehmen, während er den bei weitem größten Theil seines Lebensunterhalts sich durch eigne freie Thätigkeit erarbeitete.

Kant war es, der zuerst die Freiheit als theoretische Forderung hingestellt hatte. Schiller, auf Kant's Schultern stehend, entdeckte und erschuf die erste Verwirklichung jener geforderten Freiheit in der freien ästhetischen Welt, in der Welt der Schönheit und der Kunst. Er erfocht den ersten jener Siege der „moralisch-praktischen Vernunft," die Kant geweissagt hatte. Kant war ebenfalls theoretischer Republikaner. In einem despotisch regierten Lande lebend, in einem Lande das einen Landesherrn, d. h. einen Herrn und Besitzer des Landes als einzigen Regulator seiner Lebensäußerungen besaß, stellte er den Satz auf: „der Staat ist keine Habe, wie es der Boden ist, auf dem er seinen Sitz hat. Er ist eine Gesellschaft von Menschen, über die Niemand anders als sie selbst zu gebieten und zu disponiren hat." Wenn Kant sagt: der Staat ist das und das, so heißt dies, er soll es sein, er soll es werden. Dazu, zu diesem Werke, zu dieser

Entwicklung bedürfe es, wie er meinte, nichts weiter, als daß die Menschen allmälig mündig und darüber aufgeklärt werden, daß jeder Mensch Selbstzweck und daß es die Aufgabe der Menschheit ist, den Menschen als Selbstzweck zu verwirklichen. „Die Menschen,“ sagt er, „sind noch nicht mündig, aber man arbeitet daran, sie mündig zu machen. Wir leben noch nicht in einem aufgeklärten Zeitalter, aber wir leben in einem Zeitalter der Aufklärung.“ Der Königsberger Weise verzweifelte so wenig an dem endlichen Siege jenes großen Prinzips der Freiheit, daß er es offen aussprach: „Die Natur der Dinge werde zwingen auch wohin man nicht gerne will: fata volentem ducunt, nolentem trahunt.“ Eben so wenig trägt er Bedenken auszusprechen, „daß die Verfassung des wahren Staats republikanisch sein müsse,“ republikanisch insofern es das Volk ist, das sich seine Gesetze giebt, und das sich die Regierung bestellt, welche sie auszuüben hat.“

Und der Republikaner Kant war zugleich ein Weltbüger. Sein Menschheitsziel ist den „Föderalismus freier Staaten,“ ein Europäischer Weltstaat mit einem neuen Völkerrechte, eine freie Assoziation der freien Kulturnationen auf der Grundlage der Vernunft, eine Verbindung, welche den Krieg als ein Recht aufhebt und die Entscheidung durch einen allgemeinen Kongreß und durch ein Völkergericht an die Stelle der brutalen Gewalt des Egoismus setzt. Die Diplomaten haben über den Weisen gelächelt, aber sie selbst haben ihm in ihren Bestrebungen ohne es zu wissen gehuldigt. Denn was sind heilige Allianz und deutscher Bund anders gewesen, als Versuche, zum Besten eines andern Prinzips, zum Besten der Unfreiheit und Absolutismus, denselben Zweck

nur in beschränkteren räumlichen Verhältnissen zu erreichen? Kant erlebte die Anfänge amerikanischer Freiheit und die französische Revolution. Er hielt die letztere für einen Segen trotz aller mit ihr verbundenen Gräuel. Er hielt sie dafür, obgleich er ihr zeitweiliges Scheitern voraussah. „Auch ohne Sehergeist," sprach er, „glaube ich dem Menschengeiste die Erreichung dieses Zweckes (der freien Staatsform) und hiermit zugleich das von da an nicht mehr rückgängig werdende Fortschreiten zum Bessern voraussagen zu können. Denn ein solches Phänomen in der Menschengeschichte vergißt sich nicht mehr, weil es eine Anlage und ein Vermögen in der menschlichen Natur zum Bessern aufgedeckt hat, dergleichen kein Politiker aus dem bisherigen Laufe der Dinge herausgeklügelt hätte, und welches allein Natur und Freiheit nach inneren Rechtsprinzipien im Menschengeschlechte vereinigt." Ist es nicht, als hörte man Kants Thronfolger, Hegel reden, der von der Französischen Revolution sprechend ausrief: „So lange die Sonne am Firmamente steht und die Planeten um sie herumkreisen, war das nicht gesehen worden, daß der Mensch sich auf den Gedanken stellte, und die Wirklichkeit nach diesem erbaut. Anaxagoras hatte zuerst gesagt, daß der Gedanke die Welt regiert. Nun aber erst ist der Mensch dazu gekommen zu sagen, daß der Gedanke die geistige Wirklichkeit regieren sollte. Es war dies somit ein herrlicher Sonnenaufgang."

Also lehrte vor fünfundzwanzig Jahren der Philosoph in Preußens Hauptstadt.

Auch Schiller war erfaßt von der Begeisterung, „die damals mit erhabener Rührung die Welt durchschauerte." Aber er sah, daß Kant Recht hatte, wenn er sagte: „Faulheit und Feigheit

sind die Ursachen, warum ein so großer Theil der Menschen, nachdem die Natur sie längst von fremder Leitung freigesprochen, dennoch gerne zeitlebens unmündig bleibe, und es dadurch andern so leicht mache, sich zu ihren Vormündern aufzuwerfen." Im Hinblick auf diese Faulheit und Feigheit rief er aus:

„Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht!"

Oder wie es in den Briefen über ästhetische Erziehung des Menschen heißt: „Die moralische Möglichkeit, den Staat der Noth in den Staat der Freiheit zu verwandeln, fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfindliches Geschlecht!" Im Hinblick auf dieses Geschlecht war es, daß er die Freiheit in das Reich der Träume und das Schöne in das Reich der Kunst verwies, nicht im Hinblick auf die Zukunft der Menschheitsentwicklung überhaupt. Er wußte so gut wie sein Meister Kant, „daß auch das Fehlschlagen der ersten großen Revolution nichts gegen die Zukunft beweise, und daß, selbst wenn es gelänge Alles wieder in das vorige Gleis zurückzubringen, jene Begebenheit doch zu groß, zu sehr mit dem Interesse der Menschheit verwebt und ihrem Einflusse nach zu sehr auf die Welt in allen ihren Theilen ausgebreitet sei, als daß sie nicht den Völkern, bei irgend einer Veranlassung günstiger Umstände wieder in Erinnerung gebracht, und dieselben nicht zu Wiederholung neuer Versuche erweckt werden sollten!" Was Kant nöthigenfalls selbst auf dem Wege der Revolution erreicht haben will, ist die Bedingung zur Möglichkeit friedlicher Reform, zu einer Reform des innern Menschen, oder wie er es nennt, „der innern Denkungsart." Diese Bedingung spricht er sehr klar aus wenn er

sagt: Zur Reform der Denkungsart, mag sie noch so langsam vor sich gehen, ist nur die Freiheit nöthig, von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlich Gebrauch zu machen."

Diese Kantische Freiheit nahm sich Schiller auf seinem Gebiete. Er nahm sie sich für seine Religion:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen
Die Du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion."

Er nahm sie sich für den Glauben in der Unsterblichkeitsfrage:

Vor dem Tode erschrickst Du! Du wünschest unsterblich zu leben?
Lebe im Ganzen! Wenn Du lange dahin bist, es bleibt.

Er nahm sie sich für die Schranken der Nationalität, die er durchbrach und auf ihren wahren Werth als Bedingung der Individualität zurückführte. Er nahm sie sich endlich für die Politik, wenn er in der ganzen Weltgeschichte nur den fortgesetzten Kampf zwischen Herrschsucht und Freiheit erkannte. Das politische Glaubensbekenntniß, das er in der Thalia aufstellte, blieb sein Leitstern, als er zehn Jahre später in Jena Geschichte lehrte. Es lautete: „Das Grundprincip worauf alle Staaten beruhen müssen, ist, daß die Bürger sich selbst die Gesetze geben, denen sie gehorchen sollen, und daß Gehorsam und Pflichterfüllung aus Einsicht und Liebe zu den selbstgegebenen Institutionen, und nicht aus sklavischer Furcht vor der Strafe, oder aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines Obern entspringen." Darum bewunderte er die Solonische Verfassung des republikanischen Athen, weil sie diesem „Grundprincipium" entsprach, wie er die Verfassung Englands bewundert haben würde, wenn er sie gekannt hätte. Darum erschienen ihm Freiheit und Monarchismus ihrer Natur nach

eben so unverträglich, wie sie dem größtem Politiker der Hellenen erschienen. „Ein Souverain," sagt er bei der Schilderung von Karls V. Streit mit den Niederländern, „wird die bürgerliche Freiheit immer als einen veräußerten Distrikt seines Gebiets betrachten." Darum zog es ihn an, den Abfall der Niederlande zu schreiben, weil ihn „der Anblick einer Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache sich ungewöhnliche Kräfte paaren, und die Hülfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei im ungleichen Weltkampfe siegen," mit einer Bewunderung erfüllte, „wie sie der Pöbel nur den schimmernden Thaten der Ruhmsucht und verderblichen Herrschbegierde zollt." Darum war ihm im Anblick dieses Freiheitskampfes „der Gedanke groß und beruhigend, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch Hülfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm des Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hülfsquellen endlich erschöpfen kann." „Ein herzhafter Widerstand," sagt Schiller; der passive, der sechzig Jahre später in Deutschland erfunden wurde, war ihm noch unbekannt. Er gestand offen, daß ihn diese und keine andere Betrachtung dazu geführt, den Abfall der Niederlande zu schreiben; daß es sein Zweck sei, „die eigne Begeisterung an diesem großen und erhebenden Gedanken auch andern mitzutheilen." Ja er ging noch weiter, und deutete ganz offen auf Deutschland hin mit den Worten: „Die Kraft mit der das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein

Wagestück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn — ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen.“ Schiller unterdrückte später diese letzten kühnen Worte (sie stehen in Wieland's deutschem Merkur 1788 I., S. 6). Er war unterdessen Professor in Jena, und also „aus einem Weltbürger ein Staatsdiener“ geworden. Aber das Urrecht des gedrückten, unwürdig behandelten Volks zur Revolution strich er nicht ebenso aus seinem Glaubensbekenntnisse. In seinem Schwanenliede, im Tell, stehen sie für ewig da, die Worte der deutschen Marseillaise:

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter seine ewgen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht.
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben!

Diese Worte, klingend wie die goldnen Pfeile im Köcher des zürnend daherschreitenden Apollo, sind ein theures Vermächtniß, das der deutscheste Dichter seinem Volke sterbend hinterlassen hat. Und schon ihr Klang allein erschreckte ein Menschenalter lang die Herzen der Gewaltigen, wie die übermüthigen Freier erbebten als der duldende Held Odysseus die gespannte Senne des gewaltigen Bogens prüfend erklingen ließ:

„Und mit der rechten Hand versucht' er die Senne des Bogens;
Lieblich tönte die Senne und hell wie die Stimme der Schwalbe.
Schrecken ergriff die Freier und aller Antlitz erblaßte.“

„Lieblich und hell wie die Stimme der Schwalbe," denn die Schwalbe ist die Verkünderin des Frühlings.

Schiller hat Ernst gemacht mit dem Gedanken der Freiheit nach allen Richtungen hin. In dem einzigen Satze, den er in den Briefen über die ästhetische Erziehung der Menschheit ausspricht: daß der zur vollen Freiheit des Denkens gelangte Mensch in seinen Göttern sein eignes Bild erblickt, indem sie seine Vorstellung werden, liegt die ganze Feuerbachsche Anthropologie enthalten. In dem zweiten Satze: daß der Staat niemals letzter Zweck sein darf, daß er nur wichtig ist als eine Bedingung, unter welchen der Zweck der Menschheit, Ausbildung aller Kräfte des Menschen erfüllt werden kann, daß daher dem Staate nie der Mensch zum Opfer gebracht werden darf — in diesem zweiten Satze liegt der ganze Grundgedanke des vernünftigen Sozialismus. In dem scharfen Unterschiede endlich, den er zwischen der Nationalfreiheit der Griechen und Römer und zwischen dem modernen Gedanken der „Menschenfreiheit" aufstellt, jenes Gutes das an Werthe zunimmt, je größer die Anzahl derer wird, die es mit uns theilen, ist der Gedanke des Föderalismus aller Kulturnationen der Welt, und nicht als Traum und frommer Wunsch, sondern als Ziel und Aufgabe des Strebens für alle bewußten Menschen ausgesprochen. „Es ist die Aufgabe den Staat der Noth in den Staat der Freiheit zu verwandeln," in den Staat wo Menschenfreiheit, Menschenrecht und Menschenwürde in jedem und für jeden Genossen dieses Staats zur vollen Geltung kommen. Schiller kannte kein absolutes Recht günstiger gestellter Minderheiten, keine Glaubensausschließung, kein durch Gesetze bestimmtes festes Glaubensschema. Er nannte den Versuch: eine Nation durch Gesetze zwingen zu wollen,

bei dem Glaubensschema beständig zu verharren, das ihr in einer gewissen Periode als das vortrefflichste erschienen wäre, „ein Attentat, das keine auch noch so scheinbare Ansicht würde rechtfertigen können, weil es unmittelbar gegen das höchste Gut, gegen den höchsten Zweck der Gesellschaft gerichtet wäre.“ Die „deutschen Grundrechte,“ von den ersten Vertretern der Nation des Dichters ein halbes Jahrhundert später aufgestellt, sind nichts als der erste Versuch, Schillers Forderungen ins Leben zu rufen. Er wird nicht der letzte sein. Die deutsche Nation wird nimmer vergessen, daß ihr edelster Sohn, daß Schiller ihr zugerufen hat: „Der Geschlechtscharakter des Menschen ist der freie Wille, deßwegen ist dem Menschen nichts so unwürdig als Gewalt erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns anthut macht uns nichts Geringeres als die Menschheit streitig; wer sie feiger Weise erleidet, wirft seine Menschheit weg.“ Giebt es einen Menschen der zu leugnen wagt, daß unserm Volke Gewalt angethan worden ist, seitdem sogar ein Erzherzog des Hauses Oestreich jene Worte Schillers in dem Ausspruche wiederholt hat, mit dem er dem deutschen Volke am 15. Juli 1848 zurief: „Deutsche! nach Jahren des Druckes wird Euch die Freiheit voll und unverkürzt. Sie wird Euch nimmer entzogen werden, denn Ihr werdet wissen sie zu bewahren!“

Aber, wird man sagen, Schiller war ein Idealist, ein Dichter, der die Verwirklichung seiner Gedanken über die Würde des Menschen, die ihm allein durch die Anerkennung seiner Freiheit und seines Menschenrechts zu Theil wird, in das Reich der Schönheit und Kunst, ins Reich der Träume verweis't? der nichts davon

hören mochte, daß die Frage der Menschenwürde auch eine Brod- und Kleiderfrage, eine Frage der befriedigten Nothdurft ist?

Nichts weniger als das. Schiller war selbst allzulange Proletarier, Helot der Arbeit gewesen, um sich gegen diese reale Seite der Freiheitsbedingung zu verblenden. Es sind nur zwei kleine Zeilen in denen er sein Glaubensbekenntniß darüber ausgesprochen hat, aber sie könnten als Motto stehen vor jedem Werke, das die Frage des absoluten Besitzes und der Garantie menschenwürdiger Existenz behandelt. „Würde des Menschen“ sind sie überschrieben, und lauten wie folgt:

„Nichts mehr davon, ich bitt' Euch! zu essen schafft ihm, zu wohnen,
Habt Ihr die Blöße bedeckt giebt sich die Würde von selbst.“

Einer von den zahllosen Jammerhelden, welche gegen die Schiller-Goetheschen Xenien zu Felde zogen, meinte das vorstehende Distichon mit der Erwiderung zu schlagen: wenn die Befriedigung solcher leiblichen Nothdurft die Bedingung der Menschenwürde sei, so müsse ein Domherr das Ideal Schillerscher Menschenwürde abgeben! Und der neueste Herausgeber und Geschichtsschreiber des Xenienkampfes meint, der Mann habe so Unrecht nicht gehabt mit dieser „fantastischen Auslegung!“*) Schiller sagt aber mit jenem Distichon nichts anderes, als was Goethe mit den dürren Worten ausgedrückt hat, „daß die bürgerliche Schätzung und Achtung die Einer genieße, zunächst auf der Sicherheit seines Auskommens und seiner äußerlichen Stellung beruhe;“ eine Bemerkung, von deren Richtigkeit man sich jeden Tag überzeugen kann. Setzt doch selbst der Apostel voraus, daß der Mensch „Nahrung und Kleider“ haben

*) Ed. Boas: Schiller und Goethe im Xenienkampfe II., S. 118.



müsse, wenn er sich genügen lassen soll. Daß er von Wohnung nicht spricht kommt daher, weil er im Süden lebte. Unter unserm nordischen Himmel würde Paulus auch diese dritte Forderung nicht vergessen haben.

Goethe aber hat sich niemals dazu herbeigelassen, wie so manche scheinheilige Verfasser des „Glücks der Armuth" thun, die „armen Reichen" zu beklagen, wegen der vielfachen Nöthen und Sorgen die der Reichthum für den Besitzer mit sich führe. Er wußte daß nur diejenigen Reichen zu beklagen sind, die bei ihrem Reichthum geistesarm und bildungslos und ohne edle, große und schöne Interessen sind. Sein Ausruf:

> Du trägst sehr leicht, wenn du nichts hast,
> Aber Reichthum ist eine leichtere Last.

ist ganz direkt gegen jene scheinheiligen Sophisten gerichtet. Und ihm nahe verwandt ist das andere Xenion, in welchem er eine andere Sorte von Sophisten abfertigte, welche zu behaupten lieben, daß jedes Talent und jedes begeisterte tapfere Streben seines Erfolges und Zieles in dieser „weise geordneten" besten Welt sicher sein könne:

> Wonach Einer ringt
> Das ihm gelingt,
> Wenn Manneskraft und Hab'
> Ihm Gott zum Willen gab.

Schiller lebte in Deutschland, in einem unfreien Volke. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution gebot selbst die Klugheit Zurückhaltung. Der Kreis dessen was bis dahin dem Schriftsteller und Dichter zu sagen erlaubt gewesen war, ward immer enger. Wenige Meilen von Weimar verbot man die Aufführung

der Räuber und des Wallenstein. Die blutigen Gräuel, mit denen sich die Sache der Menschheit in Frankreich befleckt hatte, stießen Schiller zurück, und die Einsicht in die Ohnmacht, Feigheit und Rohheit des mit ihm lebenden Geschlechts machte ihm die im Französischen Sinne fortdeklamirenden deutschen Revolutionaire zuwider. Er verhöhnte nicht nur einen Reichard, er verging sich sogar in der Erregung des Moments an einem Forster, dem edelsten deutschen Freiheitsmärtyrer aus jener Zeit. Das alles ist wahr, und erklärt sich aus seinem damaligen Bekenntnisse: „glühend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich gegen den einzelnen Menschen und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht, wie es wirklich vorhanden ist, das ist mein Wahlspruch!" Er wollte Deutschland und die Menschen auf dem Wege der Kultur zur Freiheit führen. „Die Bedingung der Kultur aber ist die Ruhe." Dadurch stellte Schiller Kultur und Freiheit im Gegensatz zu einander. Denn er sagt unmittelbar darauf: „nichts ist der Freiheit gefährlicher als die Ruhe." Nämlich der werdendeu Freiheit, der Freiheit die noch um Anerkennung ihrer ersten Grundsätze kämpfen muß, jener Grundsätze, die Kant und Schiller so klar und einfach aussprechen. Sind diese Grundsätze gesichert, hat ein Volk die Freiheit sich errungen, „von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlich Gebrauch zu machen," dann, — aber auch nur dann erst ist der Zeitpunkt eingetreten, „wo Kultur und Freiheit unzertrennlich verbunden erscheinen". Auch dies große, lehrreiche Wort hat Schiller ausgesprochen, und mit ihm die Frage was nachstehen muß: das Streben nach Kultur, oder der Kampf um die Freiheit? für ewig beantwortet.

Keine Republik ohne Republikaner, keine Freiheit ohne freie

Männer. Freilich. Es giebt auch kein Heer ohne Soldaten. Soldaten aber werden nicht geboren, sie werden dazu gemacht, geübt, geschult von tüchtigen einzelnen Exerziermeistern. Und auch dann sind sie erst nur noch theoretische Soldaten. Der Soldat wird erst Soldat auf dem Schlachtfelde, der Krieg, nicht das Friedens-Manoeuvre macht ihn fertig. Gerade so ists mit der Freiheit. Schiller war ein Exerziermeister der Menschheit. Er hat uns vorgeübt für den Kampf um die Freiheit. Er hielt es „für die Aufgabe von mehr als einem Jahrhundert" (hört es, Ihr Allzueiligen!) den deutschen Menschen innerlich für die Freiheit, ja nur für den Kampf um ihre Verwirklichung vorzubereiten. Er sah sich um nach dem einzigen Mittel und Werkzeug für jenen nächsten Zweck, und fand es in der Bildung durch die Poesie und Kunst, „die allein noch den Einflüssen einer barbarischen Staatsverfassung entzogen sei." Diesen Hebel ergriff er, mit ihm suchte er zu wirken, und — wer wollte jetzt noch fragen, ob er damit gewirkt hat? Es gab keine Tribüne in Deutschland, von der ein Vertreter der Nation die Souveränetät derselben proklamiren konnte. Schiller proklamirte sie in seinen Schriften und Dichtungen. Er sprach es aus, nicht Maria Stuart (Akt IV. Scene 9):

— „Mein Volk mag wählen
Ich geb ihm seine Majestät zurück!"

Er sprach es aus: „daß es einer ganzen einstimmig handelnden Nation erlaubt sein müsse, einem eidbrüchigen Könige die Pflicht aufzukündigen und ihre Majestät zurückzunehmen."*) Er richtete an Deutschland den Aufruf:

---

*) Schillers Werke IX., S. 141. S. 102. Oktavausgabe.

Große Monarchen erzeugtest du, und du bist ihrer würdig,
Den Gebietenden macht nur der Gehorchende groß.
Aber versuch' es, o Deutschland! und mach es deinen Beherrschern
Schwerer, als Könige groß, leichter, nur Menschen zu sein.

Was aber bleibt von einem Könige übrig, der nur Mensch ist? Schwerlich mehr als Englands Königin Victoria jetzt von einem „Beherrscher" hat.

Lessing, Kant, Schiller, was sind sie anders, als die Evangelisten der Religion der Freiheit, einer Freiheit die keine Schranke anerkennt als die eigne Natur des Menschengeistes und die Bedingungen seiner zeitlichen Entwicklung. Und eine Religion, die solche Verkünder und Zeugen hat, sollte keine Zukunft haben für die Menschheit?

Nimmermehr!

Jena, im August 1851.

Heute fuhren wir zum zweitenmale nach Dornburg. Als ich es neulich das Erstemal sah, war es noch zu früh im Jahr, die Natur noch zu weit zurück, als daß es mir den vollen Eindruck seiner Schönheit gemacht hätte, den ich heute in wünschenswerther Gesellschaft mit doppeltem Entzücken genoß.

Etwa anderthalb Stunden unter Jena, da wo sich das Saalthal mehr und mehr in die Breite dehnt, liegt auf der Höhe des Kalkflötzgebirges, welches den linken Rand des Thales bildet, dicht an den schroffen Absturz vorgerückt, das Schloß, oder vielmehr die drei Schlösser von Dornburg. Sie verdecken dem vom Thale Kommenden die Ansicht der kleinen hinter ihnen liegenden Stadt, zu welcher in Schlangenwindungen eine wohl unterhaltene Fahrstraße aus dem Thale hinaufführt. Die kleine Stadt lag so schlummermüde da im sanften Sonnenschein des Spätnachmittags. Auf dem großen ungepflasterten Platze, an dem das Rathhaus steht, das zugleich Wirthshaus ist, plätscherten Enten und Gänse in einem Regenwasserteiche, wobei ihnen ein Paar Kinder Gesellschaft leisteten. Einst war dies hier unter den sächsischen Kaisern eine kaiserliche Pfalzstadt, und wohl zwanzigmal größer als jetzt,

wo das Städchen etwa hundert Häuser zählt. Die Stadt ward als Grenzveste gegen die Sorben und Wenden im siebenten Jahrhundert erbaut, und ihr Name vom slavischen Dorna, was Wiesengrund bedeuten soll, hieß die Burg am Wiesengrunde.

Dicht am äußersten Rande der schroff in das Thal hinabfallenden Felswand erheben sich in ganz gleicher Entfernung von einander drei Schlösser, welche durch die reizendsten Gartenterrassen mit einander verbunden sind. Am meisten nördlich, da wo der Felsenrand eine Ecke nach Westen zu bildet, liegt das alte Schloß, auf den Grundmauern der alten Kaiserpfalz erbaut, mit seinen Erkern und Giebeln, Vorsprüngen und Thürmchen, von Epheu und Reben umrankt, ungemein malerisch anzuschauen. Der Kaisersaal dient jetzt als Amtsstube, und die modernen Fensterbrüstungen in gelber Holztünche mit saubern Vorhängen und freundlichem Blumenschmuck, welche die Wohnung des Amtmanns bezeichnen, stechen wunderlich ab gegen das altergraue Gemäuer und die rostigen Windfahnen der schiefergedeckten Thürme. Südwärts von dem alten, in der Mitte, liegt das neue Schloß, im leichten luftigen Charakter italienischer Sommervillen, verwandt dem Baustyle des Lustschlosses Belvedere, vom Herzoge Ernst August von Weimar erbaut. Die gewaltigen Unterbauten mit zwei, im scharfen Winkel eines verschobenen Vierecks über einander vorspringenden, durch Treppen verbundenen Steinplattformen, geben der heiteren Leichtigkeit des zweistöckigen Baues die gediegene Grundlage. Hier dichtete Goethe die ersten Akte seiner Iphigenie, ehe er sie in Italien vollendete. Und wie er in den Tagen seiner Jugend mit seinem fürstlichen Freunde sich oft und gern aus dem lärmenden Treiben des Weimarischen Mikrokosmus zurückzog in die liebliche

Einsamkeit dieses Ortes, den beider Freunde Natur- und Kunstsinn durch die reizvollsten Gartenanlagen von schattigen Wandelgängen, Blumenterrassen und Weinpflanzungen zu einem in seiner Art einzigen Sommeraufenthalte umschufen, so war es auch hier auf diesen Höhen, wo der Greis im Genusse dieser Schöpfung und durch den freien und großen Blick in die allheilende Natur sich aufzurichten und herzustellen suchte von dem schwerem Schlage, der ihn im Sommer des Jahres 1828 durch die Kunde von Karl August's Hinscheiden getroffen hatte. Es war das dritte, kleinste, am südlichsten Ende des Felsenhanges liegende Schlößchen, welches ihn vom 7. Juli bis 12. September 1828 tröstlich aufnahm. Eine Bleistiftnotiz, von seiner Hand an die Holzbrüstung seines Arbeitszimmers geschrieben, ist von der Pietät der Besitzer unter Glas eingerahmt, so auch die ebenfalls von ihm am gleichen Orte täglich angemerkten Barometer- und Thermometerstände. Denn die seit fünfzig Jahren von ihm unablässig betriebenen Naturbetrachtungen waren es auch hier, die ihm in seinem Schmerze jenen Trost gewährten, den er so rührend in dem damals entstandenen Gedichte an den aufgehenden Vollmond aussprach:

Willst du mich sogleich verlassen?
Warst im Augenblick so nah.
Dich umfinstern Wolkenmassen,
Und nun bist du gar nicht da.

Doch du fühlst, wie ich betrübt bin,
Blickt dein Rand herauf als Stern!
Zeugest mir, daß ich geliebt bin,
Sei das liebste noch so fern.

So heran denn! hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht.
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Ueberselig ist die Nacht!

Der Schloßaufseher, welcher in dem unterstem Stockwerke dieses kleinsten Schlosses seine Wohnung hat, führte uns durch die verschiedenen Räume, von denen die im mittleren Schlosse befindlichen der Großherzogin Louise als Sommersitz gedient. Ueberall in Einrichtung und Ausstattung herrscht die größte Einfachheit und eine Abwesenheit allen und jeden Prunks, die in Erstaunen setzt. Es ist aber auch kaum nöthig, hier auf besondern Comfort und Glanz zu denken, wo Umgebung und Aussicht überall das Heiterste und Lieblichste darbieten, was nur schöne Natur in Deutschland zu gewähren vermag. Denn überall, aus jedem Fenster, von jedem Altane, auf jedem Ruhepunkte der wohlunterhaltenen, mit allen möglichen blühenden Gewächsen reich ausgeschmückten Terrassen, die unaufhörlich auf- und absteigend, durch Treppen und Treppchen verbunden, von eisernen Geländern eingefaßt, mit edlen Obstbäumen und Weinpflanzungen an breiten Spalieren reich geschmückt, sich viele hundert Schritte lang am Rande des Felsens hinziehen — überall bietet sich dem Auge die fröhliche Nah- und Fernsicht über ein lieblich grünendes Thal, von der rauschenden Saale mäandrisch durchflossen, von freundlichen Dörfern, Landhäusern, Mühlen und bedeckten Brücken heiter belebt. Weinberge und Kornfelder, Baumpflanzungen und Waldstriche ziehen sich überall hinauf, fast bis an die Gipfel der gegenüber liegenden, sanft geschwungenen Berghöhen, welche, hier näher anspringend, dort weiter zurücktretend, das Thal einfassen. „Hier

fragt sich's gar nicht, ob man fröhlich ist oder sein will," schreibt Goethe an Zelter; „das Ganze ist heiter, munter, verständig schön, weitläuftig und doch übersehbar." Und die ausführliche Schilderung, welche er von diesem Ganzen in jenem bekannten Briefe giebt, den er von hieraus zugleich als Huldigung für den Nachfolger Karl August's an Herrn von Beulwitz schrieb*), überhebt mich der Mühe eine eigne weitere Beschreibung zu versuchen.

Als ich aus dem Hause heraustretend noch einen letzten Blick auf dasselbe warf, fiel mein Auge auf eine lateinische Inschrift über dem Eingange, welche mit der Jahreszahl 1608 bezeichnet ist. Sie lautet:

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!
His qui praetereunt, det bona cuncta Deus!

das heißt nach Goethe's Uebersetzung:

Freudig trete herein, und froh entferne dich wieder?
Ziehst du als Wandrer vorbei segne die Pfade dir Gott!

Und wie ich ihn freudig betreten und froh verlassen habe, diesen geliebten Ruhesitz des unsterblichen Dichters, so möge auch, wenn ich in nur allzunaher Zeit, ohne weilen zu dürfen, ihm vorbeiziehen muß, „ein Gott mir die Pfade gesegnen."

*) Werke Bd. 60, S. 304 ff.

Druck von J. Draeger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.



